

# Die „heiligen Stätten“ in Görlitz / Eine fragwürdige Angelegenheit?

Wer in die Neißestadt Görlitz kommt, sollte die Gelegenheit wahrnehmen, den ältesten allegorischen Landschaftsgarten auf deutschem Boden zu besuchen: die spätmittelalterliche Nachbildung der „Heiligen Stätten“ Jerusalems. Der evangelische Christ, der erst in die Kreuzkapelle und dann in das „Heilige Grab“ hineinschaut, wird vielleicht zuerst an das Wort des Engels erinnert, der am Ostermorgen den traurig in das Grab Christi blickenden Frauen zurief: „Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten?“ Und dann wurden sie aufgefordert: Kehrt um und bezeugt es den andern, daß er auferstanden ist.

Daß Christi Grab in Jerusalem erst vom 4. Jahrhundert ab Gegenstand der Verehrung wurde, läßt darauf schließen, daß die ersten Christen, wenn sie in die Nähe dieses Ortes kamen, sich gesagt haben mögen: Er ist nicht hier, er ist auferstanden und

spontan ihre Ostergesänge anstimmen, sobald sie vor dem Görlitzer Heiligen Grab stehen. Kein Exarch des Moskauer Patriarchats wird, wenn er mit seiner Begleitung nach Görlitz kommt, den Besuch des Heiligen Grabes versäumen, um dort, überwältigt von der Symbolsprache dieser Bauwerke, seine Verehrung zu bezeugen.

Wir evangelischen Christen sind da etwas zurückhaltender. Aber viele Görlitzer Christen lassen sich jedes Jahr am Karsamstag-Abend zu einer „Feier der Grabesruhe Christi“ auf dieses Gartengelände im nordwestlichen Teil der Stadt zusammenrufen. Ihre besondere geistliche Bedeutung empfängt diese Feier durch den Zeitpunkt: nicht mehr Karfreitag und noch nicht Ostern. Die Glocken sind verstummt, aber die Vögel singen in den Abend hinein, und die Posaunen rufen den kommenden Tag herbei. Zu dieser Stunde erwartet die Gemeinde die Deutung der Worte: „...hinabgestiegen in das Reich des Todes...“

## Wie es zum Heiligen Grab kam

Die Geschichte dieser spätmittelalterlichen Görlitzer Anlage sei kurz berichtet. Noch 1453 wird an dieser Stelle, sechs bis sieben Meter über einem in die Stadt führenden bedeutenden Fernverkehrsweg, eine kleine Kreuzkapelle erwähnt — damals noch außerhalb der Vorstadt — in die man durch das Kreuztor gelangte. Diese Kreuzkapelle stand auf dem Friedhof der ungetauften Verstorbenen und der Hingerichteten, die man als aus der Gesellschaft Ausgestoßene nicht in geweihte Friedhofserde legen wollte, denen man aber wohl gerade darum das Symbolzeichen dessen gewährte, der nach der Schrift auch außerhalb der Stadt als „Gottloser und Verbrecher“ sein Leben für alle Sünder am Kreuz dahingegeben hatte.

Diese kleine Kreuzkapelle scheint damals erneuerungsbedürftig geworden zu sein. Nun traf es sich, daß der in seiner Jugend wohl etwas leichtsinnige reiche Bürgermeistersohn Georg Emmerich aus persönlichen und vielleicht auch aus politischen Gründen 1465 eine Pilgerreise nach Jerusalem antrat. Ein Jahr später folgte noch eine andere wohlhabende Görlitzer Bürgerin seinem Beispiel. Beide waren mit so starken Eindrücken, von dem, was sie in der heiligen

Stadt erlebt hatten, zurückgekehrt, daß der Rat der Stadt Görlitz beschloß, die heiligen Stätten Jerusalems auf dem Gelände der Kreuzkapelle nachzubilden. Von der Problematik um die genaue Lage von Golgota und dem Grab Christi war man damals noch unberührt. Heute weiß man wenigstens auf Grund sehr genauer archäologischer und literarischer Forschungen, daß beide Stätten da gelegen haben können, wo sie heute unter dem sie vereinigenden Dach der Jerusalemer Grabeskirche verehrt werden.

Vielleicht wußte Emmerich damals nicht, daß er sich seinerzeit in Jerusalem bereits vor dem vierten Bau des Heiligen Grabes befand, der an der Stätte mehrfacher und tiefgreifender Zerstörungen zuletzt um 1048 wieder errichtet worden war. Auch der Golgotafelsen hatte bis zum 15. Jahrhundert mindestens eine dreimalige Umgestaltung erfahren. Von der ursprünglichen glanzvollen Konstantinischen Grabeskirche des 4. Jahrhunderts waren nur noch wenige restliche Grundmauern in den Kreuzfahrerbau einbezogen worden. Emmerich hatte sich einige Lage-skizzen angefertigt und sich die Zahl der Schritte aufgeschrieben, die die Gedenkstätten voneinander trennen. Diese Angaben in Zusammenhang mit alten Holzschnitten des 15. Jahrhunderts, mögen dem Rat der Stadt Görlitz genügt haben, um mit Stiftungsgeldern Emmerichs und anderer wohlhabender Bürger schließlich um 1481 mit dem Nachbau von vier Gedenkstätten der Jerusalemer Grabeskirche zu beginnen. Dabei wurden diese in Görlitz nicht in einem eindrucksvollen Gebäude vereint, sondern in der Beachtung ihrer Abstände einzeln auf jenem verfallenen Bestattungsgelände errichtet, dessen Entfernung von der Hauptkirche der Stadt, der Peterskirche, ziemlich genau der Länge des Jerusalemer Kreuzwegs vom Richthaus des Pilatus bis Golgota entsprach. So hatte man für das Passionsgedenken der Görlitzer Bürgerschaft zugleich einen Kreuzweg geschaffen. Eins der Stationshäuschen steht heute noch vor dem früheren Nikolaitor, das andere an der Heiligen Grabstraße. Da noch an der Peterskirche gebaut wurde, zogen sich die Bauarbeiten bis 1504 hin. Jedenfalls fand erst in diesem Jahr die Kapellenweihe statt.

## Nur ein Zeichen?

Wenn der Besucher von der Heiligen Grabstraße die Treppe hinaufstieg, fiel sein Blick zuerst auf drei Linden, von denen die eine, die rechte, auf alten Bildern verdorrt dargestellt wurde. Der Betrachter wußte, was gemeint ist, denn hinter den Linden erhob sich zunächst der Bau der „Kreuzkapelle“ im Stil spätmittelalterlicher Gotik. Auch der heutige Betrachter entdeckt, daß es sich um eine übereinander gebaute Doppelkapelle handelt. Dies entspricht den Jerusalemer Gegebenheiten. Die zweigeschossige Kapelle verbirgt dort den etwa fünf Meter hohen Golgotafelsen, der — in seinem unteren Teil ausgehöhlt — die sogenannte „Adamskapelle“ enthält. So ist das auch in Görlitz angeordnet: Zu ebener Erde befindet sich ein verhältnismäßig niedriger Raum mit starkem gotischen Rippenwerk, er enthält einen Altar, sozusagen im Inneren des Felsens. An ihm wurden Passionsandachten und Messen gefeiert. Eine kleine Nebenkammer barg bis 1537 ein hölzernes Bild Christi, das zu den bestimmten Zeiten zum Kreuzweg getragen und schließlich am Karfreitag ins Grab gelegt und nach der Osternacht wieder in die Adamskapelle gebracht wurde.

Das bemerkenswerte an der Adamskapelle ist einmal ihr Name, der nach der Tradition an den „alten Adam“ denken läßt, der freilich nach israelitischer Tradition auf dem Tempelberg begraben sein sollte, den aber die Christen bewußt unter Golgota begraben dachten. Und dann fällt der große künstliche Riß auf, der hinter dem Altar wie die Spur eines Blitzes die Kapellenwand durchzieht und bis ins Freie sehen läßt. Es ist der Riß, der beim Tode Christi den Vorhang des Tempels zerteilte, und der durch den vom Erdbeben erschütterten Felsen Golgota ging.

Über eine steinerne Außentreppe gelangt der Besucher in die darüber liegende saalartige Kreuzkapelle. Hohe gotische Fenster spenden reichlich Licht. Über der Raummitte kreuzen sich diagonale Rippen in einem weiten Maßwerk-Vierpaß. Auffallend ist, daß der steinerne Altartisch nicht vor der Mitte der Ostwand steht, sondern ganz in der



G. F. Hässler 1788, Abbildung vom „Heiligen Grab“

Nordost-Ecke des Raumes. Es wird sofort deutlich, warum das beabsichtigt ist. Die Mitte mußte freibleiben für jene runde Vertiefung, die einst den in den Felsen gerammten Kreuzbalken des Kreuzes Christi aufnahm. Der Altartisch steht über dem Loch des Kreuzes, das den Verbrecher trug, der sich noch dem Herrn zugewandt hatte. Hingegen tut sich zwischen dem Kreuzesloch Christi und dem Kreuzesloch des von ihm abgewandten Verbrechers im Steinpflaster eine tiefe Rinne auf, die als Spalt des Gerichtes gedeutet werden kann. Sie kann aber auch als „Abflußkanal“ des Gnadenblutes Christi gelten, das vom Kreuz des Erlösers — des „neuen Adam“ — durch den sich bei seinem Tod spaltenden Felsen auf den darunter liegenden „alten Adam“ ergoß und diesen zu neuem Leben erweckte. Bekanntlich gibt es Kreuzfixe, bei denen zu Füßen Christi ein Totenkopf zu sehen ist. Dies meint genau dasselbe: Christi Tod am Kreuz überwindet unsern Tod, wenn sein Blut uns erreicht. Man könnte auch sagen, wenn wir durch Taufe und Glauben in den Blutkreislauf des Heilandes gelangen und in ihm bleiben.

## Das leere Grab

Beim Ausgang aus der Kreuzkapelle fällt der Blick zunächst auf ein unansehnliches Bauwerk, wenige Schritte von der Treppe entfernt. Es steht an der Stelle des sogenannten „Salbungssteines“ in Jerusalem und bedeutet hier die Klage der Maria, die sich über ihren vom Kreuz abgenommenen Sohn beugt. Dieses Bildwerk geht vermutlich auf den bekannten Bildhauer Hans Olmützer zurück und erinnert an ein ähnliches Monument in der Görlitzer Dreifaltigkeitskirche. Maria beweint den darniederliegenden Menschensohn — ein weit verbreitetes Meditationsbild des späten Mittelalters, das kurz vor der Reformation nicht mehr und noch nicht in der Lage war, im Gekreuzigten die Züge des lebendigen Heilands wahrzunehmen.

Nur 40 Schritt weiter nach Nordwesten steht der Betrachter überrascht vor einem fremdartig wirkenden Bauwerk. Es ist das Monument des Heiligen Grabes. Romanische, gotische und islamische Stilelemente sind in ihm eine eigenartige Verbindung eingegangen. Da steht ein kleines rechteckiges, nach Westen zu abgerundetes Bauwerk mit einem arabisch wirkenden von sechs Säulen getragenen Türmchen auf dem Dach. So ähnlich sah Emmerich das Heilige Grab in Jerusalem, das nun inzwischen nach dem Brand von 1808 wieder eine neue, seine fünfte Gestalt erhalten hat. Emmerich hat alles etwa um Zweifünftel kleiner bauen lassen, wohl auch, weil das zum Lunitzbach abfallende Gelände dort kein größeres Bauwerk zuließ.

Beiderseits der Spitzbogentür an der Ostseite liegen die Steine, auf denen die Grabwächter gesessen haben sollen. An der Tür gegenüber findet sich der Stein, der so schwer wegzuziehen war. Über dem Eingang deuten Bauelemente auf die Riegel und Siegel hin, mit denen das Grab durch Pilatus verschlossen war.

Tritt man durch die Tür, so befindet sich der Betrachter zuerst in der Vorkammer, die in Jerusalem „Engelskapelle“ genannt wird. Darum steht auch in Görlitz hier seit Jahrhunderten eine barocke Engelfigur.

Wer nun in die eigentliche Grabkammer hineingehen will, muß sich schon ganz tief beugen, um durch eine nur 1,10 Meter hohe Öffnung einen gewölbten, völlig fensterlosen Raum von etwa zweimal zwei Meter zu betreten. Die rechte Seite ist von einer Steinbank ausgefüllt. Dies ist nach der Überlieferung das von Josef von Arimatäa überlassene Felsengrab, ein Einzelgrab, wie es solche in Jerusalem nur wenige gegeben hat. Meist wurden Familiengräber angelegt. In dieses Grab wurde der Leichnam Christi gelegt, und aus diesem Grab ist er auferstanden. Kaum ein Besucher wird sich dem Eindruck dieses Raums entziehen können. Wenn er das Grabbauwerk verläßt und wieder ins Freie tritt, erblickt er über dem Graben des Lunitzbaches hinweg, der damals mit



Kreuzkapelle

dem Kidron Jerusalems verglichen wurde, die freundliche Anlage des „Ölberggartens“, der heute noch diesen Namen trägt, und der am Hang der Höhe liegt, auf dem der Görlitzer Friedhof an das Wort Jesu erinnert: Ich lebe und ihr sollt auch leben.

## Und nach 500 Jahren?

Diese Görlitzer Gedenkstätten haben nie einer einzelnen Gemeinde gedient. Aber sie sind für diese Stadt und ihre Besucher dennoch das einzigartige Denkmal einer ganz bestimmten Frömmigkeit, die auf ihre Art die Gegenwart des lebendigen Herrn bezeugt, der sein Blut wirklich für uns vergoß, und den das Grab wirklich nicht zu halten vermochte. Indem sich so das Denkmal selbst fragwürdig macht, wird es zu einem Zeichen, das dankbarer und liebender Betrachtung wert bleibt und in vergänglicher Gestalt die unvergängliche Botschaft deutet, daß der Gekreuzigte der Lebendige ist. Der Herr ist auferstanden. Für uns.

Hans-Joachim Kohli



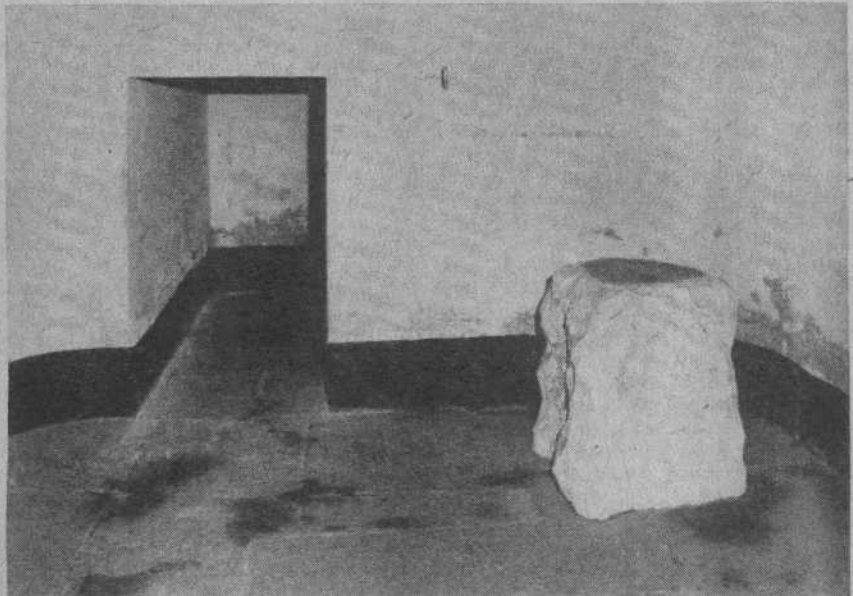
Georg Emmerich

lebt unter uns wirklich und leibhaftig in seinem Wort und im Heiligen Mahl, das wir miteinander feiern. Was interessiert uns da sein Grab?

Und doch bedarf der Glaube an den Auferstandenen wohl immer wieder der Zeichen, die alle Sinne einbeziehen, um sich die Heilsgeschichte zu vergegenwärtigen. Diese Heilsgeschichte, von der die christliche Gemeinde lebt. Erstaunlich ist es, immer wieder zu beobachten, mit welcher Inbrunst orthodoxe Christen



Klage der Maria von Hans Olmützer



Grabkammer

Fotos: Haemmerlein



# Missionarische Woche — eine Chance zur Besinnung

Werbeg liegt dort, wo der Bezirk Potsdam seine südlichste Spitze hat und der Niedere Fläming bald zu Ende ist. Dort liegt auch Gräfendorf. Nur ist dieses Dorf inzwischen noch ein wenig kleiner geworden, weil es ein wenig abseits der F 102 liegt, die über Nonnendorf in den Bezirk Cottbus führt.

Ausgerechnet dort, in diesen drei Dörfern, sollte das geschehen, was man heute ein „Pilotunternehmen“ nennt. Zwar hatten manche aus der Ferne etwas davon gehört, daß sich im vergangenen Jahr kirchliche Mitarbeiter in die Prignitz aufgemacht hatten, um miteinander Kirchengemeinden aufzusuchen. Menschen sollten besucht werden und auf ihren Glauben hin wollten wir sie ansprechen. Wie würde das ankommen? Wie viele Türen bleiben verschlossen? Was für Klagen über die Kirche und den Pfarrer, berechtigt oder unberechtigt, werden vorgetragen werden?

Es sollte keine ganz große Sache werden, sondern der schlichte Versuch, in die Häuser zu gehen und zu hören. Dann aber sollte auch das Evangelium weitergesagt werden. Eine Unmenge Vorarbeit ist notwendig und die Bereitschaft von Pfarrer und Gemeindegliedern, sie zu übernehmen. Geld ist notwendig, um den Einsatz der Brüder zu finanzieren. Das erste ist zu schaffen und das zweite darf nicht das Wichtigste sein. Als am Dienstagmorgen fünf Mitarbeiter auf der Schwelle des Pfarrhauses standen, waren der Ortsplan und die Einteilung der Besucher für die einzelnen Familien schon bereitgestellt. Hier waren es alte Menschen, die des Zuspruchs bedurften

und dort junge Leute, die angefangen haben mit der Kirche etwas zu erleben. Drei kleine Dörfer und jedes irgendwie anders. Viel Schutt aus längst vergangenen Zeiten war manchmal wegzuräumen, und manchmal ist die Freude darüber, daß Kirche einmal ganz anders im Dorf sichtbar wird, so überschwänglich, daß sich die Besucher richtig wohlfühlen. Ihr Dienst wird angenommen.

Schon am nächsten Vormittag ist es zu spüren, wie uns dies prägt, die wir als eine Dienstgemeinschaft Erfahrungen austauschen und unter Gottes Wort neu erfahren, daß er uns sendet.

Am Abend eines jeden Tages versammelte sich die Gemeinde zur Bibelwoche, aber es konnten auch Gesprächsabende oder Seminargruppen gewesen sein. Die Chance, zur Besinnung zu kommen, wurde genutzt, und an fast jedem Abend blieb man länger zusammen als es sonst üblich ist. Manchmal ging es hoch her, weil Gerüchte über das kirchliche Leben anderswo die Gemüter erregten und manches richtig gestellt werden mußte.

Viel zu kurz waren die späten Nachmittage, die Zeit, in der die meisten Menschen anzutreffen sind. Immer wieder passierte es auch, daß Menschen danach fragten, ob auch sie besucht werden. Dann wieder merkte man bei Besuchen, daß so mancher Mann sich verdrückte, um dem Gespräch auszuweichen. Überall aber fanden sich offene Türen.

Keine Überschwenglichkeit im Hinblick auf das, was Kirche heute sein

kann, traf man an, aber so manches Mal wurde eine große Sehnsucht danach sichtbar, zur Besinnung zu kommen. Nur 75 Besuche konnten wir schaffen in diesen vier Tagen. Weitere 15 Familien waren einfach nicht anzutreffen, weil unsere Möglichkeiten in dieser kurzen Zeit nicht ausreichten.

Am Sonntag in den Gottesdiensten wurde es an der Geschichte von Maria und Marta deutlich, was es heißt, die Chance, zur Besinnung zu kommen, auch zu nutzen.

Eine gute Sache waren diese Missionarischen Wochen. Wer die Vorarbeit nicht scheut und sich nach solcher Woche nicht vor Erschöpfung ins Ruhekissen fallen läßt, sondern aufnimmt, was da angefangen hat, der wird unseren Gemeinden einen guten Dienst damit tun.

Kurt Hoffmann

In der neuen Verfassung Kanadas wollen die katholischen Bischöfe des Bundesstaates Ontario die Rechte des ungeborenen Lebens, der Indianer und Eskimos sowie der Bekenntnisschulen in „eindeutigen Text“ abgesichert sehen. Die Bischöfe haben auf ihrer jüngsten Konferenz in Ottawa einen entsprechenden Entwurf verabschiedet.

## Orgelkonzert am Karfreitag

Fr., 17. April, 16 Uhr, Dom zu Brandenburg/Havel. An der Wagner-Orgel: Domkantor Matthias Passauer.



Inneres der Kirche von Werbeg

Foto: Markgraf

## Schulung ehrenamtlicher Mitarbeiter

Vom 7. bis 14. Februar fand im Katechetischen Seminar in Wernigerode eine Schulung ehrenamtlicher Jugendmitarbeiter statt. Schwerpunkte dabei waren der Umgang mit einem alttestamentlichen Text, Herstellung und Einsatz von Dias und Hinweise für eine Buchbesprechung. Zusammen mit Frau Bunke aus Wernigerode beschäftigten wir uns mit dem Buch des Propheten Jona. Sie zeigte dabei historische Hintergründe auf, aber auch die Aktualität heute. Dabei stand die Art und der literarische Aufbau des Textes im Mittelpunkt.

Anhand der Dias besprachen wir auch den Einsatz von Medien in der Jungen Gemeinde. Viel Spaß machte das Basteln eigener Bilder. Einen interessanten Vortrag hielt Frau Mecke aus Magdeburg über ihre Reise nach Nordirland. Sie besuchte dort „Corymeela“, wo Katholiken und Protestanten gemeinsam versuchen, die Situation in ihrem vom Bürgerkrieg erfaßten Land zu bewältigen.

Eine Tageswanderung führte uns durch die verschneiten Harz nach Elbingerode. Dort besuchten wir das Diakonissen-Mutterhaus „Neuvandenburg“. Auch Spiel und Spaß kamen nicht zu kurz. An einem Abend stellten wir Spiele vor, und am letzten Abend feierten wir unseren „hauseigenen“ Karneval. Das Echo aller war, daß diese Tage viel Neues brachten und gezeigt haben, daß auch Jugendliche in der Lage sind, in ihren Gemeinden mitzuarbeiten, was an vielen Orten noch nicht erkannt wird.

Herzlichen Dank allen, die zum Ge-

lingen dieser Tage beigetragen haben und dem Katechetischen Seminar für die freundliche Aufnahme.

Tobias Krüger

## Hinweise

Fr., 10. April, 19 Uhr, Berliner Dom, Tauf- und Trau Kirche, Domvesper. Partita „Sei gegrüßet, Jesu gütig“ von J. S. Bach. Sopran: Gundl Schnelle, Orgel: Domorganistin Ute Fischer, Ansprache: Domprediger Dr. Schneider.

Sbd., 11. April, 16.30 Uhr, Gemeindegottesdienst der Bekenntniskirche Berlin-Treptow, 1193 Berlin, Plesser Str. 3/4, Posauengottesdienst mit Bläsermusik zur Passionszeit. Alte Meister und moderne Komponisten, ausgeführt vom Posauenchor im Kirchenkreis Oberspre, Leitung: Hans-Jürgen Fredrich.

Sbd., 11. April, 19 Uhr und So., 12. April, 16 Uhr, Marienkirche, 1020 Berlin, Karl-Liebknecht-Str. 8, Georg Philipp Telemann: „Lukaspassion“. Ausführende: Sibylle Suske (Sopran), Albrecht Lepetit (Tenor), Evangelist, Rolf Werner (Tenor), Wolfgang Hellmich (Baß), Michael Pohl (Orgel), Dirigent: KMD Dr. Christoph Albrecht. Eintrittskarten sind im Büro der Marienkirche erhältlich.

Sbd., 11. April, 19.30 Uhr, Immanuelkirche (Prenzlauer Allee), Johannespassion von J. S. Bach. Mitwirkende: Ricarda Vollprecht (Sopran), Christiane Laube (Alt), Joachim Vogt (Tenor), Karl-Ernst Mietz (Baß/Christus), Klaus W. Domhardt (Baß/Pilatus und Arien), Detlev Schoener (Cembalo), verstärkter Chor und Collegium musicum der Heinersdorfer Kantorei, Leitung: Kantor Wolfgang Kentel.

So., 12. April, 9.20 Uhr, Offenbarungskirche, 1035 Berlin, Simplonstr. 31-37, Kirchenmusik. U.a. „Vater unser im Himmelreich“ BWV 682 von J. S. Bach. Orgel: KMD Erich Piasetzki.

So., 12. April, 16.30 Uhr, Saal der Bekenntniskirche Berlin-Treptow, Plesser Str. 3/4, Lucas-Passion (früher J. S. Bach zugeschrieben) für Soli, Chor und Orchester. H. Moll (Sopran), A. Meißner (Alt), W. Wagner, J. Decker (Tenor), J. Freiheit (Baß), Chor und Kammerorchester der Bekenntniskirche, Leitung: Schoener.

So., 12. April, 17 Uhr, Erlöserkirche Potsdam, „Choralpassion“ von Hugo Distler und Werke von Max Reger, Bruckner und Kropf. Ausführende: Motettenchor Potsdam, Leitung: KMD Friedrich Meinel.

## Kirchliche Rundfunksendungen

Stimme der DDR:  
Sonntag, 25. April, 7.45 bis 8 Uhr  
„Berichte aus dem kirchlichen Leben“

Radio DDR I:  
Sonntag, 12. April, 7.30 Uhr  
Katholischer Rundfunkgottesdienst  
Pfarrer Gerhard Serve  
(Alexanderdorf)

Fernsehen der DDR, 2. Programm  
Sonntag, 18. April, 16.20 Uhr  
„Die Einladung Gottes“ — Eine  
kirchliche Fernsehsendung  
zum Osterfest

Herausgeber: Evangelische Kirchenleitung  
Berlin-Brandenburg. Lizenzträger: Bischof D. Albrecht Schönherr. Chefredakteur: P. Gerhard Johann. Redakteurin: Margarete Orphal. Redaktion und Verlag: 1020 Berlin, Sophienstraße 3, Fernruf 2 82 30 97. — Veröffentlicht unter der Lizenznummer 425 des Pressesamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. — Druck: (36a) Union Druckerei (VOB), 1080 Berlin. — Monatlich: Berliner Ausgabe (32 205) 0,65 Mark; Allgemeine Ausgabe (32 206), Göttinger Ausgabe (32 207) und Greifswalder Ausgabe (32 208), Magdeburger Ausgabe (32 254), 0,85 Mark. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte. Ausgabe Berlin AN (EDV) 501 408 Ausgabe Allgemeine AN (EDV) 501 109 Ausgabe Göttinger AN (EDV) 501 205 Ausgabe Greifswald AN (EDV) 501 301 Ausgabe Magdeburg AN (EDV) 501 404

## Berliner Gottesdienste am 12., 16. und 17. April 1981

A = Hlg Abendmahl, Gd = Gottesdienst, Gdh = Gemeindehaus, W = Wochenschluß-Gd, Kgd = Kindergottesdienst.

**FRIEDRICHSHAIN.** — St. Andreas/St. Markus: 12. 4. Wilinski 10, 16. 4. Schneider 19 A, 17. 4. Wilinski 10 A. Auf-erstehung: 12. 4. Gd 10, 16. 4. Gd 19, 17. 4. Gd 10. Gallia: 12. 4. Stein 9, 16. 4. Stein 19 A, 17. 4. Stein 9, 30. 4. Of-fenbarung: 12. 4. von Essen 9, 30. 4. Beichte, 10 Konfirmation A, 16. 4. Karpinski 19, 30 A, 17. 4. von Essen 10 A, 15. 4. Ad-acht, Pfingst: 12. 4. Talkenberger 9, 30. 16. 4. Kubbutat 19, 30, 17. 4. Kubbutat 9, 30 A. Samariter: 12. 4. Laudien 10 A, 16. 4. Eppelmann 19, 30 A, 17. 4. Mueller-Schlomka 10 A. Verheißung, Kapelle: 12. 4. Berndt 10, 16. 4. Wittig 18 A, 17. 4. Falk 10 A. Zwingli: 12. 4. Gd in Stralau, 16. 4. Klein 10 A, 17. 4. Brix 10, Stralau: 12. 4. Brix 10, 16. 4. Gd in Zwingli, 17. 4. Klein 10.

**LICHTENBERG.** — Biesdorf-Nord: 12. 4. Wichmann 9, 30, 16. 4. Wichmann 19, 30 A, 17. 4. Wichmann 9, 30 A. Biesdorf-Süd: 12. 4. Groß 10, 16. 4. Groß 19 A, 17. 4. Groß 10 A. Griesinger-Krankenhaus: 12. 4. Bickhardt 9, 16. 4. Daniel 15, 30 A, 17. 4. Daniel 9, 30. Friedrichsfelde, Kirche: 12. 4. Bormeister 9, 30, 16. 4. Gartenschläger 19, 30 A, 17. 4. Bormeister 9, 30 A. Archenholdstr.: 12. 4. Gartenschläger 9, 30, 17. 4. Reymann 9, 30 A. Alter Friedhof: 17. 4. Reymann 15, Karlshorst, Kirche: 12. 4. Brunner 9, 30, 16. 4. Riß-mann 19, 30 A, 17. 4. Taube 9, 30 A. Kaulsdorf, Hirtenschulstr.: 12. 4. Brü-nung 9, 17. 4. Petschelt 9 A. Kirche, Dorfstr.: 12. 4. Brüning 10, 30. Goldene Konfirmation, 16. 4. Brüning 19, 30 A, 17. 4. Petschelt 10, 30 A. Sadowastr.: 12. 4. Petschelt 10, 17. 4. Brüning 10 A. Barmherzigkeit: 12. 4. Remoli 9, 30, 16. 4. Remoli 19, 30 A, 17. 4. Kirsten 9, 30 A. Erlöserkirche: 11. 4. Grünbaum 17, 30, 12. 4. Grünbaum 10, 16. 4. Langhammer 19 A, 17. 4. Langhammer 10 A. Kädtler 15. Gemeindegottesdienst Hön-Wiesweg: 12. 4. Grünbaum 9, 30, 17. 4. Langham-mer 9, 30 A. Glaubenskirche: 11. 4. Thü-men 18 W, 12. 4. Schmidt 10, 16. 4. Thü-men 19, 30, 17. 4. Schmidt 10 A. Thümen 15. Pfarrkirche: 12. 4. Thümen 10 A, 16. 4. Pokrandt 19, 30. Tisch-A, 17. 4. Pokrandt 10 A. Mahlsdorf, Pfarrkirche: 12. 4. Nier 9, 30, 16. 4. Bauer 18 A, 17. 4. Bauer 9, 30 A. Kreuzkirche: 12. 4. Gast-mann 9, 30, 16. 4. Nier 18 A, 17. 4. Nier 9, 30. Fliednerheim: 12. 4. Bauer 10, 16. 4. Gastmann 18 A, 17. 4. Gastmann 10. Hönow: 12. 4. Gastmann 11, 17. 4. Nier 11. Marzahn: 12. 4. Huhn 9, 30. Einfüh-rung, 16. 4. Zietz 19 A, 17. 4. Tietzsch 9, 30 A.

**STADT I.** — Advent: 12. 4. Schuppan 10. Goldene Konfirmation, 16. 4. Pfug 19, 30, 17. 4. Kieser 10 und 18. Bartholo-mäus: 12. 4. Utasch 10, 16. 4. Mart-schink 18 A, 17. 4. Karpinski 10 A. Dom:

**Kollekte am 12. April**  
Für kirchliche Bauten  
in den Neubaugebieten

**Kollekte am 16. April**  
Für Aufgaben in der eigenen  
Gemeinde

**Kollekte am 17. April**  
Für Ev. Frauen- und Familienarbeit  
(Frauenhilfe in der Ev. Kirche in  
Berlin-Brandenburg)

**STADT III.** — Elias: 12. 4. Pahnke 9, 30, 16. 4. Katzorke 19, 30, 17. 4. Pahnke 9, 30, St. Elisabeth: 12. 4. Gd 10, 16. 4. Sucker 19, 17. 4. Sucker 10. St. Elisabeth-Stift: 11. 4. Schwarz 16 W, 12. 4. Zimmermann 10, 17. 4. Schwarz 10 A. Gethsemane: 12. 4. Eschner 10, 16. 4. Hünerbein 19, 30. Tisch-A, 17. 4. Eschner 10. Gnaden: 12. 4. Petzold 10 A, 16. 4. Petzold 19, 30 A, 17. 4. Ziegler 10 A. Golgatha: 12. 4. Hilsberg 10, 16. 4. Nocke 19, 30 A, 17. 4. Hilsberg 10 A. Hilsberg 15 A. Paul-Gerhardt: 11. 4. Schellig 18 W, 12. 4. Düsterdick 10 A. Konfirmation, 16. 4. Düsterdick 19 W, 17. 4. Schellig 10 A. Düsterdick 15 A. Segen: 12. 4. Schmidt 9, 30, 16. 4. Schmidt 19, 30, 17. 4. Schmidt 9, 30. Sophien: 12. 4. Hildebrandt 10, 16. 4. Behm 19, 30. Tisch-A, 17. 4. Hildebrandt 10 A. St. Philippus-Apostel: 11. 4. Hilsberg 18, 30 W, 12. 4. Gd 10, 16. 4. Hilsberg 19, 30 A, 17. 4. Nocke 10 A. Zion: 12. 4. Gd 10, 16. 4. Rieffel 19, 30, 17. 4. Hanschmann 10.

**OBERSPRE.** — Adlershof: 12. 4. Müller, Friedrich 10 Konfirmation, 16. 4. Müller 19, 30. Passionskateche A, 17. 4. Müller 10 A. Altglienicke, Kirche: 12. 4. Müller 9, 17. 4. Lydike 9 A. Gdh: 12. 4. Brinkel 10, 30, 16. 4. Haasler 19, 30 A, 17. 4. Lydike 10, 30 A. Baumschulenweg: 12. 4. Gd 10 Kinder und Erwachsene, 16. 4. Meinel 20 Tisch-A, 17. 4. Meinel 10 A. Bohnsdorf, Gdh: 12. 4. Schulze 9, 17. 4. Gd 9 A. Kirche: 12. 4. Schulze 10, 30, 17. 4. Gd 10, 30 A. Heim des Dor-fes: 16. 4. Schulze 19 Tisch-A. Fried-richshagen, Kirche: 12. 4. Führ 9, 30, 16. 4. Hansche 19, 30 A, 17. 4. Brinkel 9, 30 A. Antonius-Krankenhaus: 12. 4. Hansche 8, 30 A, 15. 4. Hansche 14, 30 A. Schwesternfieberabendheim, Erpestr. 8: 12. 4. Schrem 9, 30, 17. 4. Passauer 10, 15. Grünau, Gdh: 12. 4. Schulz 10, 16. 4. Heyroth 19, 30 A, 17. 4. Roepke 10 A. Johannisthal: 12. 4. Elliger 10, 16. 4. Iskraut 19, 30 A, 17. 4. Iskraut 10 A. Köpenick, Gdh: 12. 4. Winter 10. Kirche: 16. 4. Brix 19, 30 A, 17. 4. Richter 10 A. Martin-Luther-Kap.: 12. 4. Meerwald 10 Konfirmation, 16. 4. Meerwald 19, 17. 4. Meerwald 10. Nikolai-Kap.: 12. 4. Klotz 10, 16. 4. Schulz 19 Tisch-A, 17. 4. Kind 10. Kirchsaal: 12. 4. Kautzsch 10, 16. 4. Kautzsch 19, 30. Tisch-A, 17. 4. Hildebrandt 10. Müggelheim: 12. 4. Mentel 10, 17. 4. Schulz 10 A. Nieder-schöneweide: 12. 4. Iskraut 10, 16. 4. Elliger 20 A, 17. 4. Elliger 10 A. Ober-schöneweide: 12. 4. Gd 10, 16. 4. Gd 19 A, 17. 4. Gd 10 A. Schmückwitz: 12. 4. Fam.-Gd 10, 16. 4. Mentel 19, 30. Tisch-A, 17. 4. Mentel 10 A. Treptow: 12. 4. Sehmisdorf 10 A, 16. 4. Sehmisdorf 19, 30 A, 17. 4. Hille 10. Rahnsdorf, Wi-cherheim: 12. 4. Gd 9, 15, 16. 4. Gd 19, 30 A, 17. 4. Gd 9, 15, 16. 4. Gd 19, 30 A, 17. 4. Gd 9, 15, 16. 4. Gd 19, 30 A. Kirche: 17. 4. Gd 10, 30 A. Rahns-dorf, Dorfkirche: 17. 4. Gd 15 A.

**WEISSENSEE.** — Weissensee, Pfarr-kirche: 12. 4. Knecht 9, 30 T. Orgel-vesper 19, 30, 16. 4. Schulz 19, 30 A, 17. 4. Amme 9, 30, Knecht 15 A. Bethanien-Gdh: 12. 4. Amme 9, 30, 16. 4. Amme 19, 30 A, 17. 4. Springer 9, 30, Schulz 15 A. Stephanus-Stiftung: 12. 4. Federlein 9, 30, 16. 4. Braune 18 A, 17. 4. Feld-

mann 9, 30 A. Hohenschönhausen, Ta-bor-Kirche (Hauptstr.): 12. 4. Isemer 10, 16. 4. Isemer 19, 30 A, 17. 4. Guhl 10. Berliner Str. 102: 12. 4. Hofmeister 10, 17. 4. Hofmeister 10 A. Philippus-Kap.: 12. 4. Gd 10 Paulinum, 17. 4. Hykel 10 A. Malchow: 12. 4. Hoffmann 9, 30. Vorstel-lung der Konfirmanten, 16. 4. Gd 19 A, 17. 4. Hoffmann 9, 30 A. Wartenberg: 17. 4. Hoffmann 11 A. Falkenberg: 17. 4. Hoffmann 14 A.

**PANKOW.** — Blankenburg: 12. 4. Dal-chow 9, 30, 16. 4. Dalchow 19, 30 A, 17. 4. Dalchow 9, 30 A. Blankenfelde: 12. 4. Gd 10, 16. 4. Gd 19, 30 A, 17. 4. Gd 10. Buch: 12. 4. Gd 10, 17. 4. von Heidenfeld 10 A. Buchholz: 12. 4. Thaens 10, 16. 4. Ge-meinderaum: Thaens 19 Passionsan-dacht A, 17. 4. Thaens 10 A. Heiners-dorf: 12. 4. Gd 10 A, 17. 4. Gd 10 A. Kar-row: 12. 4. Hermisson 10, 16. 4. Hermisson 19, 30 A, 17. 4. Hermisson 10 A. Nie-derschönhausen: 12. 4. Hirth 10 A, 16. 4. Rottmann 19, 30 A, 17. 4. Rosenau 10 A. Nordend: 12. 4. Gd 10, 17. 4. Gd 10. Alt-Pankow: 12. 4. Wächter 10, 16. 4. Well 19, 30 A, 17. 4. Krättschell 10 A. Hoff-nung: 12. 4. Gozdowsky 10, 16. 4. Gut-zeit 19, 30 A, 17. 4. Arend 10 A. Martin-Luther: 12. 4. Bambowsky 10, 16. 4. Bambowsky 19, 30 A, 17. 4. Baumbach 10 A. Bambowsky 15 Allianz-Gd A. Ro-senthal: 12. 4. Gd 10, 16. 4. Gd 19 A, 17. 4. Gd 10 A. Wilhelmsruh: 12. 4. Gd 10, 16. 4. Gd 19, 30 A, 17. 4. Gd 10 A. Schildow: 12. 4. Gd 9, 30, 16. 4. Gd 18, 17. 4. Gd 9, 30.

**WEITERE EV. GOTTESDIENSTE.** — Altdorf, Kirchengemeinde, 1020 Berlin, Annenstr. 53: 12. 4. Schubach 9, 30, 16. 4. Schubach 19, 17. 4. Schubach 9, 30, 16. 4. Schubach 14, 30. Ev. Brüdergemeine, Gdh der St. Bartholomäuskirche, 1017 Ber-lin, Hölste Str. 20: 17. 4. Gd 14, 30.

**REFORMIERTE GEMEINDEN.** — Fran-zösischer Dom: 12. 4. Weige 10, 17. 4. Weige 10 A. Dorotheahaus: 12. 4. Schwarz 10, 17. 4. Schwarz 10 A. Schloß-Kirche Köpenick, Gdh, Freiheit 14: 12. 4. Gd 10, 16. 4. Gd 19 A, 17. 4. Schloß-Kirche: Gd 10 A.

**BERLINER STADTMISSION.** — Alt-Biesdorf 63: 12. 4. Zobel 19, 30, 17. 4. Zobel 19, 30. Archenholdstr. 25: 12. 4. Zobel 16, 30, 17. 4. Zobel 16, 30. Berliner Str. 44: 12. 4. Steffens 10, 17. 4. Gd 10. Bölsche-strasse 132: 12. 4. Koloska 19, 17. 4. kein Gd. Corinthstr. 53: 12. 4. Witte 19, 17. 4. Gd 19. Flätschenstr. 1: 12. 4. Steffens 17, 17. 4. Gd 17. Frankfurter Allee 98: 12. 4. Meyer 10, 17. 4. Meyer 10. Frei-heit 12: 12. 4. Koloska 17, 17. 4. Koloska 17. Isingstr. 5/6: 12. 4. Freyer 10, 17. 4. Freyer 10. Malmör Str. 4/5: 12. 4. Büs-ser 9, 17. 4. Brandt 9. Prenzlauer Pro-menade 11: 12. 4. Wichmann 10, 17. 4. Wichmann 10. Streuter, 121: 12. 4. Wich-mann 18, 30, 17. 4. kein Gd. Werneuche-ner Str. 2: 12. 4. Büsser 10, 30, 17. 4. Büs-ser 10, 30.

**GOTTESDIENSTE DER LANDES-KIRCHLICHEN GEMEINSCHAFTEN.** — Schönhauser Allee 134a: Gd 19, 30. Neue Bahnhofstraße 4: So: Gd 17, 30. Hohenschönhausen, Berliner Straße Nr. 102: Gd 17. Niederschönhausen, Marthastraße 12: So: 19, 30. Pradel-strasse, Gemeindegottesdienst, Lutherhaus: Do: 14, 30. Schreinerstraße 60: So: 9, 30. Wilhelmsruh, Gemeindegottesdienst, Lutherhaus: Mi: 19, 30. Mahlsdorf, Hönow: So: 19, 30. Nr. 10: So: 19, 30.

**Ev.-Kirchliche Gemeinschaft, 1054 Ber-lin, Schwedter Straße 253 a: So: 19, 30. Do: 19, 30.**



## Wurst für die Welt

Ich habe letztes Weihnachten nichts für „Brot für die Welt“ gegeben. Zum ersten Mal seit vielen Jahren. Aus voller Überzeugung. Nein, ich habe keine grundsätzlichen Bedenken gegen diese Spendenaktion. Im Gegenteil, das Motiv meiner Verweigerung war Liebe zur Sache.

Ich hatte für mehrere hundert Mark Weihnachtsgeschenke eingekauft (eingeschlossen die Ausgaben für die festliche Rahmenatmosphäre für meine Familie). Nach all diesen Ausgaben und in Anbetracht der zu erwartenden Jahresendprämie war es mir zu billig, die gewohnten fünfzig Mark, auf die es überhaupt nicht mehr ankam, vom Konto abzubuchen. Mein Gewissen schämte sich ganz einfach. Ich hätte natürlich mit einer Verzehnfachung dieser Summe meinem Gewissen wieder aufhelfen können, ich weiß. Doch dazu bin ich zu — geizig. Nein, so würde ich es nicht nennen wollen — eher zu mutlos. Mutiger Einsatz bedingt begrenzte und namhafte Not, wohl auch ein Echo, wie es verständlicherweise bei einer derartigen Spendenaktion zumeist nicht erfolgen kann.

Also trage ich seit Weihnachten ein Schuldgefühl mit mir herum, bis auf den Aschermittwoch. Plötzlich, in der Fastenzeit, beginne ich zu begreifen, daß mein weihnachtliches Zögern eine österliche Frucht tragen wird. Es begann im Konsum, als ich statt der Rahmbutter, die wir üblicherweise auf unsere Abendbrote schmieren, einen Becher Cama ein-korbte. Macht fünfundvierzig Pfennige. Fünfundvierzig Pfennige nicht in die „große Konsumkasse“, sondern in die kleine Sparbüchse, die ich zu Hause auf den Tisch gestellt habe.

Meine Kinder verstanden sofort, was ich meinte, meine Frau auch. Wir werden gemeinsam die sechswöchige Passions- und Fastenzeit lang bewußten Verzicht üben auf Selbstverständlichkeiten der täglichen Ernährung. Nicht um unserer Gesundheit willen — damit keiner diesen selbstischen Nebenzweck argwöhnt —, sondern um unserer Widerstandsfähigkeit willen. Wir wollen es auch nicht übertreiben: Statt der zwei Tassen Kaffee am Morgen ab und zu nur eine. Pro Tasse fünfzig Pfennig klumpen in die Büchse. Ein Mittagessen für die ganze Familie ohne gebratene Wurst (die auch nicht zum Abendbrot nachgeholt wird) spart drei Mark sechzig. Und einen Tag nur mit Butterbrot für uns vier macht glatt zehn Mark.

Das sind keine Opfer. Oder doch? Es macht schon Mühe, sich beim Essen dauernd unangenehme Gedanken zu machen und sich freiwillig in seinen selbstverständlichen Erwartungen zu beschränken. Zu Ostern werden wir die Büchse leeren. Ob mehr drin sein wird, als ich bisher zu Weihnachten gegeben habe? Möglicherweise. Möglicherweise nicht zahlenmäßig. Aber es ist nicht mehr „Brot für die Welt“, das von eines Satten Tisch als Brosamen herabgefallen ist, sondern Butter, Wurst, Kaffee — (Brot) für die Welt, das mit liebevoller Phantasie eingespart und im täglichen Wettbewerb gegen die Bedenkenlosigkeit gewonnen wurde.

Arndt Haubold

# Die Kirche

## EVANGELISCHE WOCHENZEITUNG

Jahrgang 36 / Nr. 14

Berlin, Judika, 5. April 1981

Berliner Ausgabe 32 205

## Bibelfragen

### Bibelgesellschaftssekretäre tagten in Eisenach

Noch im Zeichen der Weltkonferenz des Weltbundes der Bibelgesellschaften, die 1980 in Chiang Mai (Thailand) stattgefunden hat, stand eine Tagung der Bibelgesellschaftssekretäre aus dem internationalen deutschen Sprachraum. Vertreter der Bibelwerke und Bibelgesellschaften aus fünf europäischen Staaten — Österreich, der Schweiz, den Niederlanden, der BRD und der DDR — tagten vom 26. bis 28. Februar im Haus Hainstein in Eisenach. Die Hauptaufgabe der Tagung bestand darin, Empfehlungen zu erarbeiten, wie die Anregungen der Weltkonferenz im Bereich der europäischen Region sachgemäß umgesetzt werden können. Von besonderem Interesse war die Meinungsbildung über die weitere Verwendung der umgangssprachlichen Bibelübersetzung „Die Gute Nachricht“, die bis auf die Apokryphen in wenigen Wochen abgeschlossen sein wird. Das Programm der Sekretärstagung

wurde durch eine Besichtigung der Wartburg, wo Luther 1521/1522 das Neue Testament ins Deutsche übertragen hat, ergänzt. In der Erfurter Reglerkirche diskutierten die Tagungsteilnehmer die dort gezeigte Bibelausstellung der Evangelischen Haupt-Bibelgesellschaft zu Berlin. Während eines Besuchs in der Neudietendorfer Evangelischen Buchhandlung Fr. Jansa informierte der Inhaber Hans Schulz über „Bibelverbreitung im Kontext des christlichen Buchvertriebs in der DDR“. Als eines der nächsten Vorhaben, das auf der Basis der deutschsprachigen Unterregionen des Weltbundes der Bibelgesellschaften durchgeführt werden soll, wurde ein Seminar über Bibelausgaben besprochen. Dabei sollen Funktion, Verbreitung und auch Ausstattung der verschiedenen Bibelausgaben untersucht werden mit dem Ziel, jedem Leser die ihm gemäße Ausgabe der Bibel anbieten zu können.

## Konferenz der Kirchenleitungen

Die Frage der Teilnahme von Kindern am Abendmahl und die Situation und Entwicklung der kirchlichen Finanzen waren die Hauptberatungspunkte der Klausurtagung der Konferenz der Kirchenleitungen vom 13. bis 15. März in Buckow/Mark.

Die Konferenz beschloß nach eingehender Diskussion „Grundsätze zur Teilnahme von Kindern am Heiligen Abendmahl“, deren Beachtung den Gliedkirchen empfohlen wird; zugleich bittet die Konferenz, schon beschlossene abweichende Regelungen entsprechend den Grundsätzen zu verändern. Die Grundsätze betonen, daß eine Teilnahme von Kindern am Abendmahl die Begleitung durch Familienangehörige, Paten oder andere Erwachsene, „mit denen das Kind in kontinuierlicher geistlicher Gemeinschaft steht“, voraussetzt. Eine Teilnahme ohne Eltern oder solche Erwachsene sowie in Kindergruppen sollte vermieden werden. Im Rahmen des konfirmierenden Handelns dagegen könnte auch in der Gruppe von Konfirmanden das Abendmahl empfangen werden. „Die Teilnahme von nicht Getauften am Heiligen Abend-

mahl ist auch bei Kindern nicht verantwortlich.“ Die Konferenz hat eine Handreichung für die Vorbereitung der Kinder in Familie und Gemeinde und die Abendmahlsverkündigung und -praxis in Auftrag gegeben. Für die Teilnahme von Kindern am Abendmahl sind Beschlüsse der Gliedkirchen, Zustimmung der Gemeindeleitungen und Fühlungnahme mit benachbarten Kirchengemeinden Voraussetzung.

Zur finanziellen Situation der evangelischen Kirchen in der DDR und ihrer Zusammenschlüsse führte die Konferenz eine umfangreiche Diskussion. Diese Beratung war ange-regt worden durch ein schon 1979 vorgelegtes Memorandum des Finanzausschusses, durch Beschlüsse der Dessauer Bundessynode und den Brief der Melbournefaher an die Gemeinden. Die Analyse der Vergleichszahlen ergab ein sehr differenziertes Bild der Finanzmöglichkeiten und -strukturen in den einzelnen Gliedkirchen. Die Erörterungen der Analyse werden in den gliedkirchlichen Gremien nun mit dem Ziel zu führen sein, langfristig eine Stabilisierung der kirchlichen Finanzen durch



Herr, unser Gott, laß uns unruhig sein über unser geringes Werk. Laß uns unruhig sein über die Größe deines Befehls. Laß uns unruhig sein über die verrinnende Zeit und jede verlorene Stunde. Laß uns unruhig sein über unsre Sünde, über die Sündennot aller Menschen. Laß uns unruhig sein und dein Gericht erwarten in jedem Augenblick.

Aus dem Stundengebet

Foto (Wandmalerei, Burg Zvikow/CSSR): Steffen

Erhöhung des Eigenaufkommens zu erreichen.

Wie immer nahm die Konferenz eine Reihe von Berichten aus den Gliedkirchen entgegen. Außerdem wurde berichtet von der Sitzung des Exekutivkomitees des Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf und von dem theologischen Gespräch zwischen Vertretern des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR und der Bulgarischen Orthodoxen

Kirche in Sofia, durch Landesbischof Dr. Hempel, vom kirchlichen Lutherkomitee durch Landesbischof Leich, von der Arbeitsgruppe Menschenrechte zum ökumenischen Gesprächsstand und über den Sachstand in der Gemeinsamen Vorbereitungsgruppe zur Verwirklichung einer verbindlicheren Gemeinschaft durch ORK Stolpe.

Schluß auf Seite 2

## Diakonie als Gestalt des Wortes Gottes / Zum 100. Todestag Wicherns

Vor 100 Jahren, am 7. April 1881, starb Johann Hinrich Wichern in Hamburg. Flidner und Löhne waren schon vor ihm gestorben, Bodelschwingh wurde im gleichen Jahr 50 Jahre alt. Wichern gehört dem Alter und der Sache nach in die Mitte der Gründergestalten der Inneren Mission.

Er erinnerte die evangelischen Kirchen mit seinem theologischen und sozialen Programm an die ihnen aufgetragenen Werke der Liebe. An Besinnung über den Glauben hatte es nicht gefehlt. Über die rechte Lehre war viel nachgedacht und der Verkündigung des Wortes in der Predigt viel Augenmerk gewidmet worden. Wicherns Sorge galt denen, die von der Predigt im Gottesdienst nicht mehr erreicht wurden. Dieses Leitmotiv im Wirken Wicherns soll mit dessen eigenen Worten ein wenig beschrieben werden.

„Ohne dem Wert der Verkündigung des Wortes in der versammelten Gemeinde auch nur das Allergeringste nehmen zu wollen, glaube ich doch, daß in unsern Tagen die Verkündi-

gung an denjenigen Punkten der Gemeinde, die am weitesten von der Kanzel entfernt liegen, ebenso viel und höchst wahrscheinlich noch mehr Segen stiften würde als die Predigt“ (J. H. Wichern Sämtl. Werke Bd. I, S. 31).

Wichern möchte der „Kirche des Wortes“ begreifbar machen, daß ihre Verkündigung nicht nur im Akt der Predigt geschieht. Er hat das allgemeine Priestertum aller Gläubigen im Auge, wenn er die Verkündigung auch da glaubwürdig ausgerichtet sieht, wo Menschen einander Mut machen und helfen, „... das brüderliche Unterstützen im Geistlichen, Raten, Helfen und Zusprechen der Sündenvergebung ist ein allgemeines goldenes Christenrecht“.

Entsprechend fordert Wichern auch die Theologie für alle Christen ein: „Die Theologie, besonders nach ihrer praktischen Seite, fängt immer mehr an, ein Gemeingut der Christen zu werden.“ Damit möchte Wichern gern das Kastendenken überwinden, wonach die Theologie den „Geistlichen“ die Diakonie aber den „Laien“

zugewiesen wird. Wie die Theologie Gemeingut der Christen ist, so ist die Diakonie die ihnen allen aufgetragene Gestalt und Frucht des Wortes Gottes.

So macht uns Wichern nicht nur mit seiner Verkündigung, sondern mit seinem ganzen Lebenswerk auf den Zusammenhang von Glaube und Liebe aufmerksam. Es geht ihm darum, daß die Kirche zugleich die Hilfe für die Menschen in der Not jetzt und ihre Rettung für die Ewigkeit will. Sein soziales und auch sein pädagogisches Programm ist davon erfüllt, daß Menschen Liebe jetzt brauchen, wenn sie nicht ihr Menschsein verlieren sollen. Zugleich erfüllt ihn die Gewißheit, daß die Aktionen der Liebe den Weg frei machen für den kommenden Herrn.

„Der Herr kommt zu herrschen und zu erleuchten. Aber er kommt nicht mit Pracht dieser Welt, nicht mit Kunst und Wissenschaft dieser Erde, denn aller Menschen Macht und Kraft kann nicht eine einzige Tat seiner Liebe hervorbringen... Selig,

die da gewürdigt werden, Steine aus dem Weg zu räumen und die Königsstraße zu bauen, auf welcher der Herr einziehen will“ (IV, 1, 87).

Das bestimmt Wichern, daß im Werk der Liebe die Verkündigung des Wortes eine bestimmte Gestalt hat. Das weiß er, wenn es um die Gründung eines Rettungshauses für verwaiste und arme Kinder in Weimar geht, „daß allein der Glaube solch Werk beginnen, allein die Liebe ohne Eigennutz und Eigensinn es bauen und fördern, daß solche Anstalt nur von innen und von oben wachsen und zunehmen und alles in ihr und mit ihr allein durch opfernde Liebe ... werden kann“.

Und dies gilt auch im Großen für die ganze Kirche. „Darum wird aus dem Glauben in der Gemeinde Christi die Mission geboren, welche den Heiden das Evangelium bringt, die aber dann erst zur rechten Wahrheit wird, wenn sie derer nicht vergißt..., die in nächster Nähe des ewigen Lebens entbehren und somit in der Irre sind“ (IV, 1, 24).

Das ist der Hintergrund für jenen leidenschaftlichen Appell, mit dem Wichern auf dem Kirchentag in Wittenberg die institutionelle Kirche mahnte, ihrem Auftrag treu zu bleiben, und den Zusammenhang von Glauben und Liebe zu wahren.

„Meine Freunde! es tut eines not, daß die evangelische Kirche in ihrer Gesamtheit anerkenne: die Arbeit der Inneren Mission ist mein! Daß sie ein großes Siegel auf die Summe dieser Arbeit setze: die Liebe gehört mir wie der Glaube. Die rettende Liebe muß ihr das große Werkzeug, womit sie die Tatsache des Glaubens erweist, werden.“

Ein Vortrag aus Anlaß der Erinnerung an den Kirchentag in Wittenberg war überschrieben: „Ein unerledigtes Programm.“ Die Erinnerung an Johann Hinrich Wichern mahnt auch unsere Kirche 100 Jahre nach seinem Todestag an nicht erledigte, weil immer neu aufgetragene Aufgaben.

Reinhard Turre



## Gedanken zum Predigttext

Mk. 14, 3-9  
(Palmarum)

Vers 7:

Denn Arme habt ihr immer bei euch,  
und wenn ihr nur wollt, könnt ihr  
ihnen Gutes tun; mich aber habt ihr  
nicht immer.

(Luthertext: NT 75)

Arme wird es immer bei euch geben,  
und ihr könnt ihnen jederzeit helfen,  
wenn ihr nur wollt. Aber mich  
habt ihr nicht mehr lange bei euch.

(Die Gute Nachricht)

Wagen Sie Widerspruch oder erkennen Sie bedingungslos alles, was Jesus gesagt hat, als richtig an? Ich bin ebenso erstaunt wie einige der Gäste, die zusahen, als eine Frau hereinkam und wertvolles Nardenöl über Jesu Kopf ausgoß. Auch ich erwarte den Einspruch von Jesus gegen diese Verschwendung. Aber Jesus, der eigenen Besitz ablehnte und alles für die Armen gab, Jesus, mein Ideal für Bescheidenheit und Güte, trat selbstbewußt auf und sagte, daß es die Armen immer gäbe, ihn selbst aber nicht. Entpuppte sich Jesus, als Gast im Haus Simons des Aussätzigen, als Egoist?

Wir, die wir die Berichte des Evangeliums über das Leben von Jesus bis zu seinem Ausgang kennen und also wis-

## Der Mensch neben uns

sen, was mit ihm geschah, müssen nicht an ihm zweifeln. Wir verstehen, daß sich Jesus, kurz vor Verleugnung, Verhaftung und Kreuzigung, ganz auf das Kommando ausrichtete. In seiner Ölung durch die Frau sehen wir einen sinnbildlichen Hinweis auf seinen Kreuzigungstod. Die Gäste aber dachten vielleicht, Jesus wolle von ihnen fortgehen. Wir sollen diese kurze Erzählung des Lukas, die auch bei Matthäus und Johannes berichtet wird, wichtig nehmen, denn Jesus selbst wollte, daß dieses Geschehen während des Essens im Hause Simons nicht vergessen wird. „Überall in der Welt, wo die Gute Nachricht verbreitet wird, wird man auch berichten, was sie getan hat und an sie denken.“ Versuchen wir uns in die Situation zu versetzen, in der sich dieses Geschehen mit der Frau, die Jesus ehrte, ereignete. Wer war diese Frau, die auch uns noch zu beeindruckern vermag? Ihr Name ist nicht bekannt, nur durch ihre Handlung an einem Menschen ist sie unvergessen. Sie zeigte, daß sie Jesus liebte, indem sie ihm, obwohl sie seine Verachtung zu erwarten hatte, die Ehre der Ölung erwies. Es läßt sich vermuten, daß sie arm war. Das wohlriechende Nardenöl zu erlangen, bedeutete sicher ein großes Opfer für sie. Aber sie wollte für Jesus alles geben, was möglich war, gleich einer Mutter ihrem Kind, gleich einer Ehefrau ihrem Mann. Die Frau war

glücklich, weil Jesus ihre Gabe annahm. Er verhielt sich, wie es nicht selbstverständlich unter den Menschen ist, er zeigte seine Freude. Auch Jesus konnte sich freuen über menschliche Freundlichkeit.

Wenn Jesus damals sagte: „Arme wird es immer bei euch geben“, so gilt dieser Satz noch heute. Wir wissen von den vielen Leidenden und Hungernden in der Welt, und es ist wichtig, daß wir alles versuchen, ihnen zu helfen. Niemand aber, keine Regierung der Welt, kann gleichzeitig allen Bedürftigen Hilfe bringen. So weist uns Jesu Wort, wobei er nur scheinbar egoistisch auf sich selbst zeigt, auch darauf hin, daß der Mensch, der neben uns steht, gegenwärtig immer der allerwichtigste ist. Wie oft gehen wir, auf andere Ziele ausgerichtet, an ihm vorbei. Indem wir lernen, keinem Leid gegenüber gleichgültig zu sein, bauen wir die kleinen Brücken zwischen den Menschen um uns, die zu großen Brücken gemeinsamer Hilfe zusammenwachsen können.

Die Frau war glücklich, denn Jesus hatte ihre Gabe angenommen. Er wird auch das, was wir unseren Nächsten geben, annehmen und uns jene Freude des Gebens erfahren lassen, die die Frau in der Erzählung des Lukasevangeliums erfahren hat.

Ursula Kromm, Berlin

## LESER: Anfragen · Meinungen · Äußerungen

Probleme mit dem Abendmahl (Nr. 4/81)

Zufällig bekam ich die Ausgabe 4/81 in die Hand und las den Beitrag „Probleme mit dem Abendmahl“, der mein Interesse fand. Ich gehöre einer Kirchengemeinde an, in der die Feier des Altarsakramentes vor etwa 20 Jahren wieder in den Mittelpunkt des Gottesdienstes gerückt wurde. Wir könnten sie uns aus dem sonntäglichen Familien-Gottesdienst gar nicht mehr wegdenken. Ohne besondere Aufforderung tritt die Gemeinde nach der Wortverkündigung zum Empfang des heiligen Mahls an den Altar, auch die Kinder, die unter Handauflegung gesegnet werden bzw. als Vorkonfirmanden teilnehmen. Wir wissen, daß das keine „Abendmahlzeit“ ist, sondern das heilige „Abendmahl“, wie es Jesus vor seiner Kreuzigung mit seinen Jüngern gehalten und eingesetzt hat zum Gedächtnis seiner immer wieder neuen Gegenwart im Blut und Wein. Dabei ist es gleichgültig, ob der Wein rot oder weiß ist. Das Trinken aus dem gemeinsamen Kelch ist Symbol für die Gemeinschaft mit dem lebendigen Herrn. Nach dem Zeugnis der Apostel hat Jesus seinen Kelch erhoben, die Einsetzungsworte gesprochen und ihn herumgereicht.

Ohne „hygienische“ Bedenken habe ich jahrelang dieses Angebot angenommen und mich — wie der Schreiber des Artikels es erfahren hat — ereifert gegenüber Gemeindegliedern, die Bedenken äußerten und dem Tisch des Herrn fern blieben. Bis vor einigen Jahren! Da setzten

meine persönlichen Schwierigkeiten ein. Ich konnte das edle Metall nicht mehr an meinem Munde vertragen. Das mußte mir aber erst vom Arzt gesagt werden, nachdem er — wie ich — es lange Zeit nicht erklären konnte, woher meine Beschwerden rührten. Nun habe ich mich aber nicht einfach zurückgezogen, sondern das Problem mit meinen Pfarrern besprochen. Wir kamen zu der Lösung, daß ich die Hostie, die wir in die geöffnete Hand gelegt bekommen, in den Kelch leicht eintauche, denn dann habe ich ja auch „Brot und Wein“ in dem Einen. Dieses Verfahren ermutigte in unseren Gottesdiensten auch andere Gemeindeglieder, die aus hygienischen Gründen dem Abendmahl fernbleiben wollten.

Übrigens wird beim Abendmahl am Krankenbett in besonderen Fällen die gleiche Gepflogenheit geübt, indem der Pfarrer selbst die Hostie eintaucht und dem Kranken reicht. Vielleicht kann ich mit meiner Darlegung dem Schreiber des Artikels wie auch manchem anderen Leser dieser Zeilen helfen, wieder unbeschwert zum Tisch des Herrn zu gehen. Ich bin ebenfalls der Ansicht, daß dieses Thema zum gemeinsamen Nachdenken in Gemeindeveranstaltungen anregen sollte, und es würden sich wohl dankbare Teilnehmer finden. Ich jedenfalls war meinen Pfarrern damals sehr dankbar für ihre Hilfe und habe sie schon manchem weiter gegeben.

I. Linde

## Aus der Arbeit des Rates der EKU

Auf Beschluß des Rates der Evangelischen Kirche der Union (EKU) — Bereich DDR — wird eine Stellungnahme des Verfassungsausschusses der EKU zur schrittweisen Verwirklichung einer verbindlichen Gemeinschaft der Kirchen in der DDR den Mitgliedern der EKU-Synode ebenso wie den Synoden der EKG-Gliedkirchen in der DDR als Arbeitsmaterial zugeleitet. In seiner Sitzung am 4. März befaßte sich der Rat mit dieser Stellungnahme, in der u. a. davon ausgegangen wird, daß die Rechtsgemeinsamkeit, die zwischen den EKG-Gliedkirchen nicht nur formal, sondern auch im praktischen Vollzug vorhanden ist, erhalten bleiben muß, bis die größere Gemeinschaft ihrerseits Recht mit gleicher Verbindlichkeit für alle setzen

Zu den letzten Pionieren der modernen ökumenischen Bewegung gehörte Suzanne de Dietrich, die am 24. Januar in Strasbourg (Frankreich) im Alter von 89 Jahren gestorben ist. Von 1914 an hatte sie fast ein halbes Jahrhundert lang an der Seite von ökumenischen Persönlichkeiten wie Willem A. Visser't Hooft und Marc Boegner in der Christlichen Studentenbewegung und in der ökumenischen Arbeit, nicht zuletzt am Ökumenischen Institut in dessen Aufbaujahren, gewirkt.

kann. In der Zwischenzeit kann die Kompetenz der Rechtssetzung nicht an die einzelnen Gliedkirchen zurückfallen. Die Stellungnahme vermerkt ferner, daß in dem von der Bundessynode her vorliegenden Vorschlag zu den Grundartikeln der Ordnung einer neuen Gemeinschaft neben den lutherischen und den reformierten Gemeinden auch die unierte Gemeinden zu nennen sind. Für die künftige gemeinsame Dienststelle, die schrittweise aus den zentralen Dienststellen der jetzigen drei kirchlichen Zusammenschlüsse hervorgehen sollte, empfiehlt die Stellungnahme die Kollegialstruktur der bisherigen EKG-Kirchenkanzlei als sachgemäß.

Dem Rat der EKU lag ferner das Votum einer Arbeitsgruppe zu den von der Bundessynode im September 1980 in Leipzig behandelten Entwürfen der „Gemeinsamen Entschlie-  
bung“ und eines Kirchengesetzes für

eine Änderung der Bundesordnung vor, die beide ebenfalls mit der schrittweisen Verwirklichung einer verbindlichen Kirchengemeinschaft in Zusammenhang stehen. Bei der als Übergangsregelung ins Auge gefaßten Änderung der gegenwärtigen Kirchenbund-Ordnung geht es besonders um die Verbesserung der Kompetenz und Struktur der Bundessynode. Für den Rat der EKG ergab sich dabei als eine Frage von Gewicht u. a. die angemessene Vertretung der kleineren Gliedkirchen des Bundes sowie der reformierten Tradition. Der Rat überarbeitete das Votum an einigen Punkten, ehe es nun als eigene Äußerung des Rates ebenfalls der EKG-Synode und den Synoden der EKG-Gliedkirchen zugeleitet wird.

Kirchenzusammenschlüsse sind das Thema einer Konsultation, die der Ökumenische Rat der Kirchen vom 18. bis 25. November in Colombo (Sri Lanka) veranstaltet. An der vierten Konferenz dieser Art werden etwa 50 Vertreter von unierte Kirchen und Kirchen, die in Unionsverhandlungen stehen, teilnehmen.

Der Rat der EKG — Bereich DDR — hat sich mit der Konzeption für eine erneuerte Agenda befaßt und ihr als Arbeitsauftrag zugestimmt. Bei der Erarbeitung der neuen Gottesdienstordnung sind die kirchlichen Zusammenschlüsse und ihre Gliedkirchen kooperativ beteiligt.

### Wolf-Dietrich Gutsch †

Wolf-Dietrich Gutsch, einer der bekanntesten Repräsentanten kirchlicher Jugendarbeit nicht nur in der DDR, sondern auch in ganz Europa, ist im Alter von 49 Jahren am 10. März in Berlin gestorben. Nach einer Operation erlag er einem Herzversagen. Seine Beisetzung fand am 20. März im Anschluß an eine Trauerfeier in der Kirche Berlin-Karlshorst statt. Statt Kranzspenden hatten die Angehörigen Spenden für die Errichtung von Lehrkabinetten zur Jugendausbildung in Nicaragua erbeten, ein ökumenisches Jugendhilfsprojekt, mit dessen Verwirklichung sich Gutsch in der letzten Zeit intensiv befaßt hatte.

### Für junge Leser

Seid gegrüßt, junge Leute!

Dieser Tage hörte ich, daß es auf der ganzen Erde nahezu 5 Millionen Postangestellte gibt, die in etwa 500 000 Postämtern dafür sorgen, daß jährlich 230 Milliarden Briefsendungen zugestellt werden. Einige dieser Briefe waren in den vergangenen Wochen auch wieder für mich bestimmt und ich danke der Post ebenso wie den Absendern für ihren Fleiß.

Ein junger Leser aus Gera hat es allerdings inzwischen bereut, daß er mir geschrieben hat: „Ich hatte Dir einmal geschrieben, mit der Bitte mich per Partnersuche in die Zeitung zu setzen. Ich möchte Dich bitten, dies nicht mehr zu tun, da ich ein aufrichtiges christliches Mädchen kennengelernt habe...“ Leider war mein Manuskript mit seinem Briefwechselwunsch da schon aus dem Haus und ist dann doch noch erschienen. Hoffentlich hat er sich darüber nicht zu sehr geärgert.

Gefreut dagegen hat sich besonders über die „lustigen Jungleserecken“ E. Helfritz, der in der Nähe von Berlin wohnt. Er schickte als Dank humorige Ratetexte. Einen davon, in dem 12 Baum-Namen, die in der Bibel vorkommen, versteckt sind, gebe ich an euch weiter:

## Konferenz der Kirchenleitungen

Schluß von Seite 1

Die Konferenz gedachte des Heimgangs des Leiters des Ökumenischen Jugenddienstes, Dietrich Gutsch, und würdigte sein vielfältiges ökumenisches Engagement. Die dreitägige Klausur bot den Mitgliedern der Konferenz des Sekretariats Gelegenheit zu persönlichen Begegnungen und Gesprächen. Die Tagung schloß am Sonntagvormittag mit einem gemeinsamen Abend-

mahlsgottesdienst mit der Buckower Ortsgemeinde. Die Predigt hielt Bischof Dr. Wollstadt.

Auf Einladung der Evangelisch-Lutherischen Kirche Sachsens und des Katharinenhofs wird die nächste Tagung der Konferenz vom 8. bis 10. Mai in Großenhain stattfinden und den Mitgliedern Gelegenheit zur Begegnung mit der Behindertenarbeit im kirchlich-diakonischen Bereich geben.

### Jesus im Gespräch zwischen Juden, Christen und Moslems

Unter diesem Thema lädt die Arbeitsgemeinschaft Kirche und Judentum zu ihrer diesjährigen Jahrestagung vom 10. bis 13. Juni nach Leipzig ein. Hervorragende Sachkenner führen zum Gespräch zwischen den drei großen monotheistischen Religionen beitragen. Aus religionswissenschaftlicher Sicht wird der Leipziger Universitätsprofessor Dr. Dr. Kurt Rudolph das Verhältnis von Juden, Christen und Moslems zueinander erläutern. Die unterschiedlichen Standpunkte von Juden, Christen und Moslems zu Jesus werden dargelegt von Landesrabbiner Dr. Nathan Peter Levinson (Heidelberg), dem Rostocker Neutestamentler, Professor Dr. Hans-Friedrich Weiß, und Dr. Arafa H. Mustafa, der zur Zeit an der Martin-Luther-Universi-

tät Halle-Wittenberg lehrt. Zu ihren Gottesdiensten wird wiederum freundlicherweise die Israelitische Religionsgemeinde zu Leipzig in die Synagoge einladen. In einem Podiumsgespräch wird Gelegenheit zur Aussprache über das Tagungsthema gegeben.

Zur Tagung sind alle Interessenten, besonders Pfarrer, Katecheten, Vikare und Theologiestudenten herzlich eingeladen. Auswärtige Teilnehmer ohne Übernachtungsmöglichkeiten können in beschränktem Maße Quartier erhalten. Es wird in jedem Fall um schriftliche Anmeldung bis zum 26. Mai an die Geschäftsstelle der AG Kirche und Judentum, 7010 Leipzig, Dittrichring 12, Pfarrer Arndt, gebeten.

SThA

## Gedanken zu einem Film

### Königspoker (Royal Flash)

In einer Distanz von reichlich 100 Jahren zu den agierenden geschichtlichen Personen kann sich der interessierte Zuschauer mit diesem Film aus Großbritannien (Regie: Richard Lester) durchaus unterhalten. Mit großer Respektlosigkeit werden legendäre Gestalten vom Sockel geholt, abgestaubt und in eine Fabel verstrickt, die — soweit sie Bismarck betrifft — wohl in die Zeit fällt, die die Historiker als „wirre und wilde Jugendjahre“ übergehen. Deshalb hat es sicher wenig Sinn, ernsthaft nach historischen Hintergründen zu forschen, denn dem Autor ging es nicht so sehr um historische Echtheit, sondern um eine Persiflage, eine geistreiche Verspottung geschichtlicher Abläufe und in ihnen handelnder Personen, die zeitweise befugt waren, an dem berühmten Rad der Geschichte zu drehen. Dabei muß es ihm großen Spaß gemacht haben, mit Bismarck als Preußen schlechthin und mit seinem englischen Helden wider Willen die unterschiedlichen nationalen Charaktereigenschaften zu konfrontieren. Pokern ist ein englisches Glücksspiel, und deshalb ist der Titel des Films eine Aussage für die Art der Politik, um die es hier geht.

Wie gesagt: Von einem Kinossessel aus betrachtet und in einem Abstand von mehr als 100 Jahren zu abenteuerlichen und lebensgefährlichen Aktionen sehr unterhaltsam.

Margot Bassenge

## Rückblende

In der Württembergischen Kreisstadt Nagold wurden bei einem Hauseinsturz 51 Personen getötet, 46 schwer und 45 leicht verletzt. Der Gasthof „Zum Hirsch“ war behufs Vergrößerung um 1 1/2 Meter gehoben worden. Als diese Hebung am 5. April morgens 7 Uhr begann, waren auf Ankündigung viele Schaulustige aus Stadt und Land dazu herbeigeströmt. Mittags nach Vollendung der Hebung strömte eine große Schar von Gästen in das Hotel zu einem Festmahle, das der Wirt hatte herrichten lassen, und das in dem großen Saale gehalten wurde. In den übrigen Räumen wurden die Bauleute bewirtet, und in dem Gasträume fanden sich auch noch sonstige Gäste aus der Stadt ein. Aber schon um 3/4 1 Uhr, als die Gäste eben den Wirt und den Bauleiter Rückgauer leben ließen, stürzte das ganze Gebäude in wenigen Sekunden in sich zusammen und begrub alles unter seinen Trümmern. — Daß in dem Orte infolgedessen ein herzerreißender Jammer ertönt, aber daneben auch die wohlberechtigte Anklage wegen unverantwortlichen Leichtsinns, wird jeder leicht begreifen.

Aus dem Evangelischen Sonntagsblatt vor 75 Jahren

## Briefe, Briefe . . .

„Auf Eigenbaumatratten an der Ritze der Wand — wo Livens einst malte — sang man Nepalmelodien. Da fragte Dr. Wachold ernst: „Ob ich der Härtere bin, Thea?“ Er hatte Hamurapi nie geschätzt, trieb beim Eisenguß Baumaterial auf und sah dann Uwe in stockbesoffenem Zustand, pappelutschend und zeichengebend mit Spucknapf Elba umsegeln.“ Ob wohl die 12 Baum-Namen von euch gefunden werden?

Einen ganz langen Brief schickte Johannes Dickert, 7302 Hartha: „Der Anlaß meines Schreibens ist die Kirchliche Fragen-Kiste 14... Schwer zu beantworten war sicher die Frage nach der größten Orgel der Welt. Aber sicherlich haben Sie die richtige Antwort gefunden. Ich habe auch schon davon gelesen. In den USA soll man es sogar in einem Fall fertiggebracht haben, ein Orgelregister 64 Fuß aus Beton zu gießen. Das hieß, die größte Pfeife mußte etwa 20 Meter lang sein (vorausgesetzt, das Register beginnt mit dem großen C). Nun ahnen Sie sicher schon, daß Ihre Maßangaben der Pfeifen von 6 Zentimeter u. 195 Zentimeter nicht stimmen. Vorausgesetzt, das legendäre Register mit 64 Fuß Länge befindet sich in dieser Orgel in Atlanta-City, müßte es wohl heißen Pfeifen zwischen 6 Millimeter und 19,50 Meter Länge. Bei Orgelpfeifen

wird immer nur der klingende Teil gemessen. Eigentlich ist die Größe einer Orgel gar nicht so wichtig. Wesentlicher ist, daß es ein Instrument ist, das mit Liebe und Sachkenntnis gebaut ist. Die Kunst des Orgelbauers ist, Instrumente zu schaffen, die den Anforderungen entsprechen und wo jede Stimme so intoniert ist, daß sie möglichst keine Wünsche offen läßt. Da kann schon ein kleines Orgelpositiv den Organisten in helle Begeisterung versetzen. Was die größte Orgel der Welt betrifft, so las ich vor etwa zwei Jahren, daß ihr Zustand sehr bedenklich ist, da bei einem solchen Monster-Instrument die Erhaltungskosten ins Gigantische steigen. Stellen Sie sich vor, Sie müssen die 30 000 Pfeifen, jede einzelne, stimmen...“

Vielen Dank Johannes (der übrigens zur Zeit als Bausoldat dient) für seine umfassenden Informationen.

Abschließend möchte ich heute noch einen Briefwechselwunsch weitergeben: „Gern würde ich mit Menschen aus aller Welt, egal welcher Glaubensrichtung, in Brief-Kontakt treten. Ich bin evangelisch und 13 Jahre alt.“ (Mark-Peter Althausen, 4500 Dessau 3, Staakener Weg 23.) Und schließlich wieder die Adresse der Redaktion, 1020 Berlin, Sophienstraße 3. Mit besten Grüßen, euer Herbert Gerhardt



## Ich konnte, wollte nicht schweigen

Ex-General der NATO Pasti  
im Gespräch mit Berlinern

Der italienische Senator Nino Pasti, General a.D. der italienischen Streitkräfte und ehemaliger stellvertretender Oberkommandierender der NATO-Streitkräfte in Europa für atomare Fragen, weilte in der vergangenen Woche zu einem Besuch in der DDR. Als heutiges Mitglied des Weltfriedensrates und Repräsentant des Nationalen Koordinierungskomitees für Frieden in Italien war er einer Einladung des Friedensrates der DDR gefolgt. Im Verlauf seines Aufenthaltes kam es im Klub der Nationalen Front im Berliner Stadtbezirk Prenzlauer Berg zu einem herzlichen und konstruktiven Gedankenaustausch mit Bürgern der Hauptstadt. Arbeiter, Angestellte und Geistliche berichteten über ihren Beitrag, den sie zur Erhaltung des Friedens in ihrem unmittelbaren Wohn- und Arbeitsbereich leisten, und stellten Fragen an den Senator.

Unionsfreund Karl Hennig, Vorsitzender des Wohnbezirksausschusses 11, fragte, was den ehemaligen NATO-General dazu bewogen habe, seine Konsequenzen aus der bisherigen Tätigkeit zu ziehen und sich in die Weltfriedensbewegung einzureihen. Senator Pasti schilderte anhand seiner Erfahrungen, daß sich das aggressive Wesen der NATO immer deutlicher gezeigt hätte und verwies auf die Tatsache, daß die USA schon lange vor dem Brüsseler Raketen-Beschluß die Absicht gehabt haben, neue atomare Waffen in Europa zu stationieren und damit die Gefahr eines nuklearen Krieges heraufbeschworen. „Zu all dem konnte und wollte ich nicht schweigen. Wer Frieden will, kann nicht jene gewähren lassen, die ihn aufs Spiel setzen.“

Der ehemalige hohe NATO-General betonte weiter, daß die These von der „Nachrüstung der NATO“ lediglich dazu diene, die aggressiven Absichten dieses Militärpaktes zu verschleiern, um die ständig steigenden Rüstungsausgaben auf Kosten der sozialen Leistungen zu rechtfertigen. Er habe es sich zur Aufgabe gemacht, durch sachliche und korrekte Information die Bevölkerung seines Landes gegen die den Frieden gefährdende Politik der NATO zu mobilisieren.

Die DDR stehe in der ersten Reihe des Ringens um Frieden, Sicherheit und Abrüstung, sagte Nino Pasti. Sein Besuch diene dazu, hier Erfahrungen zu gewinnen, wie dieser Kampf wirkungsvoll geführt werden kann, wie den Menschen in Italien noch besser die Wahrheit über die Friedensinitiativen der sozialistischen Staaten vermittelt werden könne.

Im Verlauf der Aussprache hob der evangelische Pfarrer Ehrenfried Roepke hervor, daß sich angesichts der durch die NATO-Rüstungspolitik verursachten Verschärfung der internationalen Lage auch bei den Christen in der DDR das Engagement zur Erhaltung und Sicherung des Friedens verstärkt hat. Im Kampf um die Erhaltung des Friedens komme es auf das Denken, auf das Wort und auf die Tat jedes einzelnen an.

Christine Schulz

Neue Zeit

13. 1. 81



# Über Liebe und Werke

Zu 1. Korinther 13, Vers 3

Wie? fragst du, wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, so wäre es mir nichts nütze? Das ist ja Liebe. Was ist denn Liebe, wenn's das nicht ist, daß man Gutes tut, seinem Nächsten wohl will und sein Hab und Gut für seinen Nächsten opfert? Ja, das wohl, aber Paulus wird ja weiter unten die Natur und die Eigenschaften der Liebe beschreiben, in der und mit der man solche Dinge tun muß; – denn nicht durch die Werke der Liebe, sondern die Liebe selber muß du haben und die Werke müssen aus der Liebe hervorgehen.

Zu Galater 5, Vers 6

Die Einbildung auf Formen und andere Satzungen sind recht erbärmliche Einbildungen. Paulus wirft alles weg, wozu die Menschen so geneigt sind, in dem der eine sagt: so müßt ihr es machen; der andere: so müßt ihr tun. Nehmt den Glauben an Christum an, so dürft ihr nicht mehr fragen, was zu tun sei; denn der lebendige Glaube, der dem toten Herzen entgegengesetzt ist, ist das Licht, das im Herzen angezündet ist, und der ist nicht einen Augenblick ohne tätige Liebe. Sobald das Herz aufwacht im Glauben und seinen Versöhner erblickt, wie er sich für uns zu Tode geblutet hat, so ist die Liebe da, die das ganze Gemüt einnimmt, der man nicht mehr befehlen darf: tu das für deinen Versöhner! Lebe nach seinem Willen! Halte seine Gebote! Sie ist ganz darin, und es ist ihr Element, so zu sein, wie er war. Also darf man nicht denken: „Ich will mich mit dem Glauben behelfen, der macht selig; die Liebe ist eben nicht nötig.“ Wo keine Liebe ist, da ist auch kein Glaube.



Johannes Evangelista Gossner (Porträtzeichnung)

# Johannes Gossner

Johannes Evangelista Gossner (1773 bis 1858) wurde als zehntes von 13 Kindern einer katholischen Bauernfamilie in Schwaben geboren. Er durchlief eine von Jesuiten betreute Schule und wandte sich danach dem Theologiestudium zu. Schon zu dieser Zeit öffnete er sich dem damals mächtigen Einfluß von Erweckungsbewegungen und machte sich mit den Gedanken der Mystiker vertraut. Auch den Gedanken Lavaters und Zinzendorfs galt, durch persönliche Begegnungen vertieft, seine Beschäftigung, später dem Werk Thomas a Kempis, das er ins Deutsche übersetzte. Mit all dem näherte er sich der lutherischen Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben. Es ging ihm stets mehr als um Ordnung und Gesetz um die Existenz einer lebendigen Gemeinde überall auf der Welt, die im gleichen Auftrag steht („Es genügt, ein Christ zu sein“). In der katholischen Kirche, die ihn mehrmals strafversetzte und ins Priesterkorrektionshaus schickte, konnte er diesen Dienst nicht mehr nach seinem Gewissen ausüben. Doch auch als evangelischer Pfarrer – der offizielle Übertritt geschah 1826 – fühlte er sich keinem engen Dogma zugeordnet. In Petersburg, wohin er bereits 1820 einem Ruf Alexander I. gefolgt war und eine Bibelgesellschaft gründete (Tolstoi erwähnt ihn im Epilog zu „Krieg und Frieden“, die Evangeliumschriften/Baptisten in der Sowjetunion kennen noch heute einige seiner Schriften), stand er einer echt ökumenischen Gemeinde aus Orthodoxen, Katholiken und Protestanten vor. Später in Berlin war er der Pfarrer der dort ansässigen Böhmen. Er war nicht nur beteiligt an der Gründung der Basler und zeitweise Vorstandsmitglied der Berliner Mission, er sandte selbst Missionare in vier Erdteile aus. Er veranlaßte von Petersburg aus die Gründung des ersten Kindergartens in Finnland; er schuf in Berlin Krankenbesuchsdienste und gründete mit dem Elisabeth-Krankenhaus das erste evangelische Krankenhaus dieser Stadt. Er hatte Freunde in vielen Kirchen und Ländern, denen er verbunden war und blieb in dem einen: Dem Ruf Christi zu folgen, aus dem Hören auf seine Botschaft ein neues Leben zu beginnen, gemeindliche, diakonische, missionarische Arbeit zu leisten.

## Für Basisgemeinde und Ökumene

Vom Wirken, Wollen und Handeln der Gossner-Mission in der DDR, notiert nach einem Gespräch mit ihrem Leiter, Pfarrer Eckhard Schülzgen

Mit diesen Sätzen, enthalten in einem Lebens- und Wirkensbild Johannes Evangelista Gossners, versuchte Pfarrer Bruno Schottstädt, der langjährige Leiter der Gossner-Mission in der DDR, zusammenzufassen, was Anliegen des Namenspatrons und geistlichen Vaters dieses Werkes war, das – heute der Kirche Berlin-Brandenburg zugeordnet, aber mit selbständigem Kuratorium arbeitend – seinen eigenständigen Dienst seit gut 25 Jahren in der DDR versieht. Wie sieht dieser Dienst aus?

Ein bekanntes Gossner-Wort lautet: „Hören wir auf, Missionare zu sein, so hören wir auf, Christen zu sein.“ Das vielseitige Wirken Gossners läßt annehmen, daß er damit kaum nur auf das zielte, was rund zwei Jahrhunderte als missionarische Tätigkeit im strengen Wortsinn begriffen wurde: die Heidenmission in überseeischen Kontinenten, die er selbst mit der Aussendung von 140 Missionaren betrieben hat. Die Existenz der Ev.-Luth. Gossnerkirche in Indien legt bis heute davon lebendiges Zeugnis ab.

Im Wort Mission aber dürfte für Gossner bereits vieles beschlossen gewesen sein, was sich in den letzten beiden Jahrzehnten im Verständnis dieses Begriffs und der dahinter stehenden Sache in der Weltchristenheit neu herausgebildet hat: Mission als Verkündigung des Evangeliums und in Gestalt praktischer Liebestätigkeit gilt nicht nur den Menschen ferner Länder, sondern muß auch „vor der eigenen Haustür“ geschehen; sie ist kein einseitiges Geben mehr, sie ist stets auch ein Empfangen.

Und so ist – ohne je den ökumenischen Aspekt außer Augen zu lassen – das Wort Mission von den Erben und Fortsetzern Gossners in der DDR von Anfang an verstanden worden, die 1954 hier die selbständige Dienststelle des Werkes gründeten. Sie vollzogen diese organisatorische Trennung frühzeitig, weil sie aus ihrem missionarischen Verständnis heraus frühzeitig begriffen hatten, daß der Dienst an der Basis – ein wichtiger Begriff für die gesamte Arbeit – in einer sozialistischen Gesellschaft notwendig anders aussuchen muß als in einer kapitalistischen. Und wenn

„Gossner ging es um die Rettung des einzelnen und um die brüderliche Gemeinde zugleich, es ging ihm um den Dienst am Nächsten im Urwalddorf genauso wie in den damaligen Elendsquartieren in Berlin. Zeugnis und Dienst waren seine Lebens Themen. Und wenn heute die ‚Laienfrage‘ in unserer Kirche immer wichtiger wird, so sind es Erkenntnisse und Einsichten der biblischen Botschaft, die besonders wachgehalten worden sind von solchen Zeugen wie Johannes Gossner. Und was Diakonie angeht, so bleibt es bei dem Leben und Arbeiten vom Grund des Glaubens her, es bleibt dabei, daß Kranken, Siechen, Alten, Hilflosen, Behinderten aller Art in unserem Land und in aller Welt zu helfen ist. Wirkliche ökumenische Diakonie – ob in der Unterstützung bestimmter Aktionen oder durch persönlichen Einsatz in Entwicklungsländern, ob durch radikales Mitdenken mit Befreiungsbewegungen oder in ökumenischen Einsätzen in unserem Land – immer verlangte diakonische Haltung und diakonischer Dienst die Rückkoppelung in den Christusglauben einer lebendigen Gemeinde.“

in dem Versuch einer „Standortbestimmung“ der Gossner-Mission (1978) unter dem Stichwort „missionarische Existenz“ als die drei Hauptaufgaben Solidaritätsarbeit, Friedensarbeit, Gemeindearbeit genannt werden, so führt das wiederum hin zu der Weite des Missionsbegriffs.

Wohnwagenarbeit in Oderbruchdörfern, bereits 1948 begonnen, um Gemeinde zu sammeln und gleichzeitig am Leben der Menschen beim Wegtragen der Trümmer, bei Aufbau der Höfe und Bestellen der Felder teilzunehmen, wuchs hinein in den neuen Anfang Mitte der 50er Jahre. Theologiestudenten machten später in Wohnwagen in der Niederlausitz ihre Praktika in Teamarbeit und brüderlichem Leben und Leiten. Die Wohnwagenarbeit ist heute überflüssig geworden. Geblieben ist das elementare Interesse an der Basisarbeit, konzentriert nun auf Neustädte und Neubaugebiete. Grundfragen lauten: Wie entwickelt sich Gemeinde in neuen Städten?, vor allem aber: Was ist die Aufgabe der Gemeinde für neue Städte, was kann sie dazu beitragen, daß Gemeinschaft von Menschen – nicht nur von Christen! – entsteht? In diesem Sinne durchgeführte Regionaltagungen – so in Magdeburg, Erfurt, Hoyerswerda und anderswo – beschäftigten sich mit dem großen Problemkreis der „Erziehung zum Zusammenleben und Zusammenarbeiten“. Dahinter steht die Anforderung und Herausforderung an die

Gemeinden, sich selbst dafür zu öffnen, die Belange der weltlichen Gemeinde, des Wohngebietes, der Hausgemeinschaft, der Volkssolidarität mit den eigenen Anliegen zu verknüpfen.

Denn auch dies sahen von Anfang an die Mitarbeiter der Gossner-Mission in der DDR als ihre besondere und besonders wichtige Aufgabe an: Kirchen und Gemeinden zu helfen, ihr Gemeindeglied in einer sozialistischen Gesellschaft neu zu beginnen, neu zu verstehen, neu zu praktizieren. „Für uns ist wichtig, daß die Gemeinden und die einzelnen Gemeindeglieder den Blick dafür freibekommen“, sagt Pfarrer Eckhard Schülzgen dazu, der seit rund einem Jahr die Leitung der Gossner-Mission übernommen hat. Und er selbst hat diese Funktion mit der des Gemeindepfarrers von Berlin-Grünau aufs engste verknüpft: „Es lag uns daran, daß wir uns als kirchliche Dienststelle nicht entfernen vom kirchlichen Alltag, daß wir dieselben Erfahrungen machen wie die Freunde der Gossner-Mission in ihrem Alltag und das selbst ausprobieren, worüber wir reden.“

Um Laienarbeit und Gemeindeaufbau – heute vielgebrauchte Stichworte in allen Kirchen und Synoden nicht nur unseres Landes – ging es der Gossner-Mission in der DDR also von Anfang an. Es ging ihr darum aber stets in Verbindung mit dem, was heute weithin „politische Diakonie“ genannt wird, und zugleich in Verbindung mit

weitem ökumenischem Denken unter zwei Aspekten: dem der von Gossner vorgelebten Offenheit für alle Konfessionen und dem der Verbindung mit der Christenheit in aller Welt in gegenseitigem Anregen und Befruchten. Das schließt Verantwortung für die Welt ein.

Diese Verantwortung dokumentierte sich in den vergangenen Jahren insbesondere im Engagement für Frieden und Abrüstung, wahrgenommen in enger Zusammenarbeit mit der Christlichen Friedenskonferenz. Eine gemeinsame Arbeitsgruppe hat dazu zwei Studienmappen publiziert, in denen das Problem nicht nur theologisch reflektiert, sondern zugleich aufgrund von vielfältigem Zahlen- und Faktenmaterial zu eindeutiger Stellungnahme hingeführt wird. Die Mappen dienen – wie die Seminare zu diesem brennenden und vielgefragten Thema – Freundeskreisen, Arbeitsgruppen und Gemeinden zu Information, Selbstverständigung und Standortfindung. Sie sollen das Wissen um den Ernst der Frage vertiefen, bewußtseinsbildend wirken und damit zur Tat für die Sache des Friedens befähigen. Auch hier also vor allem wieder Basisarbeit.

Verantwortung für die Welt, das heißt auch Solidarität mit der Welt. Johannes Gossner sandte einst Missionare aus zu Evangeliumsverkündigung und christlicher Liebestätigkeit. Die Gossner-Mission in der DDR sendet über zwei Jahrzehnte praktische Hilfe aus. Bereits ab 1958, noch vor Beginn des Befreiungskampfes im Süden, half sie mit medizinischen Geräten in Vietnam und verwirklichte seither auch Projekte größeren Umfangs, die vor allem dem Aus- und Aufbau des orthopädischen Zentrums für Rehabilitation in Ba Vi galten. Pressenotizen machten in den letzten Jahren auf weitere Aktionen aufmerksam. Es wurde aufgerufen zu Spenden für die Menschen im südlichen Afrika, insbesondere für die Kinder aus Simbabwe in den Flüchtlingslagern Sambias, denen Schuhe, Decken und Arztkoffer zu ihrer medizinischen Betreuung zur Verfügung gestellt wurden. „Fahrräder für Kampuchea“ heißt das jüngste, das gegenwärtige Projekt. Sichtbar wird an

den Ländernamen: Karitative Hilfe verbindet sich mit solidarischer Teilnahme am Befreiungskampf der Völker. Das Echo auf all diese Aufrufe nahm stetig zu. Das Solidaritätskomitee der DDR vermittelte und vermittelt die Spenden.

Drei kurze Anmerkungen noch mögen das Bild von Weg und Wollen der Gossner-Mission abrunden.

Die erste: Für die Solidaritätsarbeit gilt wie für manches andere hier Erwähnte und vieles Nichterwähnte (ökumenische Aufbauarbeit, Versuche auf katechetischem Gebiet, Experimente mit brüderlicher Leitung in Kir-

Wenn wir vor Gott treten, dürfen wir nichts als Christentum mit uns bringen. Irgendeine Tugend von unserem Eigenen, ein Vertrauen auf irgendeine Anschauung und Vorbereitung, ist ein Gift und verdorbt den Glauben. Wer auf gute Werke und Gnadenerfahrung baut, der kennt das Verdienst Christi nicht.“ J. G.

chenkreisen): Die Mitarbeiter der Gossner-Mission haben nicht selten Anfänge gesetzt als eine Gruppe von Menschen, die bereit war und ist, „heiße Themen“ frühzeitig anzupacken; stets aber in der Hoffnung, damit einen Dienst für die Kirche zu leisten. Und sie hat sich von Zweigen ihrer Arbeit getrennt, wenn sie dort aufgenommen und zur kirchlichen Praxis wurden.

Die zweite: Die notwendige Relation zwischen Gemeindearbeit und Hinwendung zu den Weltproblemen blieb stets im Blickpunkt. Bruno Schottstädt drückte es in einem Arbeitsrückblick 1979 so aus: „In vielen Einzelgesprächen, in Hauskreisen und Gruppen machten wir uns klar, daß das Ja zum Sozialismus uns nicht abbringen darf von den kleinen alltäglichen Dingen, die in Liebe zum Mitmenschen zu tun sind. Die großen Themen der Welt, der Entwicklung und Solidarität dürfen keine Flucht werden, wir haben den Auftrag, den Sozialismus ganz persönlich zu erfüllen.“

Die dritte: Alles Tun geschieht – und nicht zuletzt ist dies ganz ernst genommenes Gossnersches Erbe – aus der Verbindlichkeit, die das Evangelium auferlegt. Wort, Sakrament und Gebet sind Grundlage und ständige Begleiter für die Mitarbeiter der Gossner-Mission. Glaubensverankerung ist ihnen unabdingbare Voraussetzung für ihr Glaubensengagement, für das Wirken im eigenen Land wie für die Welt.

D. K.

## Das Haus „Rehoboth“

und sein Anliegen

Das Haus „Rehoboth“ leistet mit seiner Arbeit einen eigenwilligen und recht anschaulichen Beitrag zum Anliegen der Gossner-Mission. Dieses Rüstzeitheim, geleitet vom Ehepaar Irma und Martin Richter, zog im Sommer von Buckow nach Neu-Zittau bei Erkner um. Seine Mitarbeiter wollen Freiräume anbieten, damit Menschen durch ein schöpferisches Zu-sich-selber-Kommen dann auch in ihrem Alltag wieder aktiv und schöpferisch sein können. Die monatlichen Briefe an Freunde mit dem Titel „Helft mit!“ wollen einen Einblick in diese besondere Arbeit geben, die eigentlich gar nichts Besonderes, sondern selbstverständlich sein sollte. Wir zitieren im folgenden aus zwei dieser Briefe.

„Das Haus der Gossner-Mission ‚Rehoboth‘ beherbergt vielerlei Aktivitäten: von den gewohnten Jugend- und Konfirmanden-Rüstzeiten über Fidelbau- und Gestaltungskurse bis zu pädagogischen Experimenten in Gruppen mit unterschiedlicher Zusammensetzung.“

Wir haben da einen Traum. Wir haben die Hoffnung auf eine Welt, wo die Menschen in klarer Erkenntnis des Argen lernen werden, eine Atmosphäre des Gedeihens für gute, anmutsvolle Beziehungen zueinander zu schaffen (Greta Kuckhoff). Dieser Traum und diese Hoffnung beziehen sich auf die



Eine Bilderwand: Rüstzeit-Arbeiten im Haus „Rehoboth“

Gestaltung des Alltags im Umgang miteinander und mit den Dingen und dem Material.

Es ist also ein pädagogisches Unternehmen. Aber während wir gewohnt sind, Lehren zu vermitteln, dadurch Bewußtsein zu verändern und ein neues Tun daraus abzuleiten, beschreiben wir in ‚Rehoboth‘ auch den umgekehrten Weg: Es geht darum, nicht nur mit dem Verstand zu wissen, was gut und richtig ist, sondern mit allen Sinnen neue Möglichkeiten aufzuspüren. Das ist lernbar, das kann man einüben, nicht von heute auf morgen, auch nicht in einem Jahr, aber von Mal zu Mal werden die Sinne wacher, die Phantasie

reicher. Und das geschieht in den täglichen Begebenheiten:

Da wird z. B. einer auf einen Spaziergang mitgenommen, obwohl er es „nicht verdient“ hat; eins der Kinder wird dauernd übersehen, und einem anderen ist das aufgefallen; da steht nach einem gewaltigen Guß ein Regenbogen am Himmel, und das Land ist in ein grüngoldenes Licht gehüllt; da merkt einer, daß es andere Lebensgewohnheiten gibt als die eigenen; da entdecken einige an einem hingeschädigten Kind künstlerische Fähigkeiten, die die anwesenden Kinder und Erwachsenen nicht aufbringen; jemand findet einen Freund; man muß nicht



Fideln – selbst gebaut und selbst gespielt

unbedingt mitmachen, was eine Gruppe tut, aber manchmal ist es hilfreich für die anderen; ein Kind beginnt nachzudenken, warum ein anderes böckig ist, anstatt es gleich zu isolieren; wir beobachten auf einem Spaziergang, daß eine Moosfläche gar nicht, wie gewohnt grün, sondern violett ist ...

★

„Die Gruppen sind bunt zusammengesetzt. Das weckt die Neugier aufeinander. ‚Aufmerksamkeit‘ wird zu einem Schlüsselwort. Es sind dabei die Zaghaften, Stillen, Alten, Kranken gleichermaßen eingeschlossen wie die Känner und die Läten, die verschiedenen Arten der Frömmigkeit, unterschiedli-

che politische Meinungen und die wechselnden Erfahrungen bei der gegenseitigen Erziehung – das alles zum Bewußtsein gebracht in der Gemeinschaft der Hand-Arbeit (Malen, Instrumentenbau, Töpfern, Schreiben, Musizieren) und in Beziehung gesetzt zu den weltweiten Herausforderungen der Zeit.

Wir haben dabei einiges entdeckt. Das Entscheidende ist: Die A-teilung in Oben und Unten, Stark und Schwach steht der Menschlichkeit im Wege. Je mehr es gelingt, Großsein, Reichtum, Machtaufbau zu vergessen, desto leichter fällt das Zusammenleben. Und desto reicher wird es.“



Im nächtlichen Wald hört man viele eigenartige Geräusche. Das Knacken der Äste unter den Tritten des Wildes, den Flügelschlag der Nachtvögel, den Ruf eines Uhus, das Pfeifen der Fledermäuse, das Rauschen des Windes in den Zweigen. Es ist, als spräche der Wald selbst zu seinen Bewohnern. Aber nur wenige verstehen diese geheimnisvolle Sprache. Wer nur selten im Wald ist, dessen Gehör ist abgestumpft von der Angst vor einer unbekannten Gefahr. Er glaubt Dinge zu sehen und zu hören, die gar nicht existieren. So ging es

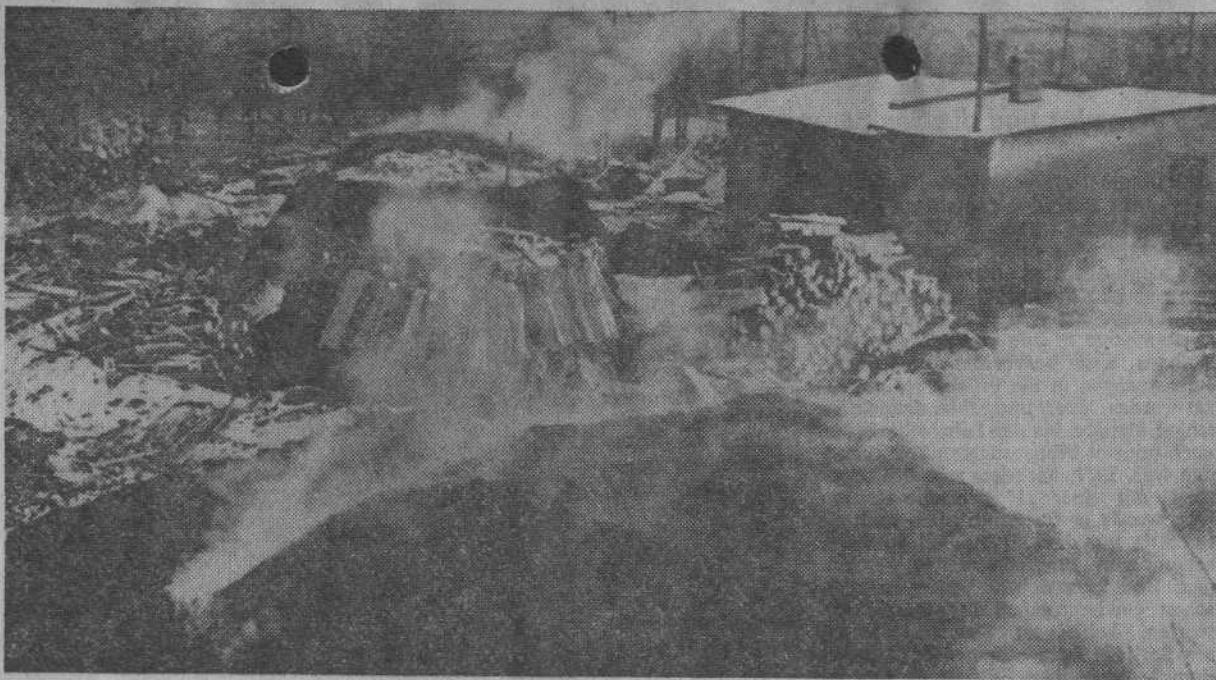
Eine sonderbare Begegnung erlebte einmal das Mädchen in den bewaldeten Bergen von Haguro. Ihr Vater war Köhler; vom Frühling bis in den späten Herbst brannten seine Meiler im Wald, und nur selten ging er mit einer Ladung Kohle ins Dorf hinunter. Otama lebte mit ihrem Vater in einer kleinen Hütte im Wald. Als er sich wieder mit Kohle auf den Weg gemacht hatte, erschien Otama ein geflügelter Mann mit einem riesengroßen Kopf. Aus seinem rotglühenden Gesicht ragte eine lange, dicke Nase hervor. Es war der Waldgeist Tengu. Otama war starr vor Schrecken...

Aus: „Gespenstergeschichten“, Artia Verlag, Prag, 1976

gewiß auch unseren Vorfahren, die die schauerlichsten Gespenstergeschichten mit dem Wald in Verbindung brachten. Da liest man von Begebenheiten, die sich in der Laufnitzer Heide, unweit von Ottendorf-Okrilla zugetragen haben sollen. Dort gab es früher einen „Schwarzen Teich“. Die Sage berichtet, Irrwische, feurige Drachen und Hunde mit Augen wie glühende Kohlen hätten hier ihr Unwesen getrieben. Im Wald lebende Köhler heißen es sich nicht nehmen, diese Sagen weiterzuerzählen, wenn sie im Dorf auftauchen oder abends in der Schenke einkehren, nachdem sie ihre Holzkohle verkauft hatten. Sie machten sich einen Jux daraus, wenn die Leute das Gruseln überkam.

Viele Köhler waren früher Bauern. Sie meilerten zeitweise, um den kärglichen Lebensunterhalt ein wenig aufzubessern. Auch heute sind Köhler – knapp dreißig Betriebe gibt es noch in der DDR – oft Kohlenhändler oder Forstarbeiter zugleich, freilich mehr aus praktischen denn finanziellen Gründen.

In Ottendorf-Okrilla hat dieses Gewerbe eine lange Tradition. Schon zu Zeiten Friedrichs des Großen war es hier zu Hause. Und sicher noch früher; es ist nur nicht schriftlich belegt. Kurt Menzel zum Beispiel führt seit vielen Jahren das Geschäft seines Vaters Max weiter, und dieser übernahm es wiederum von seinem Vater Ernst. In der Tradition des Großvaters stehen anno 1980 die beiden Söhne des Erstgenannten. Alles vollzieht sich hier wie vor vielen hundert Jahren. Ja, man kann sagen: daß eine der ältesten Kunst des Menschen nahezu unverändert fortlebt. Vor 5.000 Jahren nämlich wußten sie schon Assyrer und Ägypter zu gebrauchen. Und in Europa, vornehmlich in Schweden und Deutschland, spielt der Köhler und der mit Holzkohle arbeitende Schmied bereits in überlieferten Märchen und Sagen eine Rolle. Ähnliches gilt auch vom Pech und



RAUCHENDE MEILER über Ottendorf-Okrilla – hier ein gewohntes Bild. Schwere körperliche Arbeit verrichten die Köhler beim Schichten des Holzes (unten links) und beim Schaufeln des Erdrichs (unten rechts).

Fotos (6): Erhardt Freund

## Wo noch heute Meiler rauchen

In Ottendorf-Okrilla lebt ein uraltes Handwerk fort

Teer, noch bis Ende des 18. Jahrhunderts aus Holzkohle gewonnen, ehe Steinkohle und Koks bekannt wurden.

Doch bleiben wir in Ottendorf-Okrilla, wo heute noch mehr als ein Dutzend Meiler rauchen. Sie gehören zwei privaten Köhlern und dem Staatlichen Forstwirtschaftsbetrieb Dresden, der



mit 600 Tonnen jährlich die Hauptproduktion bestreitet. Hier arbeitet Hubert Lütke, der das Handwerk von der Pike auf gelernt hat. Es dauerte eine Weile, ehe er selbständig meilern konnte. Bücherwissen half ihm da nicht viel. Erfahrungen mußte er sammeln. Und dazu gehörten auch Mißgeschicke, nämlich in hellen Brand geratene Meiler, gesteht er. Nun ist er lange genug dabei und hat das nötige Gespür, ohne das es nun mal nicht geht. Aus glänzen-

den, vom Rauch geröteten Augen mustert er uns forschend, sucht mit kohl-schwarzen Händen nach Aufzeichnungen, um unsere journalistische Neugier zu befriedigen. Dann verlassen wir die ruhige Hütte, denn draußen ist eine Fuhr Holz eingetroffen. Das Lastauto ist direkt in einen abgeräumten Meiler-kreis hineingefahren, und seine Fracht wird ringförmig verteilt. Ein Meiler, zwei Meter hoch und zehn Meter breit, verschlingt rund 60 Festmeter Holz. Die Ausbeute eines Meilers beträgt zwischen acht und neun Tonnen Holzkohle; die Brennzeit kann bis zu drei Wochen dauern. Wir beobachten das „Setzen“ des Meilers. Es beginnt mit dem Schacht, der aus quadratisch übereinandergelegten Baumstämmen entsteht, um den das meterlange Holz in zwei Etagen eng geschichtet wird. Dann muß der Meiler mit Stroh abgedeckt werden, damit das anschließend schaufeldick aufgetragene Erdrich, der sogenannte Grus, nicht durchdrungen kann. In dem vertikalen Schachtkanal wird der Meiler von unten gezündet und nach einer kurzen Brennphase völlig abgedeckt. Wie eine riesige schwarze, leicht abgerundete Räucherkerze präsentiert er sich schwellend und verbreitet einen angenehmen, weithin wahrnehmbaren Geruch, der sich gegen Ende des Verkohlungsprozesses um eine Nuance verändert. Ein Köhler riecht sozusagen den fertigen Meiler. Während des Brandes ist der Köhler Tag und Nacht auf den Beinen und behält seinen „Schützling“ ständig im Auge, damit das Holz infolge eines Zwischenfalles oder aufkommenden Windes nicht etwa in hellen Brand gerät und alle Arbeit zunichte macht. Heutzutage können sich die Köhler bei der Nachtwache ablösen, weil es kaum noch Einmannbetriebe gibt. Früher

ging das oft nicht, und die Methoden, bei der Nachtwache durchzuhalten, hatten es in sich. Ein richtiger Köhler, pflegte Großvater Menzel Ernst zu sagen, müsse immer frieren: an die Beine, an die Hände, im Gesicht, dann verschlafe er nicht seine Pflicht.

Beim Vergasungs- und Verschwe-



lungsprozeß entstehen im Meilerinnern Temperaturen von über 1.000 Grad. Verbrannt werden aber im wesentlichen nur die Gase, die das stark erhitzte Holz entwickelt. Bei gedrosseltem Luftzutritt wird möglichst die gesamte Holzmenge auf die gewünschte Verkohlungstemperatur stabilisiert, um eine gute Ausbeute zu erzielen. Noch während der ersten Brandphase wird kurzes Holz durch den Schacht nachgefüllt, damit der Meiler nicht zusam-

menfällt. „Auch das will gelernt sein, denn im Nu sind Schuhe, Sachen und Gesicht versengt“, sagt Hubert Lütke und denkt an seine Lehrjahre. Die Luftzufuhr zum Meiler wird durch Löcher geregelt, die der Köhler in den schwarzen Berg rammt. Wenn der Meiler schließlich „baucht“ und bläulicher Rauch aufsteigt, ist das Ende des Verkohlungsprozesses nahe. Der Hügel wird abgelöscht und bleibt einen Tag unberührt, damit das glimmende Restfeuer völlig erlischt. Nun beginnt das „Kohleziehen“, das Ausbringen, Sortieren und Sieben des „schwarzen Goldes“, auf das Industrie und Kleinverbraucher gleichermaßen ungeduldig warten. Letztere besonders, weil sie ganz hinten auf der Warteliste stehen und der Bedarf bei weitem nicht gedeckt werden kann.

Wozu das verschwelte Holz wohl gut ist? Es wird in Eisengießereien und Schweißereien, teilweise auch zum Härten von Werkzeugen verwendet. Goldschmied und Zahnarzt brauchen es zur Aufbereitung des Edelmetalls, Grafiker zum Zeichnen und Laubenpieper zum Grillen. Die wirtschaftlich größte Bedeutung hat Holzkohle jedoch bei der Herstellung von reinem Silizium für die Halbleiterproduktion und ist damit für die Elektronik unentbehrlich. Deshalb geht der größte Teil der Ottendor-

Der junge Peter Munk, ein schlanker Bursche, ließ es sich gefallen, weil er es bei seinem Vater nicht anders gesehen hatte, die ganze Woche über am rauchenden Meiler zu sitzen oder, schwarz und berußt und den Leuten ein Abscheu, hinab in die Städte zu fahren und seine Kohlen zu verkaufen. Aber ein Köhler hat viel Zeit zum Nachdenken über sich und andere. „Ind wenn er am Meiler saß, stimmten die dunklen Bäume umher und die tiefe Waldesstille sein Herz zu Tränen und unbewußter Sehnsucht. Es betrübte ihn etwas. Endlich merkte er sich ab, was ihn ärgerte, und das war – sein Stand.“

Aus: Wilhelm Hauff, „Das kalte Herz“

fer Holzkohle in das Ferrolegierungswerk Spremberg, wo Silizium in einem Reduktionsverfahren gewonnen wird. Das chemische Element C, enthalten in verschweltem Holz, ist somit wichtiger Faktor bei allen Schmelzprozessen.

Bleibe noch hinzuzufügen, daß einst Klempner und Kupferschmied, Böttcher und Brauer, ja sogar Hausfrau und Autofahrer Holzkohle benötigten. Wer kennt wohl heute noch die Nuckelpinnen, mit Generatorgas betriebene? Oder das Bügeleisen, dessen dicken Bauch ein Holzkohlenfeuer wärmte? Angesichts moderner Technik kommt uns das schon sagenhaft vor. Aber hatten wir unsere Köhler-Geschichte nicht auch sagenhaft begonnen?

Hannelore Angermann

## Wie man schleißt, so schläft man

Die Lauterbacher pflegen die Tradition des Federnschleißens



2 Fußtühle, 2 Unterbetten und eine Matratze.“

DA BLEIBT SELBST DEN 11 LAUTERBACHER FRAUEN und dem Müller Arno aus Beiersdorf die Spucke weg: „Wer soll denn die ganzen Federn schleifen?“ Zu einem Pfund geschlissener Federn benötigt man immerhin das Gefieder zweier geraufter Gänse, sagt die Hochrechnung. Für den Unkundigen: „gerauft“ bedeutet das mehrmalige Herauszipfen der lockeren Federn aus den Gänse- oder Entenbäuchen – das Hühnervieh ist wegen seiner „unflauschigen“ Federn nicht begehrt – sechs bis sieben Wochen vor dem Schlachten. Bis zum Schlachttag vor Weihnachten ist das Gefieder dann wieder schön dicht. Mindestens sechs Pfund der Federn kriechen in ein ausgewachsenes Bett. Nun stelle sich einer

Frauen gemütlich ringsherum gruppiert haben, kann es losgehen. Doch halt. Haben sie auch die richtige Temperatur, sind sie nicht etwa zu feucht? Andernfalls zupft man sich die Finger wund. Sowie-so ist das Federnschleifen nichts für nervöse Hände, versichert die Haugner Anni, was wir ihr auch aufs Wort glauben. Aber Marianne Schafke hat gut vorgewärmt. Die Frauen lassen sich nicht nervös machen, es kann losgehen. Ritsch-ratsch. Die Kiele ins Schürchen – die fallen dann sowieso unter den Tisch, werden verbrannt oder eingegraben –, die Federn aufs Häufchen. Nicht etwa alle Federn kommen unter die Schleiferinnenhände. Die derben Flügelspitzen geben schöne Federwische ab, und die Daunen, die Mutzeln von Hals, Brust und Bauch kom-

doch sicher schon gewaschen oder gereinigt? „Gewaschen? Nein. Wir achten darauf, daß das Federvieh nicht schmutzig wird, streuen gut und schicken es auch mal in den Dorfteich zum Bad“ – erklären die Frauen. Manche „Neumodische“ steckt die Federn in einen Kopfkissenbezug und den dann in die Waschmaschine. In den industriellen Bettfedernfabriken ist man der Meinung, daß sich der hohe Fettgehalt der nichtgereinigten Federn nachteilig auswirkt. Man geht sogar soweit zu sagen, daß, auch langen Bräuchen zum Trotz, das Schleifen der Federn jeder Feder sei. Gleichsam ihres „Rückgrates“ beraubt, fehle ihr die nötige Bauschkraft. Sie fiele im Gebrauch schneller zusammen und begönne beizeiten zu klumpen. Aber davon wollen die Frauen nichts wissen. Schließlich wür-

„ICH BESCHWÖRE SIE, Gnädigste, vergessen Sie nicht die Hauptsache! Wie man den Herrn Gemahl bettet, genauso revanchiert er sich. Liegen der Herr Gemahl gut, da können Sie mit ihm machen, was Sie wollen. Glauben Sie mir, Gnädigste, das Eheglück geht nicht nur durch den Magen, das Eheglück geht auch durch die Betten, durch die Ehebetten sozusagen.“ So hört sich das geschäftstüchtige Geräusch eines Verkäufers an, den Elias Canetti in seinem Roman „Die Blendung“ zu Worte kommen läßt. Woran erkennt man nun, ob das Bett gut oder schlecht? Natürlich, es muß ordentlich gelüftet sein. Die Urgroßmutter hatte da ein Geheimrezept: „Stellen Sie ein Wasserglas ein bis zwei Minuten zwischen die Laken, wenn Sie die Wärmflasche herausgenommen haben. Ist das Bett trocken, beschlägt das Glas nur leicht. Andernfalls sammelt sich die Feuchtigkeit im und am Glas.“

WOZU ÜBERHAUPT NOCH FEDERBETTEN, wird unser zentralbeheizter Mitmensch denken, ein Federknäuel, das erst in die rechte Form geboxt werden will, ehe es benutzbar wird. Aber dann ist es kuschlig. Und sicher wird auch der abgehärtetste Federbettwiderständer nichts mehr einzuwenden haben, hatte er einmal das Vergnügen, ein Dachkammerchen in reizvoller Gebirgsgegend beziehen zu können. Das von Frau Holle persönlich aufgeschüttelte Bett der Jetztzeit ist jedoch nichts gegen das Bett aus dem Jahre 1859, dessen Qualität uns das „Allgemeine Koch- und Wirtschaftsbuch für Haushaltung jeder Art“ verrät: „Wenn ein zweimännisches Bett vollkommen sein soll, so gehören dazu 1 Deckbett, 4 Kopfkissen,



IN GESCHWATZIGER RUNDE

mal diesen Berg auf dem Küchentisch der Schafke Marianne vor. Ein Pfund Federn wiegt für unsere fleißigen Schleiferinnen also doch mehr als ein Pfund Eisen.

NUN, DA DIE FEDERN einmal auf dem Küchentisch liegen, und sich die

men ungeschlissen auf ein gesondertes Häufchen. – Ein Traumbett nur aus Daunen! Doch dazu gehören mehrere Weihnachtsgansgenerationen.

SO WEISS UND SAUBER ist der Federnberg anzusehen, verlockt zum Hineinpusten. Diese luftigen Gebilde sind

den die Federn auch industriell bearbeitet, gepreßt und so ihr „Rückgrat“ gebrochen.

BLEIBEN WIR ALSO VORERST beim traditionellen Handschleißverfahren, denn es hat noch eine andere, nicht zu unterschätzende Seite. Zehn

bis zwölf Leute für drei Tage von 14 bis 18 Uhr bei einem Stundenlohn von ... – die Schafke-Marianne könnte glatt das Geld für ein ladeneues Federbett auf den Tisch blättern. Sie tut's mit Kaffee und Kuchen und einem Schnäpschen für den Nachhauseweg ab. Und keine wäre etwa nicht zufrieden damit. Die nächste „Schleife“ ist schon am Montag bei der Gertrig-Paula, da sind sie wieder alle versammelt. Und was uns erstaunt: auch die sind dabei, die kein Federvieh im Stall haben, nie eigene Federn schleifen. „Wenn wir nicht Federnschleifen, erfahren wir nichts“, geben die Frauen zu bedenken. Wir sind auch schon mittendrin im ungestümen Erfahrungsaustausch. Da werden die Lausbubengeschichten der Enkelkinder zutage gefördert, wird sich über die anstehende Hochzeit bei Kassners in Beiersdorf ausgetauscht, die Ereignisse auf der bevorstehenden Rentnerweihnachtsfeier erwogen, und immer wieder werden Erinnerungen an Vergangenes, an ihre Jugendliebe, an den wöchentlichen Ziegenmarkt vor der Milchrampe, an die nach einer „Schleife“ veranstalteten „Feder-Bälle“ bei denen die Kiele kräftig in der Stube herumgewirbelt werden, damit sich das Saubermachen lohnt... wachgerufen. „Nein, nein, Leute machen wir nicht schlecht“, verwahren sie sich entschieden. Doch nicht umfassender könnte das beste Lokalblatt informieren. Gleich ist auch eine Antwort, ein wohlgemeinter Tip parat. So leben sie zusammen, helfen einander.

KAUM EINER SCHMORT zur Federnschleißzeit (vom Januar bis zum Beginn der Feldarbeiten) in seinen vier Wänden. Das ist es auch, was den 80-jährigen Müller-Arno zum Schleifen bewegt: denn eigentlich wird den Männern am Schleiftag die Tür gewiesen. Sie brachten nur unnötigen Wirbel unter die leichten Gebilde. Und das ist es auch, was die Tradition des Federnschleißens noch bis in unserer Zeit bestehen ließ. Wohl kaum ist es die Notwendigkeit für die Enkelkinder die „Aussteuerbetten“ füllen zu wollen. Mag man denken, der Winter auf dem Dorf schloße die Höfe und Häuser voneinander ab. In Lauterbach nicht.

Sigrid Both



# "Du bist angesprochen..."

Steinmetz Ralf-Peter Jeremias und die Semperoper

AN EINEM WEIHNACHTSTAG in die Oper, in die wiederaufgebaute Semperoper? Noch müssen die Dresdner und Gäste der Stadt sich diesen Wunsch versagen. Aber längst schon wollen musisch Sensitive Ouvertürenklänge gehört haben; wenngleich nicht zu Opern von Schütz, Hasse oder Weber, Wagner oder Richard Strauss. Moderne Akkorde sollen seit geraumer Zeit den Theaterplatz erfüllen, wie neugierig-aufmerksame Zaungäste zu berichten wissen. Wir sind diesen Gerüchten an einem vorweihnachtlichen Werktag einmal nachgegangen und stellten fest: Es ist in der Tat ein recht eigenwilliges Konzert zu vernehmen, und zwar als ein bestes aufeinander eingestimmtes und mit allerlei Geräuschen verbundenes Zusammenspiel der verschiedensten Handwerker, Bauarbeiter, Techniker, Künstler, die dem weithin berühmten Opernhaus wieder zu altem Glanz und zu neuem Ansehen verhelfen wollen.

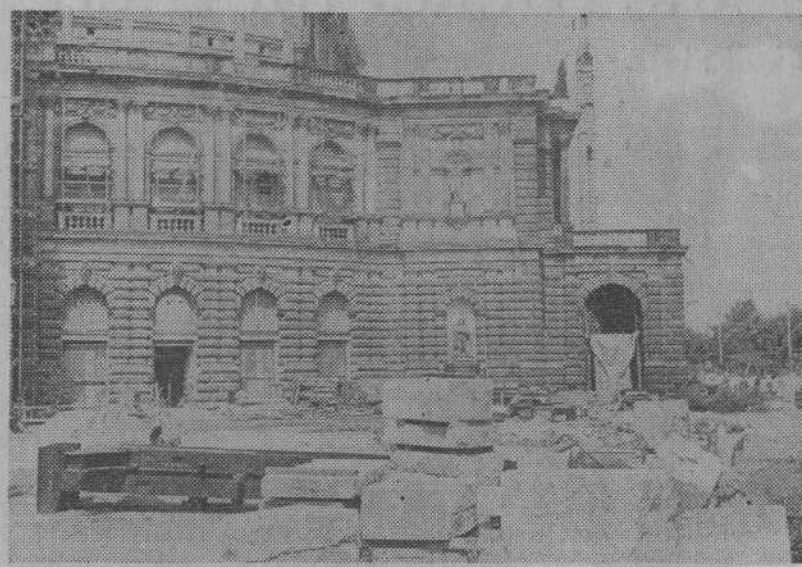
EIN WICHTIGER PART in diesem „Vorspiel“ fällt zweifellos den Steinmetzen des VEB Elbenaturstein Dresden zu. Sie, ein Jugendkollektiv von zwölf Mann, finden wir nahe der Umzäunung in ihren Arbeitsschauern. Mit Knüppel – dem typischen Steinmetzwerkzeug – und Zahneisen, Fäustel und Spitzseisen, Krönel, Handschleifmaschine und Preßlufthammer zwingen sie die vorgefertigten, sechsseitig bearbeiteten Sandsteine in die Form, die Semper vorgegeben und die es nun gilt, in aller Form nachzubilden. Pilasterbasistücke, Treppenteile, Simse können wir erkennen, doch nicht die Steinmetzen, die dem Winter in Filzstiefeln, dicken Pullovern und Wollmützen trotzen. Zwar stehen ihnen an kalten Tagen wie diesem rotglühende Koksöfen bei, aber deren Wärme, erfahren wir, reicht nur aus, ist nur gedacht, um den Naturstein aufzutauen, bearbeitungsfähig zu machen.

WIR TRETEN – auf den entsprechenden Wink des Brigadiers hin – an einen Schauer heran. Und nach altem, noch heute gepflegtem Brauch rufen wir die vermummte Gestalt an: „Du bist angesprochen.“ – und schon richtet sich der Steinmetz auf, nimmt die Frischluftmaske vom Gesicht, gibt sich zu erkennen: Ralf-Peter Jeremias, 22 Jahre alt, seit über zwei Jahren bei den Restaurierungsarbeiten an der Semperoper dabei. Mit ihm, einem der Besten eines guten Kollektivs, sind wir zu einem Gespräch, einem Rundgang verabredet, den wir sogleich, mit Arbeitsschutzhelmen eingedeckt, antreten. Auf dem von vielerlei Materialien vollgestellten Weg zur teilweise eingerüsteten Oper erzählt er in wenigen Sätzen, wie er zu diesem, zu seinem Beruf kam.

EIGENTLICH HATTE ER bis zuletzt, bis eine Entscheidung fallen mußte, keine genauen Berufsvorstellungen. Erst ein väterlicher Ratschlag führte ihn zu einem Informationsgespräch in den VEB Elbenaturstein, und die Arbeit

der Steinmetzen – „etwas Handfestes mit einem kräftigen Schlag ins Kunsthandwerkliche und bildhauerischen Perspektiven“ – gefiel ihm auf Anhieb. Mit dem Abschluß der 10. Klasse begann er also die Lehre, die anfangs alles andere als nur eitel Freude war. Zwar machte es ihm viel Spaß, Possensteine u. a. zu bearbeiten und frühzeitig sozusagen in die Pflicht genommen zu werden, aber immerhin dauerte es einige Monate, bis der Lehrling auch mit der beanspruchten Zeit zufrieden war. 1977, nachdem sein Prüfungstück mit einer „1“ beurteilt worden war, wurde er freigesprochen, nach alter Sitte mit dem Richtscheit zum Gesellen, zum Jungfacharbeiter geschlagen. Und kurz darauf wurde er auch schon gewissermaßen ins Wasser geworfen, heißt: zu Sandsteinarbeiten am Berliner Dom ausgewählt, und seit dem 1. September 1978 ist er nun an der Semperoper.

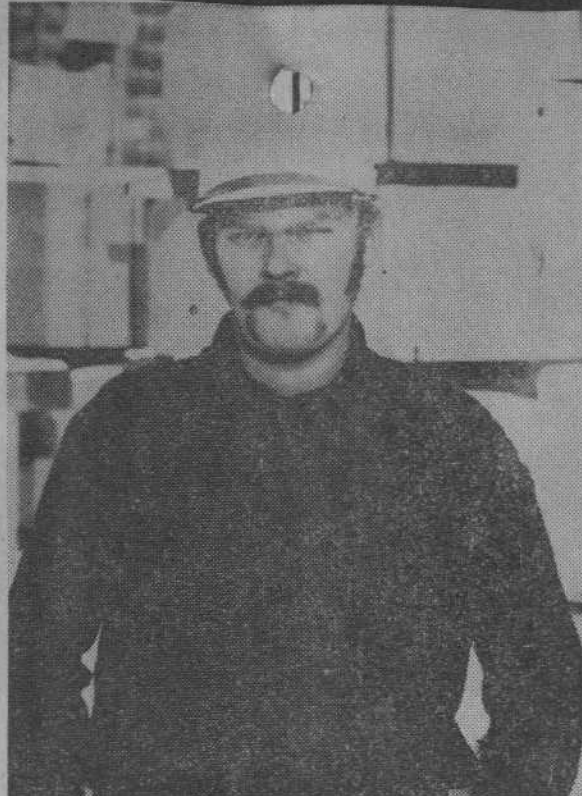
ÜBER EINEN provisorischen Einstieg gelangen wir ins Innere des 1945 aus-



gebrannten Hauses. Wir gehen durch einstige und künftige Vestibüle, Foyers, Wandelgänge auf die schon weit gediehenen vier Ränge im Zuschauerraum, sehen Stukkateuren bei der Arbeit zu – über 700 Tonnen Gips werden für die Innenarchitektur benötigt – und Zimmerleuten, Tischlern, Gerüstbauern, Restauratoren, Malern. Zahlreiche Lünetten und Decken prangen bereits wieder in leuchtender Farbigkeit, mit Wandgemälden, die bis ins kleinste Detail den Originalen nachgestaltet sind. Hier und da leuchten Lampenrosetten, glänzen Säulen und Pfosten aus Kunstmarmor, lassen sich Stuckarbeiten bewundern. Naturstein sehen wir auch. Doch war Semper, wie man weiß, ein sparsamer Baumeister, der Elbsandstein für den Innenausbau im wesentlichen nur für Treppen und einzelne Pilaster und Balustraden verwendete. „Das ist richtig“,

KANN UMGEHEN mit Knüppel und Zahneisen, Fäustel, Spitzseisen, Krönel, Handschleifmaschine und Preßlufthammer: Steinmetz Ralf-Peter Jeremias (rechtes Foto). Der Bauplatz, der ihm an handwerklichen Fertigkeiten alles abverlangt und deshalb mit Freude an der Arbeit nicht geizt, heißt Dresdner Semperoper (Foto unten).

Aufn.: Hanke



Stahlbeton der Wände schon weitgehend mit Sandstein verblendet ist. „Das ist übrigens“, befindet unser Gesprächspartner, „das Schöne an diesem Beruf und vor allem bei den Restaurierungsarbeiten an der Semperoper: Man sieht unmittelbar, was aus der eigenen Arbeit wird, wie etwas wächst, man ist nicht so sehr Teilchen eines mehr oder weniger anonymen Produktionsbetriebes.“ Dafür freilich, halten wir dagegen, ist die Arbeit des Steinmetzen doch ziemlich schwer, besonders jetzt im Winter. „Die ersten Winter“, erwidert er, „sind wirklich nicht einfach. Da braucht man manchmal seinen ganzen Willen, um jeden Tag wieder zu kloppen. Allmählich jedoch gewöhnt man sich daran. Und mit der Zeit, mir geht es jedenfalls so, kann man sich kaum noch vorstellen, stets und ständig in geschlossenen Räumen zu arbeiten, in einem Büro zu sitzen. Sicher, einigen Steinmetzen wird diese Arbeit nach der Lehre bald zu schwer, oder sie kommen nicht schnell genug in die Bildhauerei. Aber kommt das nicht in der besten Familie vor, in jedem Beruf, gibt es nicht überall solche und solche...“

AM ARBEITSSCHAUER wieder stülpt sich Ralf-Peter Jeremias die Wollmütze über die Ohren, setzt die Frischluftmaske auf und beginnt zu „kloppen“; schnell und sichtlich konzentriert, damit das Basistück keine „Leiche“ wird, kein fehlerhafter, mifragter Stein. (Die letzte „Leiche“, die eine Runde Kaffee kostet, baute er noch in der Lehrzeit.) Denn die Semperoper, daran ließ er während unseres ganzen Gesprächs keinen Zweifel, soll in allen Teilen gelingen und eben auch in ihren Teilen aus Sandstein: Den Steinmetzen des VEB Elbenaturstein zur Ehre und uns allen in schon wenigen Jahren zur Freude.

Peter Lehmann

## Dies und das zum Sandstein

Der Postaar ist hart, der Cottaer gibt sich weich

Weil hier gerade über einen Steinmetzen von Sandstein die Rede ist, sollen zur gefälligen Beachtung einige „steinige“ Bemerkungen hinzugefügt werden. Da sei an die bekannte Tatsache erinnert, daß der Sandstein zu den klassischen Sedimenten gehört und in der Kreideformation, der jüngsten des Erdmittelalters, gebildet wurde. Und zwar entstand er, wie leicht vorstellbar, im Wasser durch Ablagerung von Quarzsanden, die wiederum Verwitterungsrückstände anderer Gesteine waren. Die sich so nach petrographischer Ausbildung unterschiedlich entwickelten Sandsteinarten im oberen Elbegebiet reizten schon vor einigen hundert Jahren Knüppel und Zahneisen der Werksteinverarbeitung. Die ältesten Steinbrüche im Elbsandsteingebirge sollen jedenfalls, nach diffizilen Recherchen, die an der Wesenitz bei Lohmen gelegenen Braunsitzbrüche gewesen sein. Denn, so schlußfolgert die Wissenschaft, auf das Vorhandensein von Steinbrüchen um Lohmen deutet schon der Name des Ortes hin. „Lom“ heißt im Slawischen der Steinbruch, „Lomec“ oder „Lomar“ der Steinbrecher. Und Lohmen wird 1292 erstmals urkundlich erwähnt. Den späteren Steinbrüchen im Gottliebatal folgten die im Elbtale. Von Posta aus bis in die Postelwitz und Schönaer Gegend ging man dann nach und nach an die Erschließung des angenehmen Gesteins. Von seiner härtesten Seite zeigt es sich im Postaar Sandstein. Bei ihm sind Quarzkörner verschiedener Größe durch kieselige Bindemittel fest miteinander verkitet. Seiner Härte wegen – er läßt sich dadurch maschinell nur bei hohem Materialverschleiß bearbeiten – wird dieser gelbliche Stein vom Tiefbau und für stark beanspruchte Bauteile verwendet. Etwas gefälliger, also weicher und feinkörniger, gibt sich der Reinhardtsdorfer Sandstein. Ebenfalls gelblich getönt, aber auch getlammert, läßt er sich sägen, fräsen und schleifen. Als ganz freundlich, weil sehr weich und leicht zu bearbeiten, empfiehlt sich der Cottaer Sandstein. Er kommt weiß-grau und gelblich vor, seine feinen Quarzkörner sind mit tonigen Bindemitteln verkitet. Wegen der durch kohlige Häutchen hervorgerufenen Marmorierung wird dieser Sandstein gern für Bildhauerarbeiten, für Fassadenbekleidungen, für Fenster- und Türumrahmungen verwendet. Na denn, er ist überall zu entdecken, unser geliebter Sandstein. ri

## Akustik in unseren Kirchen

Nachhall und Verständlichkeit – Möglichkeiten zu ihrer Verbesserung

WIE JEDER RAUM, so hat auch jede Kirche eine ganz bestimmte „Akustik“. Das wissen wir aus der Erfahrung. Mit dem Begriff Akustik meinen wir dabei entweder das „Nachklingen im Raum“ bzw. die „Halligkeit“ oder auch gutes bzw. schlechtes Verstehen des gesprochenen oder gesungenen Wortes.

WAS VERBIRGT SICH PHYSIKALISCH hinter dieser pauschalen Beurteilung? Betrachten wir zunächst das „Nachklingen im Raum“ bzw. die „Halligkeit“. Diese Beurteilung wird physikalisch mit der Nachhallzeit erfaßt und in Sekunden gemessen. Jeder Raum besitzt also eine bestimmte Nachhallzeit. Sie wächst mit dem Raumvolumen und ist abhängig von dem Material der raumbegrenzenden Flächen, Decke, Wände und Fußboden. Bestehen diese Flächen aus schallreflektierenden Materialien, z. B. aus Stuck, Stein, Putz, Glas oder Holz, so ist die Nachhallzeit lang. Sind dagegen schallschluckende Materialien vorhanden, z. B. schwere Vorhänge, Teppiche oder Polsterstühle, so wird die Nachhallzeit kürzer. Entscheidend ist jedoch die Größe des Publikums, der Hörgemeinde, da Personen eine sehr stark schallschluckende Fläche darstellen. So ist die Abhängigkeit der Nachhallzeit von der Anzahl der Personen sehr groß, falls ein Holzgestühl – wie in fast allen Kirchen – vorhanden ist. Würde man dagegen ein gut gepolstertes Gestühl benutzen, wie es z. B. oft in Theatern vorhanden ist, so ist der Unterschied sehr gering.

DER OPTIMALE WERT DER NACHHALLZEIT muß für das gesprochene Wort viel kleiner sein als für Musik. So soll er in Vortragsräumen etwa 1 bis 1,4 Sekunden, in großen Konzertsälen etwa 1,8 bis 2,2 Sekunden betragen. Der Kongreßsaal im Deutschen Hygienemuseum besitzt z. B. eine Nachhallzeit von etwa 1,5 Sekunden, der Große Saal im Kulturpalast Dresden eine von etwa 1,9 Sekunden. Diese Werte beziehen sich auf eine mittlere Tonhöhe

(500... 1000 Hz) und den vollbesetzten Zustand. In Kirchen ist die Nachhallzeit – besonders bei nur geringer Besetzung – meist sehr lang, 3 Sekunden und mehr. Sie beträgt z. B. in der Kreuzkirche etwa 4,5 Sekunden, wenn sie unbesetzt ist, und etwa 2 Sekunden, wenn sie besetzt ist. So wird der optimale Wert der Nachhallzeit für das gesprochene Wort weit überschritten und liegt für musikalische Abläufe – Gesang, Orgel – oft noch darüber. Da das

### Um die Hörsamkeit von Sprache und Musik

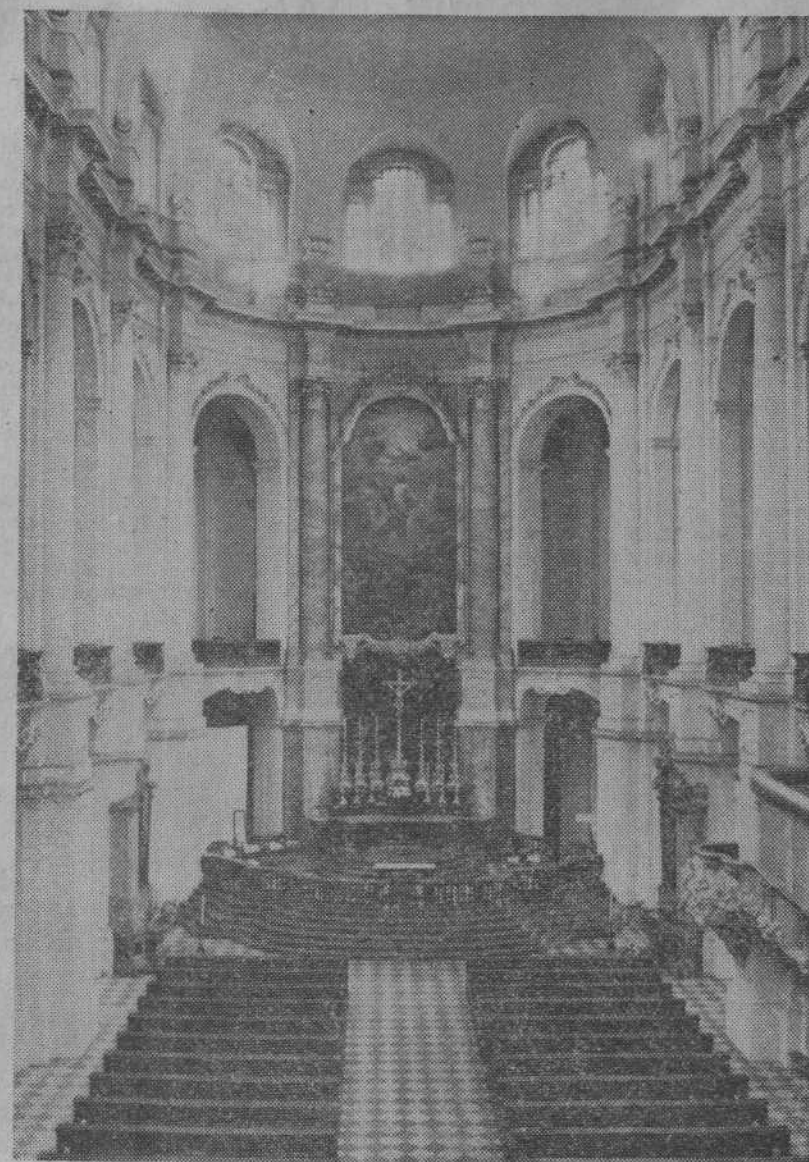
gesprochene Wort in unseren Gottesdiensten zunehmend an Bedeutung gewinnt, macht sich seine unzureichende Verständlichkeit – besonders in großen und älteren Kirchen – recht beeinträchtigend bemerkbar. Eine Verbesserung könnte durch Anbringen von schallschluckenden Materialien, z. B. Vorhänge, Teppiche, evtl. auch gepolsterte Bänke, erreicht werden. Diese Maßnahmen sind jedoch nur sehr begrenzt anwendbar, da architektonische Gesichtspunkte oder Aspekte des Denkmalschutzes beachtet werden müssen.

BISHER BETRACHTETEN WIR lediglich die Nachhallzeit. Wir wissen aber, daß z. B. in einer Kirche in den verschiedenen Platzbereichen die Verständlichkeit des gesprochenen Wortes unterschiedlich ist, obwohl der Raum an allen Orten eine ganz bestimmte (gleiche) Nachhallzeit besitzt. Zum besseren Erfassen müssen wir uns folgendes vorstellen: Der Schall, der von einem Sprecher ausgeht, wird nach allen Seiten ausgesandt. Zuerst trifft der sogenannte Direktschall unser Ohr; es ist der Schall, der sozusagen auf der Sichtverbindung zum Sprecher zu uns gelangt. Danach treffen die Raumrück-

würfe ein. Es sind die Schallanteile, die über schallreflektierende Flächen, z. B. eine Seiten- oder Vorderwand, unser Ohr erreichen. Da sie einen längeren Weg als der Direktschall zurücklegen, treffen sie später ein. Je nachdem, in welcher Stärke und mit welcher Verzögerungszeit nach dem Direktschall diese Raumrückwürfe die verschiedenen Plätze erreichen, verändert sich die Verständlichkeit. Sie wird gut, wenn möglichst viele und starke Schallrückwürfe mit geringen Verzögerungszeiten am Ort des Hörers eintreffen. Gelingt es, solche Schallrückwürfe an die Hörerplätze zu lenken, so kann trotz einer zu langen Nachhallzeit noch eine befriedigende Verständlichkeit erzielt werden. Solch eine Schallrückwurflenkung muß am günstigsten in der Nähe des Sprechers – also an der Kanzel oder am Altar – erfolgen. Die Ausbildung des Kanzeldeckels ist daher von großer Wichtigkeit; optimal ist er z. B. im Erfurter Dom gestaltet. Im Altarbereich ist es meist nur die Vorderwand, die durch entsprechende Ausbildung zur günstigen Schallrückwurflenkung herangezogen werden kann.

Oftmals werden auch elektroakustische Anlagen zur Verbesserung der Verständlichkeit eingesetzt. So wurden z. B. in der Kathedrale Dresden (siehe unser Foto) oberhalb des Altars – durch einen Vorhang verdeckt und damit für die Gemeinde unsichtbar – Lautsprecherzeilen angeordnet, die gleichsam starke Schallrückwürfe von dieser Fläche ersetzen und die Verständlichkeit dadurch wesentlich verbessern.

FÜR KIRCHENMUSIKALISCHE VERANSTALTUNGEN haben die Betrachtungen der Schallstrahlen auch große Bedeutung, da das gesungene Wort, z. B. in Oratorien, noch ausreichend verständlich sein sollte. Leider befindet sich die Schallquelle – Orgel, Chor und Musiker – meist im Rücken der Gemeinde, so daß der für die Verständlichkeit so wichtige Direktschall den Hörer nicht von vorn, in ungünsti-



DIE KATHEDRALE IN DRESDEN

Foto: Autor

gen Fällen wie z. B. unter Emporen sogar überhaupt nicht erreicht. Auch hier wird die Verständlichkeit des gesungenen Wortes oder die sogenannte Durchsichtigkeit des Klangbildes größer, wenn starke Schallrückwürfe kurz nach dem Direktschall beim Hörer eintreffen. Deshalb erhält in Kirchenneu-

bauten jetzt die Orgel meist vorn, zum Beispiel neben oder über dem Altar, ihren Platz, gleiches gilt für Chor und Musiker, so daß auch für kirchenmusikalische Veranstaltungen grundsätzlich günstigere akustische Voraussetzungen bestehen.

Dr.-Ing. Helgo Winkler



Sinfoniekonzert. Auf der Bühne das Orchester. Frack und Abendkleid. Etwas abseits ein hoher, goldglänzender Gegenstand: die Harfe. Stumm sitzt der (oder die) Harfenist(in) dahinter. Viele Pausen hat der Harfenpart. Dann zieht er (sie) das Instrument sanft an sich. Das Orchester hat plötzlich einen anderen Klang...

# „... mit psaltern und mit harpfen“

Von einem uralten Instrument und seiner Meisterin

Ein Kirchenlied aus dem Jahre 1680 ruft die „Psalter und Harfen“ aufzuwachen, in biblischer Überlieferung sollten die himmlischen Heerscharen Gottes Herrlichkeit mit ihnen lobpreisen. Bedauernd wert der Historiker, der über diese Musikwerkzeuge Näheres erfahren möchte. Zwar findet er auf den ältesten Bildwerken harfenartige Instrumente, sieht sich zugleich einer verwirrenden Vielzahl von Bezeichnungen gegenüber wie nablum, Rotte, cruit, telyn, gleebeam, Swalwe und muß feststellen, daß oft ganz verschiedene Tonerzeuger die gleichen und gleiche die unterschiedlichsten Namen tragen. „Cithara barbarica“ kann eine Harfe sein oder ein „Psalterium“, was im Altertum auch wieder dasselbe sein konnte; Orpheus oder Apoll sollen zur „Leyer“ gesungen haben, was aber wohl eine Harfe gewesen sein muß – wer soll sich da zurecht finden! Immerhin stellt die Wissenschaft klar, daß es sich bei einer Harfe um ein „zusammengesetztes Cordophon“ handelt, „dessen Saitenebene senkrecht im Verhältnis zur Decke des Schallkörpers verläuft.“ Exakt!

## Ein alter Rechtsstreit und unsere Künstlerin

Jedenfalls waren Harfen seit jeher kostbare, ja heilige, kultisch bedeutende Dinge – man denke an den berühmten Auftritt des Sängers David vor König Saul! Im 2. vorchristlichen Jahrtausend ließ sich einmal ein ägyptischer Peter Schreier ein solches „Cordophon“ in einem Tempel aus, und als er es zurückgab, war es verstimmt. Das sah man als einen ärgerlichen Affront an, rügte ihn öffentlich und zog ihn vor Gericht. Zumindest wurde er wohl dazu verdonnert, die richtige Stimmung wieder herzustellen, ein scheinbar mildes Urteil bei den 5 – 7 Saiten, die man damals benutzte (gegenüber den 46 heutigen). Aber es gab damals auch nicht die Schrauben und Wirbel, mit denen man eine moderne Harfe stimmt. Jede Saite mußte für sich an dem Saitenhalter festgebunden werden und so, daß sie die nötige Spannung, also richtige Tonhöhe hatte – ein Kunststück für sich.

Trotz fortgeschrittener Technik ist aber das Stimmen einer Harfe auch heute noch eine zeitaufwendige Sache. Deswegen erscheint die Harfenistin der Dresdner Staatskapelle, Jutta Zoff, immer eine gute Stunde vor dem Konzert auf dem Podium, um in Ruhe diese heikle Prozedur vornehmen zu können. Denn nicht nur muß sie an 46 Wirbeln so lange herumrehen, bis alle Saiten den gewünschten Ton geben. In jedem Stück gibt es Stellen, wo sich die Harfe gewissen kleinen Abweichungen von der „gleichschwebenden“ Stimmung angleichen soll, und so muß sie ihr Werkzeug jedesmal auf das zu spielende Werk hin einrichten. Eine höchst diffizile Aufgabe!

Aber das ist erst nur eines der Probleme, mit denen sie fertig werden muß. Die Harfe wird ja nicht nur mit beiden Händen, sondern auch mit den Füßen „traktiert“ und von ersteren, besonders den Fingern, wird ein bedeutender Krafteinsatz gefordert: muß doch die Saite blitzschnell umfaßt und in bestimmter Art angerissen werden, um einen möglichst vollen, runden Ton zu ergeben, ohne daß sie an die Nachbarsaiten anklirrt! Und es dauert auch eine ganze Weile, bis die Haut der Fingerbeeren so kräftig geworden ist, daß sie den harten Saiten widersteht und keine Blasen oder blutenden Abschürfungen mehr auftreten.

Aber was macht der Harfenist mit den Füßen? Dazu wieder ein Stück Historie.

## Schießbogen – Musikbogen

Wer weiß, wann in grauer Vorzeit der Mensch den Schießbogen erfunden hat! Aber irgendwann ist einem musikalisch begabten Jäger wohl aufgefallen, daß die Sehne seines Bogens nach dem Abschwingen des Pfeiles einen Klang von sich gab, man also eine Art Musik damit machen konnte. Und weil es sicher langweilig war, immer nur ein und denselben Ton zu zupfen, kam er auf die Idee, seinen „Musikbogen“ mit mehreren Sehnen auszurüsten. Der Vorgang scheint plausibel, aber der Wissenschaft ist er zweifelhaft. Vielleicht meinen manche, ist auch der „Musikbogen“ vor dem Schießbogen dagewesen? Mangels Tonaufzeichnungen aus jener Zeit werden wir es nie erfahren, aber irgendwann gab es diese „Urharte“, und in der geschichtlichen Zeit finden wir sie – unter den genannten mannigfaltigen Bezeichnungen – bei allen Völkern der Welt in den verschiedensten Größen und Formen. Immer raffinierter, immer kostbarer, aber immer beschränkt auf einen gewissen Tonvorrat, der einfach zu eng wurde, als in der Neuzeit die Musik sich eines weitgefächerten Tonsystems zu bedienen gelernt hatte und schließlich solches auch von der Harfe forderte.

## Haken und Pedale

Doch konnte man ja die Saiten der Harfe nicht unbegrenzt vermehren, sollte sie nicht zu riesenhaften Ausmaßen aufquellen. Man versuchte es mit doppeltem Saitenbezug, parallel und quer verlaufend, aber das führte alles nur zu neuen Problemen. Bis einer eine Vorrichtung ersann, mittels der man einzelne Saiten um einen Halbton höher stimmen konnte, also etwa alle F-Saiten nach Fis, wodurch die Tonart C-Dur entstand. Man versuchte es mit Haken, erst 3, dann 4, und so entstand die „Haken“-harfe, auch „deutsche“ oder „Tiroler“ Harfe genannt (wo sie auch heute noch bei Volksmusikanten in Gebrauch ist). Für die Haken brauchte man eine freie Hand, und woher sie nehmen, ohne das Spiel zu unterbrechen? Aber der Harfenist hatte ja auch noch Füße. Das war dann das bekannte „Ei des Kolumbus“: Pedale! Und als non plus ultra schließlich die Möglichkeit, für jeden der 7 Töne der Oktave ein Pedal vorzusehen, das sich zweimal verstellen ließ, also etwa alle C-Saiten entweder nach Ces oder Cis umzustimmen. Damit war der gesamte chromatische Bereich verfügbar, und das ist unsere moderne Harfe, wie sie der französische Klavierbauer Erard 1815 zum ersten Mal der Welt vorstellte.

## Die „Tretharfe“

So genannt wegen des gelegentlichen zarten Fußtrittes, wechselte nun die Harfe aus ihrem Status als Begleitinstrument in den Salons vornehmer Liebhaber in die volle Harmonie des Orchesters, und wie sich die Komponisten einer immer reicheren Tonsprache bedienten, wuchs auch die „Fußarbeit“ der Harfner und wurde nachgerade zu einem virtuosen Element an sich: Mit welcher Geschicklichkeit und Präzision (in Bruchteilen von Sekunden!) heutige Harfenkünstler ihre Pedale niedertraten, feststellen und lösen, ist schlechthin bewundernswert.

## Schnelle Blicke

Wobei sie sich natürlich ganz auf ihr Gefühl verlassen müssen, die Augen



Ägyptische Bogenharfen mit bemaltem Träger, Mittleres Reich

sind ja mit den Noten, dem Dirigenten und – den Saiten beschäftigt. Denn wie findet der Harfenspieler unter den vielen Saiten immer die richtige? Orientierungshilfen wie das Schwarzweiß der Klaviertastatur hat er ja nicht! Also hat man alle C-Saiten rot, alle F-Saiten blau gefärbt. Was aber, wenn hinter der Harfe zufällig ein blauer oder roter Hintergrund ist? Dann wird die Sache schon schwieriger! Aber auch ohne solche Behinderung: Die Saiten sind rechts, das Notenpult steht links, der Dirigent ist irgendwo weit weg – eigentlich brauchte ein Harfenist Facettenaugen wie die Insekten, um alles zugleich sehen zu können. (Erfahrene Dirigenten tragen dem bei schwierigen Stellen auch etwas Rechnung und verhalten sich menschlich.) Jutta Zoff gleicht den Mangel an Insektenaugen bei der Kammermusik dadurch aus, daß sie ihr Notenpult rechts hinter die Harfe stellt, also durch die Saiten hindurch in die Noten blickt.

## Das Dameninstrument

Bildliche Darstellungen aus alter Zeit zeigen, daß gewisse Harfeninstrumente nur von Männern, andere wieder von Frauen gespielt wurden. Aus welchen Gründen auch immer, wurde in neuerer Zeit die Harfe so sehr eine Domäne der Frauen, daß sogar als eingefleischte Männerbünde bekannte Orchester eine Vertreterin des schönen Geschlechts am Harfenpult duldeten. Und ist nicht tatsächlich der Anblick einer Dame, die das goldprunkende Musikwerkzeug sanft an ihre Schulter zieht, den Kopf dem Saitenbezug zugeneigt mit annütziger Bewegung der Arme und Hände anscheinend so leicht über die Saiten gleitet, ein herrlicher Anblick? Freilich nur aus der Entfernung des Zuschauer-



UNIONSFREUNDIN JUTTA ZOFF

Foto: Döring

sessels! In der Nähe würde man der großen Anstrengung und Konzentration gewahr, die das Harfenspiel nun mal erfordert und – besonders bei modernen Werken – der schweren Arbeit der Füße beim Regieren der 7 Pedale (3 links, vier rechts) sowie des hastigen Hinundherschneidens der Augen zwischen Noten, Saiten und Dirigent... Ja, es ist eine richtige Schwerarbeit, und wenn Jutta Zoff einen Solo-Abend hinter sich hat, fühlt sie sich körperlich zerschlagen wie nach einer großen Bergtour. Ein zusätzliches Problem gibt es dabei, wenn ein langes Abendkleid getragen wird: Welche Katastrophe, wenn sich dieses in den Pedalen verheddern würde! Jede Harfenistin hat da ihren besonderen Trick, das zu verhindern, z. B. haben manche heimliche Häkchen und Ösen am Rock, mit denen sie diesen blitzschnell raffen und wieder lösen können, ohne daß der Zuschauer es bemerkt. Übrigens gibt es auch „männliche Harfenistinnen“; so wirkt an unserer Staatskapelle neben Jutta Zoff noch Alfred Heinrich, in Berlin neben

ner Philharmonie Paul van Kempen während einer Probenpause die Saxophon-Konzerte von Debussy und Ibert vorblasen durfte. Dieser erkannte, was in dem Mädel steckte, meinte freilich, ein weibliches Wesen könne doch mit dem Saxophon keine Furore machen. Ob sie nicht noch ein anderes Instrument... und plötzlich, wie durch eine Eingebung, wußte sie: die Harfe!

Mit ihrer geradezu fantastischen Instrumentalbegabung konnte sie schon nach zweieinhalb Jahren damit an die Öffentlichkeit treten. Aber da sagte die Natur Halt! Eine veraltete Spielmethode, der ihre ersten Lehrer huldigten, erbrachte zunächst eine Nervenentzündung in beiden Oberarmen – aus schien es mit dem jungen Ruhm.

Nein, nicht für Jutta Zoff! 1948 fand sie in Prof. Niedermayer, dem Harfenisten der Münchner Oper, den rechten Meister. Er beherrschte die moderne französische Spielweise – aber es hieß, nochmal ganz von vorn beginnen! Mit „schon“ 16 Jahren, nach bereits errungenen Erfolgen, nochmals in den „Kindergarten“ gehn? Und noch dazu immer zwischen ihrem Heimatort Bautzen und München zu pendeln? Begabung heißt eben auch Ausdauer, und als nach zwei ertragreichen Jahren des Lehrers und Förderers plötzlicher Tod sie sozusagen auf sich selbst zurückwarf, da stand sie schon auf eigenen Füßen. Nahm die Reisetätigkeit mit all ihrem Instrumentarium und vor allem auch der Harfe wieder auf und kriegte keinen Herzschlag, als 1951 die große Bewährungsprobe kam: Als jüngstes Mitglied des 7stimmigen Harfenchors fand sie sich – noch ohne jede Orchestererfahrung! – im Bayreuther Festspielorchester wieder, mußte so furchterregende Persönlichkeiten wie Furtwängler, Karajan u. a. bestehen – und bestand! Mit welchen Gefühlen wohl ein blutjunger Mensch inmitten alter Orchesterhasen sich bewegt und was das für eine Nerven- und Kraftprobe war?

Genug, man akzeptierte sie, und damit war eigentlich alles klar: Die große Harfenistenkarriere konnte beginnen!

## Abenteuer

Manch andere hätte sich in einem renommierten Orchester zur Ruhe gesetzt – nicht Jutta Zoff! Unerschrocken nahm sie alle Plagen und Mißhelichkeiten auf sich, die eine Reisetätigkeit mit einem so unhandlichen Instrument, wie es nun mal eine Harfe ist, mit sich bringt. Einem Dutzend Länder, ganz Europa bis in den Orient hinein, hat sie ihre Kunst gezeigt und manches Abenteuer unerschrocken überstanden. So, als wieder einmal das Doppelkonzert für Flöte und Harfe von Mozart „dran“ war, mit dem französischen Flötisten J. P. Rampal unter Rudolf Kempe, und bei der Probe offenbar wurde, daß ein gewisser Abschnitt des Finales, der immer gestrichen wird, weil er für die Harfe als „unspielbar“ gilt, hier erklingen sollte. Was tun? Passen? Nie! Also übte sie von Mittag bis Abend die schreckenerregende Episode und bot sie am Abend, als wäre es die einfachste Sache von der Welt... Ein andermal ergab sich nach einem Konzert in Kairo die schiere Unmöglichkeit, die Harfe von da nach Damaskus zu befördern, wo am nächsten Tag ihr Konzert sein sollte. Aber auch hier fand sich Rat: die Linienmaschine der INTERFLUG nahm das kostbare Instrument mit nach Berlin, von wo es mit einer anderen nach Damaskus gebracht wurde – der einfachste Weg! Abends harfte Jutta Zoff seelenruhig vor den begeisterten Damaszenern...

Nicht immer freilich muß sie ihre eigene Harfe mitbringen (ein Anhänger an ihrem Wagen ist dafür bei kürzeren Strecken vorgesehen), mancherorts gibt es auch Instrumente, die sie benutzen kann, aber nicht oft. Denn für einen Soloabend muß sie sich unbedingt auf ihr Werkzeug verlassen können – und

eine Harfe ist ein sehr empfindliches Ding! Und ein sehr kostbares dazu, was jeden Transport zu einem Alptraum macht.

## Eine schwere Entscheidung

Plötzlich kam das Angebot der Dresdner Staatskapelle: Vakanz der Position 1. Harfe! Was tun? War es nicht noch zu früh, die aufblühende internationale Karriere den Zwängen eines Orchesterdienstes zu opfern? Aber wann wieder würde sich eine solche Chance bieten? Dresden – eines der ersten Orchester der Welt – eigentlich gab es da nichts zu überlegen! Und siehe, ihre solistische Tätigkeit mußte sie wohl einschränken, aber keineswegs „begraben“, ja diese ließ sich sogar vertiefen, indem sie mit dem Flötisten Johannes Walter und dem Bratscher Joachim Ulbricht, auch mit dem Oboen Kurt Mahn erlesene Kammermusikgruppen bildete, und mit der Kapelle spielt sie regelmäßig die großen Harfenkonzerte, auch für die Schallplatte, wie eben das des spanischen Komponisten Alberto Cinastera.

Andererseits besaß sie ja außer jenem Bayreuther Intermezzo immer noch keine echte Orchestererfahrung, und der erforderliche Sprung in die umfangreiche Literatur wurde auch durch manchen Dirigenten in die Gefahrenklasse gehoben, der von der geschilderten Rücksichtnahme auf die Harfenistin nicht viel hielt. Bis der Tag kam, da einer mit der Ausführung einer rhythmisch komplizierten Stelle unzufrieden war und feststellte, daß einzig die Harfe ohne Tadel gewesen sei! Das war sozusagen der Ritter-schlag.

## Aber wenn was reißt?

Das Damoklesschwert aller Harfenisten: daß eine der stark beanspruchten Saiten platzt, gerade wenn man sie braucht. Seit man anstelle der früher üblichen Darmsaiten in den oberen Regionen solche aus Perlon benutzt, ist die Gefahr zwar gemindert, aber nicht völlig beseitigt. Dann heißt es Nerven bewahren! Einmal passierte es bei einem Konzert kurz vor einer großen Harfenkadenz. Blitzschneller Griff in den Spezial-Saitenkasten, zur Saitenschere – die noch verbleibenden Takte des Orchesterzwischenspiels reichten gerade aus, das Malheur zu beheben, eine kleine Zäsur, die noch zum Nachstimmen nötig war, bemerkten die Zuhörer kaum (die aber sicher mit Interesse der hirtigen Manipulation gefolgt waren!).

## Geheime Kräfte?

Seit altersher sah man in den „Harfenden“ Menschen besonderer Art. Orpheus – Arion – Sappho – Anakreon – Saul – die Musen und Sirenen – die wunderbaren „blinden Sänger“ – auch noch in der Verheerung der „Harfenjule“ – ob das mit der besonders engen Körperbeziehung dieses Instruments zusammenhängt? Rauschende Akkorde, der gläserne Klang des „Flageolets“ (wobei die Saite so berührt wird, daß ihr 1. Teilton erklingt) oder das berühmte „Glissando“ (schnelles Gleiten der Hand über den gesamten Bezug); selten spielt die Harfe eine Melodie, nicht kann sie den vollen Klang des Orchesters übertönen; sie ist eines der anspruchsvollsten Tonwerkzeuge, führt nur ganz selten zu Ruhm. Müssen nicht besondere Kräfte am Werk sein, wenn immer wieder – wie einst auch Jutta Zoff – faszinierte junge Menschen sich dem entsagungsvollen Studium der Harfe widmen? Die übrigens nicht nur der Romantik und vor allem dem „Impressionismus“ entgegenkam, sondern auch neuerdings wieder eine bedeutende Rolle zu spielen beginnt. Es gibt inzwischen auch die Jazz-Harfe, und selbst im Militär-Blasorchester findet man sie.



Ägyptische Spätharfen in Mondschellform

Aber sehr selten findet man Virtuosen, und daß eine davon in Dresden lebt, Mitglied unserer Staatskapelle ist, also zu unserem kostbaren Kulturgut gehört – wen wundert's schon? Und wen freut es nicht, daß sie dabei herzhafte und geradezu, witzig und schlagfertig ihre natürliche, spontane sächsische Natur nie verleugnet. Eine große Künstlerin, die demütig ihrer anspruchsvollen Gebehrten dient und sie zugleich souverän beherrscht, in Umschlingung und Verschlingung mit ihr zu einem einzigen Organismus aus Fleisch, Blut, Holz und Metall verschmilzt, mit Einsatz ihres ganzen Körpers den schwachen Ton einer dünnen Saite zu märchenhaftem Glanz steigert.

Weihnachtszeit. Tage der Ruhe, der Festlichkeiten, fröhlichen Trubels. Jutta Zoff wird sicher, wenn nicht ihr Dienst sie ruft, in ihrem Heim hinter einer ihrer Harfen sitzen. Und üben.

Wilhelm Hübner



Alleg (Verantwortlicher)

# VERLAG ZEIT IM BILD



FREMDSPRACHIGE BÜCHER UND ZEITSCHRIFTEN AUS DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK

TRÄGER DES  
VATERLÄNDISCHEN VERDIENSTORDENS IN GOLD  
UND DES ORDENS BANNER DER ARBEIT

VERLAGSHAUS  
DDR-801 DRESDEN, JULIAN-GRIMAU-ALLEE

Ihre Zeichen

Ihre Nachricht vom

Fernsprecher  
4864 767

Unsere Zeichen

den

23.12.80

Sehr geehrter Herr Schützgen!

Dabei sende ich Ihnen das Manuskript  
über die jüdische Mission. Ich würde Sie  
bitten, mir bis 6.1. telefonisch Bescheid  
zu geben, ob Sie mit dem vorliegenden  
Text einverstanden sind. Bitte reduzieren  
Sie Veränderungswünsche auf sachliche Er-  
wägungen, denn der Termin für die Druckerei  
steht uns im Norden.

Ich hoffe auf Ihr Verständnis, schade, daß die  
Arbeiten nicht schneller konnten (oder von diese  
noch nicht erhalten haben). Ich wünsche Ihnen  
andere helfen.

Für Weihnachten und den Jahreswechsel alle  
guten Wünsche und vielen Dank und Glück  
für Ihre freundliche Unterstützung.

mit besten Grüßen  
Sylvia Leisner



## 2500 junge Christen trafen sich in Karl-Marx-Stadt zum Landesjugendtag

Am 1. Juni trafen sich etwa 2500 junge Leute zum Landesjugendtag des Jungmännerwerkes Sachsen in der Petrikirche zu Karl-Marx-Stadt. In Anlehnung an die Jahreslosung und den Beginn des missionarischen Jahrzehnts war als Thema des Tages „Rettung für alle JESUS“ gewählt worden.

Die jungen Leute aus allen Teilen der sächsischen Landeskirche und darüber hinaus wurden in herzlichen Worten vom Vorsitzenden des Jungmännerwerkes, Karl-Heinz Wild (Zwickau), begrüßt. Anschließend feierten die Jugendlichen mit den Gemeindegliedern der Ortsgemeinde Gottesdienst. Landesjugendwart Eberhard Laue (Erfurt) hatte die Verkündigung übernommen. Er stellte zunächst das Sehnen und Hoffen sowie das Suchen des Menschen vor Augen, das oft in Resignation und Hoffnungslosigkeit endet. Daß es nicht so kommen muß, wurde deutlich, als er von dem Weg sprach, den Jesus uns eröffnet hat. In seinen Fußstapfen finden wir die Rettung und somit erfülltes Leben — ja ewiges Leben. Dieses großartige Angebot kann jeder, der Jesus begegnet ist, hinaustragen zu den von Fragen, aber oft auch von Hilflosigkeit erfüllten Menschen.

Nach dem Gottesdienst standen Gruppenangebote zur Auswahl. In der Jakobikirche gestalteten Elisabeth Seifert und Wolfgang Tost eine evangelistische Stunde mit Liedern von Manfred Siebold. Hier wurde im Lied aufgegriffen, was wohl jeder Christ schon erlebt hat: Erstes Fragen nach Gott und damit erste Berührung bis hin zur Annahme Jesu als dem Herrn des Lebens. Die Titel „Jesus, wie soll ich dich nennen“ und „Bilanz“ sollen hier erwähnt sein. In ihnen fand sich mancher wieder.

In der Johanniskirche gab es „Tele-Theo-Logisches“. Das Kirchenkabarrett aus Neukirchen beleuchtete in seiner humoristischen und hintergründigen Art Begebenheiten und Mißstände aus Gemeinde, Kirchenpolitik und Christenleben. Im „Schwarzen Kanal“ sowie auf der „Christenlehre- und Reizendewelle“ gab es vieles zum Schmunzeln, aber auch Anregendes zur persönlichen Überprüfung.

„Mission aktuell“ hieß es in der Petrikirche. Klaus und Margit Biehl berichteten aus ihrer Arbeit unter Schaulstellern. Klaus-Jürgen Meyer sprach davon, wie das Evangelium Artisten erreicht, und Hans-Georg Jacob berichtete, wie Trinker Jesus begegnen und er sie frei macht von der Bindung an Alkohol.

In jedem Beitrag wurde auf eigene Weise deutlich, wie Jesus an Menschen arbeitet, und wie er Menschen auch für Menschen frei macht.

Nach der Mittagspause trafen sich alle Gruppen in der Petrikirche, die bis auf den vorletzten Platz gefüllt war. Erwartet wurden die „Dresdner Vokalisten“. Diese waren zunächst etwas verlegen beim Anblick des „Konzertsaals“. Er glich eher einem Heerlager als einem Ort der Ruhe.

Schluß auf Seite 2

# Die Kirche

## EVANGELISCHE WOCHENZEITUNG

Jahrgang 35 / Nr. 27

Berlin, 5. Sonntag nach Trinitatis, 6. Juli 1980

Allgemeine Ausgabe 32 206



Ein „Festival des Glaubens“ mit rund 7000 Melbournern Christen verschiedener Konfessionen in der Stadthalle beschloß ein Gemeindebesuchswochenende der Konferenzteilnehmer in der Mitte der Weltmissionskonferenz im Mai in Melbourne. (vgl. DIE KIRCHE Nr. 25/80)

## Verfolgte Kirche auf Taiwan / Über 60 Gemeindeglieder der Presbyterianischen Kirche in Haft

Die Presbyterianische Kirche auf Taiwan ist nach der römisch-katholischen die größte christliche Kirche auf dieser Insel. Sie zählt etwa 200 000 Glieder bei einer Gesamtbevölkerung von 17 Millionen. Seit einiger Zeit zeigt sich, daß die Regierung diese Kirche wegen ihres Einflusses und ihrer Unabhängigkeit mit Mißtrauen ansieht.

Die von der Regierung Taiwans entwickelte Ideologie beruht von Anfang an auf der Illusion, eines Tages die Chinesen auf dem Festland von ihrer kommunistischen Regierung zu befreien. Daran hat sich auch unter den Nachfolgern Tschiang Kaischeks nichts geändert. Sowohl die Schulen wie alle übrigen Ausbildungsstätten und auch die religiösen Institutionen sind auf Anordnung der Inselregierung diesem Ziel untergeordnet. Die zunehmende Isolierung Taiwans im politischen Bereich hat die Nervosität der Regierung weiter gesteigert und ihre Aufmerksamkeit auf die christlichen Kirchen,

vor allem die Presbyterianische Kirche gelenkt.

Die Glieder der Presbyterianischen Kirche Taiwans sind zunehmend dazu übergegangen, für sich und ihre Familien die offizielle antikommunistische Ideologie ihrer Regierung abzulehnen. Die Kirche hat erklärt, sie habe andere Aufgaben, als ihre Glieder auf einen „Befreiungskampf“ auf dem chinesischen Festland vorzubereiten. Als Glieder der Kirche Ende 1979 an einer Demonstration für die Menschenrechte teilnahmen, die in Kaoh Siung, im Süden Taiwans, stattfand, wurde die Presbyterianische Kirche von der Regierung beschuldigt, mit „oppositionellen Kreisen“ zusammenzuarbeiten.

Als Folge davon wurden Zeitungen dieser Kirche verboten und neun Repräsentanten von ihr verhaftet, wie wir bereits früher gemeldet haben. Inzwischen kam es zu vielen weiteren Verhaftungen. So wurde Ende Dezember 1979 Pastor Hsu Tien

Hsien von der Geheimpolizei festgenommen, weil er unerlaubt einen Gottesdienst gehalten hatte. Wenig später, im Januar, verhaftete die Geheimpolizei auch den Generalsekretär der Presbyterianischen Kirche.

Am 8. April hat das Militärgericht in Taipeh acht der jetzt insgesamt 61 verhafteten Glieder der Presbyterianischen Kirche zu hohen Freiheitsstrafen verurteilt (zwischen zwölf Jahren und lebenslänglich). Die Verurteilten sind alle Taiwanesen, d. h. sie gehören der (indonesischen) Urbevölkerung an, sind also nicht Chinesen.

Die Auseinandersetzungen der Presbyterianischen Kirche mit der Regierung Taiwans begannen 1977, als die Kirche erklärte, daß sich die 80 Prozent der schon immer auf Taiwan ansässigen Bevölkerung nicht weiter den 20 Prozent vom Festland geflohen Chinesen unterordnen wollten. Es ist der Kirche nicht gestattet, Bibeln in Taiwanesisch (die Sprache

des größten Teils der Bevölkerung) zu drucken oder zu verbreiten. In dieser Sprache wird aber in der Kirche gepredigt.

Pastor Perret, der Generalsekretär des Reformierten Weltbundes, hat sich mehrmals in Taiwan selbst um eine Hilfe für die bedrängte Presbyterianische Kirche des Landes bemüht. Nach den neuesten Verurteilungen hat er alle Kirchen in der Welt zur ökumenischen Solidarität mit der Kirche auf Taiwan aufgerufen. Er hat gefordert, daß die Presbyterianische Kirche auf Taiwan wieder in den Ökumenischen Rat der Kirchen aufgenommen werden muß; sie hat ihre Mitgliedschaft in diesem Gremium auf Anordnung ihrer Regierung aufgeben müssen. Weiterhin wird die Teilnahme internationaler Beobachter an den Prozessen gegen Glieder dieser Kirche gefordert. Schließlich werden die übrigen Kirchen aufgerufen, nach Möglichkeit die Presbyterianische Kirche auf Taiwan zu besuchen.

## KLEINE MELDUNGEN

Eine Delegation der katholischen Bischöfe von San Salvador hat bei der regierenden Junta den Wunsch vorgetragen, daß die bisher vorliegenden Untersuchungsergebnisse über die Ermordung von Erzbischof Oscar Arnulfo Romero (am 24. März) veröffentlicht werden sollen. Die Bischöfe wurden an den Polizeichef verwiesen.

Gegenüber 4000 Theologiestudenten in der BRD im Jahr 1974 beträgt deren Zahl in diesem Jahr 8000. Wenn diese Entwicklung anhält, werden es 1982 10 000 sein. In kirchlichen Kreisen spricht man von einem „Theologenberg“.

In Australien wurden 509 Pfarrer auf ihren Gesundheitszustand untersucht. Dabei ergab sich, daß 54 Prozent einen zu hohen Cholesterinspiegel haben, 20 Prozent leiden an zu hohem Blutdruck, 16 Prozent sind viel zu dick, 14 Prozent liegen oberhalb des Normalgewichts und 24 Prozent bewegen sich zuwenig sie laufen pro Tag weniger als einen Kilometer.

## Lutherische Generalsynode tagte in Kühlungsborn

Fragen des kirchlichen Bekenntnisses und Bekenntnisses heute im Zusammenhang mit dem 450. Jahrestag der Augsburger Konfession von 1530 bildeten das geistliche Hauptthema bei der 2. Tagung der III. General-synode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in der DDR, die vom 5. bis 8. Juni in Kühlungsborn stattfand. Ein gewichtiges Sachthema war auf der Tagung ferner der Stand und weitere Schritte in den Bemühungen um die Bildung einer Vereinigten Evangelischen Kirche in der DDR.

Von der VELK-Kirchenleitung lag der Generalsynode ein ausführlicher Bericht vor, den der Leitende Bischof Dr. Heinrich Rathke (Schwerin) durch persönliche Ausführungen erläuterte und ergänzte. Die Synode nahm hierzu in einem Beschluß Stellung, in dem sie erklärte, sie teile die vom Leitenden Bischof vorgetragene Einschätzung, daß das Verhältnis der Kirche und der Christen zum sozialistischen Staat in der DDR unter einem doppelten Aspekt zu sehen sei.

Es heißt dort wörtlich: „Einerseits ist es geprägt von Offenheit und dem Bemühen um gegenseitiges Verstehen, wie dies im Gespräch am 6. März 1978 seinen beispielgebenden Ausdruck gefunden hat. Andererseits

hält der Staat an seinem Ziel der Erziehung zum Kommunismus mit all seinen weltanschaulichen und praktischen Konsequenzen fest. Dies führt zu Spannungen, denen unsere Gemeindeglieder besonders in Schule, Ausbildung und Beruf ausgesetzt sind. Unser Glaube gibt uns die Möglichkeit, diese Spannung auszuhalten, aufrichtig und offen im sozialistischen Staat in der Freiheit des Evangeliums zu leben und uns für Frieden, Gerechtigkeit und Wahrung der Menschenwürde einzusetzen.“

Landesbischof Dr. Rathke war auf diese Fragen eingegangen, als er in seinen Ausführungen die Abschnitte Ökumene und Gesellschaft im Kirchenleitungsbericht erläuterte. Er hatte dabei auf die Doppelstruktur der Stellung des Christen in der Welt hingewiesen, wie sie auch in der lutherischen Zwei-Reiche-Lehre zum Ausdruck komme, aber zu aller Zeit immer auch das Risiko einschließe, in einen Konflikt zu geraten und sich „den Mund zu verbrennen und die Hände zu verbrennen oder schmutzig zu machen“. Wörtlich sagte der Bischof hier: „In diesem Konflikt soll ich stehen und in ihm soll ich mich bewähren, und ich versuche dies nun auch aus meiner Existenz und für unsere Gesellschaft zu bedenken. Ich weiß, daß ich mit unserem Staat nur alles daran wenden kann, daß die

Absicht, in friedlicher Koexistenz in der Welt miteinander weiterzukommen, einfach lebensnotwendig ist für das Überleben. Ich weiß, daß ich damit angesprochen bin, wenn gesagt wird, es gehe um das Wohl des Menschen, um eine humanistische Weltanschauung. Ich weiß von vornherein, daß ich damit hineinkomme in die Spannung, die nicht nur die theologischen Fragen betrifft: Liegt hier nicht eine Fehleinschätzung des Menschen vor? Müssen wir das nur unserem Staat sagen? Diese Doppelstruktur in ihrer erregenden Weise erlebe ich auch im Alltag, und jeder mit Ihnen. Daß dieser Staat die Diktatur des Proletariats und das eindeutige Erziehungsziel zum Kommunismus behält, kann ich ihm nicht verübeln. Aber das bringt doch Konsequenzen, die unausweichlich Konflikte darstellen für Menschen, die in ihrem Menschsein eine andere, letzte Instanz gelten lassen, und das sind nicht nur Christen. Das steckt hinter unseren Fragen in Richtung sozialistisches Bildungssystem. Und ich spreche nicht nur für Christen, ich meine, ich spreche für jeden, der als Kind oder als Erwachsener sich fragt: Wie kann ich hier in einem gewissen Freiraum leben, wenn ich gewisse Konsequenzen aus der marxistisch-leninistischen Weltanschauung nicht mitvollziehen kann, sei es in Fragen des Friedens, sei es in Fra-

gen des Umgangs der Menschen miteinander?“

Eingangs hatte Dr. Rathke in seinen Darlegungen unterstrichen, daß das Strukturprinzip der Kirche die Mission sei. Die Kirche werde ihrem Auftrag nicht gerecht, wenn sie sich mit der Erhaltung überkommener Strukturen und Lebensformen begnüge, statt zu prüfen, ob diese dem Dienst der Versöhnung in einer neuen geschichtlichen Situation noch entsprechen. Wenn heute in einer nichtchristlichen Umwelt der Glaube bestritten werde, so fordere dies unser Bekenntnis zum lebendigen Gott heraus. Christen stünden hier in einer Situation gemeinsamen Bekenntnisses, und die Gemeinden hätten recht zu fragen, wann dies auch als legitimes Moment von gelebter Kirchengemeinschaft angenommen werde.

Im Blick auf das Lutherjahr 1983 äußerte der Leitende Bischof: „Wir können nur begrüßen, wenn Luthers geschichtliche und kulturelle Bedeutung sachlicher, als wir es zeitweise erlebt haben, eingeschätzt wird. Wir wünschen uns, daß sich das u. a. bis in die Gestaltung der Schulbücher auswirkt und auch damit ein Beitrag zur Gleichachtung junger Christen in unserem Land gegeben wird. Wir werden dann um so besser im Gespräch über Luther ihn als Menschen

unter Gott darstellen können.“ Für eine angemessene kirchliche Mitwirkung bei der Würdigung Luthers 1983 im gesellschaftlichen Raum gebe es, so teilte Dr. Rathke mit, klare Verabredungen zur Zusammenarbeit des kirchlichen Lutherkomitees mit dem staatlichen Lutherkomitee.

### Vorträge zum Augustana-Jubiläum

„Unser Bekenntnis geschieht aus Unruhe über unsere Zertrenntheit und aus Sorge vor dem Zerfall der Menschheit. Es steht nicht im Dienst eigener politischer Ziele, wohl aber im Dienst einer durch Versöhnung der Verschiedenheiten neu zu gewinnenden Einheit der Kirche und damit auch im Dienst einer durch friedliche Austragung ihrer Gegensätze neu zu gewinnenden Gemeinschaft der Menschheit.“ Dies sei die Situation heute im Gegensatz zu der Situation, in der die Confessio Augustana vor 450 Jahren entstanden sei, sagte der Magdeburger Bischof Dr. Werner Krusche, der einen der beiden Vorträge zum Thema „Augsburg 1530 — und wie bekennen wir heute?“ hielt.

Der Bischof betonte, Kirchen und Christen in der DDR hätten heute ihren Glauben in einer Gesellschaft zu bekennen, die von einer Weltanschauung gestaltet werde, deren Ur-



...rung im Protest gegen ein sozial ersagendes Christentum und gegen eine mit einer bestimmten Gesellschaftsschicht liierte Kirche gelegen habe und die eine ideologische Koexistenz mit der christlichen Lehre, nicht hingegen praktische Kooperation mit den Christen ablehne.

Heutiges Bekenntnis im Gespräch mit dem Augsburger Bekenntnis verdeutlichte Bischof Dr. Krusche neben einer Reihe anderer Gesichtspunkte auch sehr eindringlich unter Hinweis auf Artikel 6 der Bekenntnisschrift mit der Verantwortung für die Schöpfung. Er sagte: „Wir müssen heute viel stärker auf Konkrektionen des neuen Gehorsams aus sein. Dabei dürfte heute angesichts der Überlebensproblematik unsere Verantwortung für die Schöpfung voran stehen.“ Es sei heute allgemeine christliche Überzeugung, daß die Herrschaft über die Erde den Menschen als Treuhändern übergeben sei und nicht zur hemmungslosen technischen Beherrschung und Nutzung. „Wir sind zu ‚Hütern des Lebens‘ gemacht worden. Die Natur ist uns nicht zur Vergewaltigung ausgeliefert, sondern zur Bewahrung anvertraut. Wir haben dafür Sorge zu tragen, daß die kommenden Generationen auf einer bewohnbaren Erde leben können. Es muß deutlich gesagt werden, daß die Verschwendung nicht regenerierbarer Rohstoffe, namentlich für militärische Zwecke und zur Aufrechterhaltung eines anspruchsvollen Lebensstils, eine Verurteilung gegenüber den nachfolgenden Geschlechtern darstellt, die wir nicht mitmachen können. Wo heute von neuem Gehorsam gesprochen wird, muß von der notwendigen Bemühung um ökonomische und ökologische Gerechtigkeit gesprochen werden.“

An einem Punkt wie diesem zeigt sich nach den Worten Dr. Kruschs, daß das Programm einer Interpretation, Transformation, Entfaltung oder Weiterentwicklung des Augsburger Bekenntnisses nicht ausreicht. „Wir sollten auf den krampfhaften Versuch verzichten, alles aus der CA ableiten oder aus ihr heraus entwickeln zu wollen.“ Es gebe neue Fragestellungen, auf die das Bekenntnis damals noch keine Antwort haben konnte, auf die heute aber Antworten gegeben werden müssen, — und es gebe geschichtliche Erfahrungen, durch die die alten Antworten überholt sind.

## Gedanken zu einem Film

### Das Schlangenei

Ein „typischer Bergman“? Verglichen mit Ingmar Bergmans neueren Filmen, vielleicht nicht unbedingt. Es gibt kein Kammerspiel aus dem Wohlstands-Schweden von heute zu sehen, sondern das Berlin vom November 1923.

Im Aufklärungsbezirk von Kommisar Bauer (Gerd Fröbe) geschehen seit einiger Zeit rätselhafte Fälle von Selbstmord. Die Ermittlungen ergeben, daß alle Opfer, zumindest im Nebenverdienst, in der renommierten St. Anna-Klinik beschäftigt wurden. Unter strengstem Verschluss unternimmt man dort „Studien an Menschenmaterial“. Doch handelt es sich nicht um Forschungen der Humanmedizin. Vielmehr geht es um „Zuchtwahl“ und „Erprobung lebenswerten Lebens“. Die Opfer waren Versuchspersonen.

Das Mordlabor des Dr. Vegerus (Heinz Bennent) wird von der preußischen Polizei aufgedeckt. Kommisar Bauer hat sauber ermittelt. Er kann sich in seiner Ansicht von der Pflichterfüllung als letztem Pfeiler in wirrer Zeit bestätigt fühlen: Arbeiten die Beamten, meint er, dann lebt die Demokratie. Und scheitert just am selben Tag in München der Putsch eines gewissen Hitler, so hat der die Stärke der deutschen Demokratie unterschätzt. Zwölf Jahre unter dem Nationalsozialismus sprechen ein anderes Urteil.

Die Ideologen des Nationalsozialismus, die notorischen Pflichterfüller, aber auch die Millionen „kleiner Leute“, sie alle stecken im Schlangenei, durch dessen dünne Haut man ein Miniaturbild schon das Reptil der kommenden Zeit sehen kann. „Das Schlangenei“ ist ein „typischer Bergman“, nur übertrifft dieser perfektionierte Streifen seine Vorgänger an Resoluteität. Nicht wegen konkreter Angaben zu Handlungsart und -zeit, sondern wegen der beschriebenen Personen: Waren die einsamen Menschen in früheren Filmen Bergmans nur arm dran, so sind sie im „Schlangenei“ am Ende ihrer selbst.

Christoph Dieckmann

Der Bischof verwies in diesem Zusammenhang auf Fragen von Staat und Gesellschaft. Geschichtliche Erfahrungen ließen heute viel stärker den Aspekt der Begrenzung und Kontrolle der Macht betonen als vor 450 Jahren und statt zum undifferenzierten Obergangsgehorsam zur kritischen Mitverantwortung rufen. Indessen stehe es im Blick auf die Kriegsproblematik heute „außer aller Frage, daß die Kirche und ihre Glieder zur Beteiligung an einem Krieg mit Massenvernichtungswaffen nur radikal Nein sagen können“. Der Bischof meinte, „Friedensdienst mit und ohne Waffen“ dürfte in bezug auf Kernwaffen keine noch anwendbare Formel sein. „Müßte heute eine wirklich bekennende Kirche nicht den Mut zu einer ausdrücklichen Verwerfung haben, zur Verwerfung der falschen Hoffnung, daß durch das Gleichgewicht des Schreckens die eigene Sicherheit und der Friede auf Erden garantiert werden könne?“

Den zweiten Vortrag zum Thema hielt der mecklenburgische Tierarzt Dr. Berndt Seite. Nach seiner Ansicht dürften für eine Vereinigte Evangelische Kirche in der DDR unterschiedliche Bekenntnisse kein Hemmschuh sein, zumal der größte Teil der Laien für die Bekenntnisunterschiede kaum Verständnis habe und die Praxis auch die sich in den Bekenntnissen ausdrückenden theologischen Vorbehalte bereits überholt habe.

Dr. Seite, der sehr persönlich über sein Christsein im Blick auf den Glauben, auf die Bewährung als Glied der Gesellschaft und auf Konflikte zwischen Kirche und Alltagswelt sprach, erklärte in diesem Zusammenhang u. a.: „Bekennen heute“ heiße für ihn zuerst, sich zur Kirche in diesem Land und in dieser Zeit zu bekennen, Verantwortung in der Gemeinde zu übernehmen und den Glaubensbrüder zu stärken. Ebenso gehöre dazu auch die Hinwendung zum fernen Nächsten.

## 2500 junge Christen trafen sich in Karl-Marx-Stadt zum Landesjugendtag

Schluß von Seite 1

Wo irgend möglich, saßen und standen junge Leute und daß es dabei jugendgemäß zugeht, ist wohl verständlich. Mit dem Erscheinen der Vokalisten zog eine Stille ein, die kaum jemand für möglich gehalten hätte. Lateinische geistliche Gesänge aus dem 11. bis 15. Jahrhundert eröffneten das Konzert. Es folgten geistliche Gesänge in Deutsch aus dem 15. bis 19. Jahrhundert und Spirituals. Den Abschluß bildeten Volks- und Scherzlieder.

Lang anhaltender Applaus errang noch zwei Zugaben und dankte für dieses gelungene und musikalisch sehr gute Programm.

In einem Sendungswort rundeten Eberhard Laue und Mitarbeiter diesen Jugendtag ab und faßten sein Anliegen nochmals zusammen. Es geht nicht nur darum, gerettet zu sein, obwohl dies sehr wichtig ist, sondern es muß immer darum gehen, den Menschen neben uns die Rettung zu bringen.

Die Gruppe Tools of the Lord, die den ganzen Tag musikalisch begleitete, griff das nochmals gut in einem Lied auf. Ein gefüllter Tag mit einem reichhaltigen Programm, das uns noch lange nachgehen und in Aktion bringen sollte.

Wolfgang Hartl

Zu dem Beitrag gehört das nebenstehende Bild vom Landesjugendtag

## LWB-Nationalkomitee in der DDR zu dem Dokument „Das Herrenmahl“

Als „ein ermutigendes Zeugnis ökumenischer Theologie“ hat das Nationalkomitee des Lutherischen Weltbundes in der DDR in einer Stellungnahme das Dokument „Das Herrenmahl“ gewürdigt, welches für das Verhältnis von römisch-katholischer Kirche und lutherischer Kirche zeige, „daß die Gemeinsamkeiten gegenüber den Unterschieden bei weitem überwiegen“. Zu dem Dokument, das im Jahre 1978 von einer gemeinsamen römisch-katholisch/evangelisch-lutherischen Kommission vorgelegt worden war, hat das DDR-Nationalkomitee jetzt aufgrund von Voten seiner vier Mitgliedskirchen eine Stellungnahme formuliert, die am 30. Mai in Berlin verabschiedet wurde.

Eine Gesprächskommission der orthodoxen und der römisch-katholischen Kirche wurde in der Schweiz gegründet. Seit 1817 gibt es eine orthodoxe Kirche in der Schweiz, die jetzt 10 000 Gläubige in 14 Gemeinden zählt.

## Gedanken zum Predigttext

Röm. 6, 3—8. (9—11)  
(6. Sonntag nach Trinitatis)

Vers 8 und 9:

Sind wir aber mit Christus gestorben, so glauben wir, daß wir auch mit ihm leben werden, und wissen, daß Christus, von den Toten erweckt, hinfür nicht stirbt; der Tod kann hinfür über ihn nicht herrschen.

(Luthertext)

Wenn wir aber zusammen mit Christus gestorben sind, werden wir auch mit ihm zusammen leben; davon sind wir fest überzeugt. Wir wissen ja, daß Christus wieder lebendig wurde und nie mehr stirbt. Der Tod hat keine Macht mehr über ihn.

(Die Gute Nachricht)

Gerade zu Beginn der Ferienzeit, wenn wir alle gleichsam schon auf gepackten Koffern sitzen, um die langersehnte Reise anzutreten, werden wir mit einem schweren Predigttext konfrontiert.

Für die Begründung verschiedener kirchlicher Lehren hat dieses Kapitel des Römerbriefes gedient: für die Tauflehre, für die Bußlehre, für die Rechtfertigungslehre.

Martin Luther hat im Abstand von Jahrzehnten mit Hilfe dieses Textes versucht, immer wieder neue Seiten unseres Glaubens aufzuzeigen. Friedrich Schleiermacher diente dieser Text im 19. Jahrhundert zu einer seiner berühmten religiösen Reden.

Ich möchte versuchen, im Vorfeld des Urlaubs einige Gedanken als „geistliches Reisegepäck“ beizusteuern.

Mir fällt auf, daß in diesem Text dreimal das Wort Sünde vorkommt. Würden wir

## Leben als Befreite

eine Umfrage nach der Bedeutung dieses für uns Christen so geläufigen Begriffs veranstalten, wäre das Ergebnis sicher vielgestaltig.

„Sünde“ und was damit gemeint ist, wird uns erst deutlich, wenn wir nach dem Ursprung dieses Ausdrucks suchen. Der Ursprung dessen, was im Neuen Testament mit Sünde bezeichnet wird, stammt aus der Kriegssprache. Es gehörte zu den täglichen Pflichten und Aufgaben eines guten Soldaten, sich im Schußwaffengebrauch zu üben. Damals waren es Pfeil und Bogen, mit denen er das Zielen lernen mußte. Nicht jeder Pfeil traf sein Ziel, nicht jeder Pfeil traf ins Schwarze. Es wurde am Ziel vorbeigeschossen und diese Zielverfehlung bezeichnete man als „Sünde“. Sünde ist Zielverfehlung.

Paulus sagt nun in unserem Text, daß die Sünde nicht mehr über uns herrscht, denn die Herrschaft der Sünde ist die Herrschaft des Todes. Gott aber hat mit Christus diese Herrschaft zerbrochen. Durch Gottes Machterweis ist die Tür zu neuem Leben aufgestoßen, und dieses neue Leben ist frei von Sünde, frei von Zielverfehlung.

Jesus ist um der Sünde willen gestorben, er hat sein Leben ganz der Gerechtigkeit Gottes zur Verfügung gestellt. Durch die Taufe sind wir mit Jesus verbunden und führen seinen Kampf gegen die Sünde weiter. Es ist ein neuer Weg, auf den wir durch die Taufe gestellt sind. Ein Weg, bei dem es nicht um unsere Seele, sondern um unseren Leib geht, unseren Leib, den wir als Waffe gegen die Sünde ins Feld führen. Dieser Kampf gegen die Sünde ist ein Kampf für die

Gerechtigkeit. Gerechtigkeit im biblischen Sinne ist das Tun der Liebe Gottes.

Paulus sagt den Christen in Rom, daß sie der Sünde gestorben sind und zwar deshalb, weil sie getauft sind. Wir sind auch getauft, aber was unterscheidet uns von den römischen Christen? Diejenigen, die Paulus anredet, sind durch die Taufe als Erwachsene in die Gemeinde aufgenommen worden. Das setzt voraus, daß sie in ihrem Leben eine Begegnung mit dem lebendigen Christus gehabt haben. So wie es Paulus selbst vor Damaskus erlebt hat. Da beginnt ein neues Leben, es wird von Zielverfehlung befreit.

Wir sind in der Mehrzahl als Säuglinge getauft worden. Die Taufe bedeutet für uns nicht die bewußt erlebte Wende. Deshalb müssen wir uns immer wieder deutlich machen, wie wir durch die Taufe mit dem Christusgeschehen verbunden sind. Durch die Taufe sind wir mit dem Tod Christi verbunden (V. 3), gestorben und begraben und von der Sündenmacht befreit (V. 6). Das Mit-Christus-Auferstehen ist jedoch erst Gegenstand der Erwartung (V. 4 ff.). Das Sterben bedeutet den Tod des alten in Zielverfehlung lebenden Menschen. Die Sündenmacht ist nicht vernichtet, die Getauften aber sind von ihrem Machtanspruch befreit. Als Befreite können wir gegen die Sünde ankämpfen. Das bedeutet, daß wir gleich wie Christus mit unserem ganzen Leben (auch mit unserem Leib) den Kampf aufnehmen. An folgenden Beispielen möchte ich es verdeutlichen. In der Nacht des Hitlerfaschismus haben Christen ihr Leben aufs Spiel gesetzt, indem sie Verfolgte verborgen, ihnen das Leben retteten und dabei selbst Konzentrationslager und Tod riskierten.

In Lateinamerika helfen Priester im Kampf gegen das Massenelend und werden dafür in den Gefängnissen der Herrschenden gefoltert und zu Tode gebracht.

Eduardo Mondlane organisierte eine Freiheitsbewegung für seine Heimat Moçambique. Er wurde erschossen.

Martin Luther King führte den gewaltlosen Kampf seiner farbigen Geschwister an und wurde getötet.

So können nur Menschen leben, die fest mit Christus verbunden sind.

Von Dietrich Bonhoeffer wird berichtet, daß er mit den Worten in den Tod ging: Das ist das Ende. Für mich der Anfang eines neuen Lebens.

Deshalb müssen wir Christus täglich bitten, daß unser Leben mit dem seinen unzertrennlich zusammenwächst.

Peter Schrimpf, Rangsdorf

## Für junge Leser

## Jan Hus

In meinem Terminkalender steht ganz oben unter dem Datum des heutigen Sonntags ein Name: Jan Hus, gestorben 1415. Das ist zwar kein besonders rundes Datum, aber doch ein Anlaß in diesem Jahr, wo soviel über das Jubiläum der Augsburger Konfession geredet wurde, des Mannes zu gedenken, der die Reformation in bedeutender Weise mit vorbereitet hat.

Über die Familie und die Kindheit des Prager Predigers wissen wir nicht allzuviel. Jan, dessen eigentlicher Geburtsname wahrscheinlich Nana war, wurde 1370 oder 1371 in Husinetz geboren. Von diesem Geburtsort her ist sein Name abgeleitet. Die Mutter war vermutlich eine fromme Frau, durch die der Sohn viele Stätten der Heiligenverehrung, die in der Umgebung des Ortes lagen, kennengelernt haben muß. Der Vater soll ein schlichter Fuhrmann gewesen sein. Der kleine Jan kam auf die Lateinschule ins benachbarte Prachatitz, wo er auf das Studium eines Pfarrers vorbereitet werden sollte. Die Eltern wollten das Leben ihres Jungen dem Dienst der Kirche weihen.

1386, die Eltern waren inzwischen verstorben, kam Jan nach Prag zum Studium in die Moldaustadt, dem Ziel vieler junger Leute.

Dort lebte er das Leben aller Studenten, voller Narheiten und Anstrengungen. Bücher zum Beispiel gab es noch nicht, da mußte durch Abschreiben erlangt werden, was mit Geld nicht zu beschaffen war. Die Nöte und die Freiheit der Studenten hat er in allem miterlebt, hat gehungert und gefroren und sich „rege an den rüpelhaften Narreteien des Studentenvolkes“ beteiligt.

1396 wurde er Magister der Freien Künste, also ein vielgebildeter Mann,

der schon selbst Studenten unterrichtete.

Wie viele andere wollte er zum Priester geweiht werden, „damit ich ein gutes Auskommen und ein schönes Gewand hätte, ferner daß mir meine Mitmenschen Ehrfurcht bezeugten“, bekennt er später.

Zehn Jahre hat er an der Universität seiner böhmischen Heimat studiert. Im Jahre 1400 wurde er zum Priester geweiht und sein erster Predigtamttrag war in der Altstadt.

Die damalige Kirche war reich, hatte Einfluß und Macht. Jan Hus sah und hörte von der Situation der Armen. Außerdem verbreiteten sich auch in seiner Heimat die Mahnungen und Warnungen des anglikanischen John Wiclif. Die Kanzelreden des jungen Predigers wurden aggressiv, viele Menschen kamen, um ihn zu hören. Seine neue Predigtstätte in Prag wurde die Kapelle „Bethlehem“, in der es zur Amtspflicht gehörte, tschechisch zu reden. Bis zu 3000 Menschen fanden dort Platz.

Jan Hus hatte nun alles erreicht, was er erträumt hatte, er war angesehen, hatte gute finanzielle Mittel zur Verfügung. Doch er schenkte sein Geld weg, lebte bedürfnislos. Die Ideen des John Wiclif hatten ihn bewegt und ergriffen. Er studierte dessen Schriften, arbeitete sie durch, übernahm keinesfalls kritiklos alles. Er predigte gegen das sittenlose Leben vieler Priester, des Klerus überhaupt, gegen Papst und Ablasshandel.

Dem tapferen Verfechter eines unverfälschten Evangeliums wurde schließlich das Predigen verboten, doch er hielt sich nicht daran. Wenn er auch Freunde im Laufe der Zeit verlor, blieb ihm doch die große Hörergemeinde. Seine persönliche Lage spitze sich immer mehr zu, ihm drohte Gefahr für sein Leben.

Er sollte Prag verlassen. Nach langem Widerstreben wanderte er ins Exil nach Südböhmen zu einem Freund. Dort arbeitete er an verschiedenen Schriften und übersetzte die Bibel ins Tschechische.

In dieser Zeit war die Kirche gespalten, zeitweilig gab es sogar drei Päpste gleichzeitig. Um diesen unhaltbaren Zustand abzuändern, wurde die katholische Welt zu einer Kirchenversammlung nach Konstanz am Bodensee eingeladen. König Sigismund forderte Jan Hus auf, ebenfalls dorthin zu reisen und sich mit der offiziellen Kirche zu einigen.

Weil es ihm um die Wahrheit der Bibel ging und er hoffte, sie dort öffentlich verteidigen zu können, machte er sich im Oktober 1414 auf den Weg. Unterwegs wurde er überall freundlich aufgenommen, in Konstanz tat man ihm zunächst nichts, bis seine böhmischen Gegner eintrafen. Durch Lügen und Verleumdungen brachten sie ihn ins Gefängnis.

Jan Hus sah sich getäuscht. Niemand stellte sich zum öffentlichen wissenschaftlichen Streit. Stattdessen war er der Angeklagte, ein Erzketzer, dem der Prozeß gemacht wurde — es sei denn, er widerriefe.

In einem Abschiedsbrief an seine Freunde schilderte er ergreifend die Qualen der monatelangen Haft. Er konnte nicht widerrufen, was er als richtig erkannt hatte, und so nahm er Abschied: „Lebet wohl und traget kein schwer Leid um mich, bald habe ich überwunden.“

Am Samstag, dem 6. Juli 1415, starb er als Ketzer. Seine Asche wurde in ein Stierfell geschüttelt und in den Rhein geworfen. 100 Jahre später sagte Luthers Zeitgenosse Erasmus von Rotterdam: „Hus ist verbrannt, aber nicht besiegt.“

Ursula Meckel



# Religiöse Motive in der Wasserzeichenkunst

Die Wasserzeichenkunde hat zwar eine längere Vorgeschichte, ist aber eine verhältnismäßig junge Einzelwissenschaft. Die wissenschaftliche Methode ist in dem von Karl Theodor Weiß verfaßten Handbuch von 1962 ausführlich dargelegt und begründet worden.

Hauptsächlich für hilfswissenschaftliche Zwecke wird die Wasserzeichenforschung ausgewertet. Die Filigrane dienen zur Datierung undatierter alter Handschriften und Drucke, von Handzeichnungen, grafischen Blättern u. a. In der Bachforschung werden sie, wie schon von dem bekannten Bach-Biographen Philipp Spitta, jetzt mit genaueren Methoden und besseren Voraussetzungen zur Datierung von Notenhandschriften, zur Chronologisierung der Werke von Johann Sebastian Bach, zur Klärung von Fragen der

Echtheit und vieles andere mehr herangezogen. Dies geschieht unter Berücksichtigung anderer Indizien, insbesondere der Ergebnisse graphologischer Studien. Mitunter ist der Wasserzeichenbefund ausschlaggebend.

Wasserzeichen, die im übrigen in der vielfältigsten Weise für die papiergeschichtliche Forschung bei der Ermittlung der Geschichte der Papiermühlen, ihren Produktionsleistungen, bei der Aufdeckung von Han-

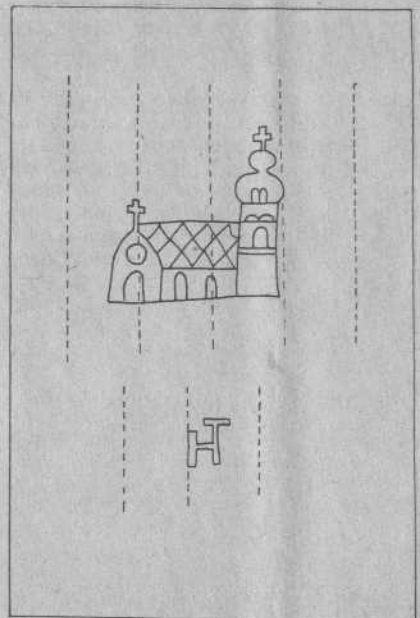
aus Handwerk, Sitte und Brauch, vor allem sind Wappen mit und ohne Helmzier und Figuren aus Wappen vielfach anzutreffen.

In dem reichhaltigen kulturgeschichtlichen Bilderbuch der Wasserzeichen nehmen Darstellungen religiösen Charakters einen besonderen Platz ein. Schon das erste Wasserzeichen, das wir kennen, ist ein Kreuz, das Symbol des Christentums. Das Papier mit dem gleichschenkligen, sogenannten griechischen Kreuz wurde 1282 in Bologna (Italien) verwendet, wie C. M. Briquet in seinem Dictionnaire „Les filigranes“, 2. Ed. Leipzig 1923, berichtet. Dieses Zeichen kommt nur in Italien vor und zwar bis 1305 bzw. 1319.

Ein eigenartiges Filigran der Frühzeit ist der Ochsenkopf, den man als Attribut des heiligen Lukas gedeutet hat. Er kommt mit vielerlei Bezeichnungen vor, u. a. auch von einem Kreuz überhöht, verwendet zum Beispiel in Erfurt 1520.

Zahlreiche Heilige wurden im Papierzeichen gezeigt. So erscheint beispielsweise St. Peter in den Papieren der Papiermühle Niederlungwitz in Sachsen, der drachentötende Ritter St. Georg in vielfachen Abwandlungen der ästhetischen Gestaltung im 17. und 18. Jahrhundert (Papiermühle Georgenthal bei Gotha). Den Heiligen Martin, der als Reitermann mit einem Bettler (Invaliden) in der Winterkälte seinen Mantel teilt, führte das Papierwerk Heiligenstadt als Filigran. Das ganze Eichsfeld gehörte einst zu Kurmainz, dessen Patron St. Martin war. Dem Engel Michael als Seelenwäger begegnen wir 1653/54 als Wasserzeichen der Papiermühle Blankenburg (Thüringen).

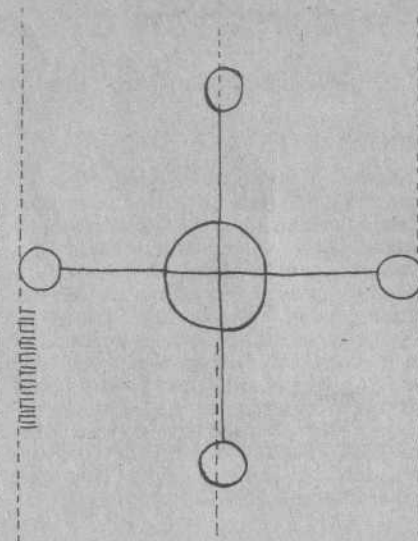
Nicht immer ist heute noch festzustellen, weshalb eine Papiermühle gerade dieses oder jenes christliche Sinn- und Bildzeichen wählte oder vom privilegierten weltlichen bzw. geistlichen Herrn vorgeschrieben erhielt. Wenn aber das Papierwerk in der Gemeinde Hohenkirchen bei Gotha die Darstellung einer Kirche als Papiermarke benutzte, dann ist das eindeutig eine Anspielung auf den Ortsnamen, ein sogenanntes „redendes Zeichen“, wie man in der Heraldik sagt.



Wasserzeichen der Papiermühle Hohenkirchen bei Gotha, verwendet 1642. Die Meistermarke ist als Hans Tempel zu lesen.

delswegen, von Art und Umfang des Absatzes eine große Rolle spielen, können aber auch kulturgeschichtlich betrachtet werden. In der Feudalzeit, als noch nicht jeder lesen und schreiben konnte, hat man vieles anstatt mit Namen und Buchstaben bildlich ausgedrückt. So begegnen uns auch in den Wasserzeichen Symbole und Embleme verschiedenster Art, Pflanzen, Tiere, das Firmament mit Sonne, Mond und Sternen, Darstellungen aus dem Menschenleben,

In Variationen kommt dieses Motiv 1640 bis um 1800 vor. Heute noch finden sich Papiere mit der Umrisszeichnung eines Gotteshauses in manchen Kirchenbüchern des ehemaligen Herzogtums Gotha und in den Archivalien des Staatsarchivs auf Schloß Friedenstein in Gotha. nicht zuletzt in Notenhandschriften von Gottfried Heinrich Stölzel (1670–1749), der 30 Jahre lang als Hofkapellmeister in Gotha wirkte. Papiere mit Kirchen-Wasserzeichen sind auch aus den Papiermühlen Arnstadt sowie Ichtershausen bei Arnstadt hervorgegangen. Von den alten christlichen Symbolen ist nach der Reformation vor allem die Schlange am Kreuz als Glaubenssymbol weitergeführt worden. Melanchthon hat es in sein Wappen aufgenommen. In Württemberg ist dieses Papierzeichen besonders häufig anzutreffen. Das Greizer Papierwerk führte es unter den Papierma-



Das älteste Wasserzeichen, verwendet 1282 zu Bologna (Italien).

chern Tischendorf von 1627 bis 1754 und 1786 bis 1795. Der durch die Entdeckung des Sinai-Kodexes berühmte evangelische Theologe Konstantin Tischendorf, dessen Vorfahren jene Papiermacher in Greiz waren, hat dieses christliche Symbol zu seinem Wappenbild erkoren.

In Thüringischen Papiermühlen kommt neben dem Osterlamm, dem „Agnus Dei, qui tollit peccata mundi“ — so in einer Umschrift — auch eine Darstellung aus dem Alten Testament vor: König David mit der Harfe.

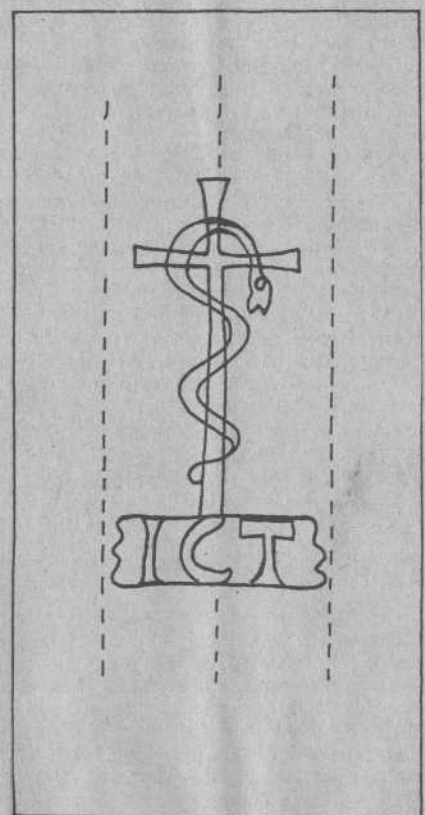
Der fromme Spruch aus Schwallungen bei Meiningen „GOTT ALLEIN DIE EHR“ erinnert uns an das „SDGI“ (=Soli Deo Gloria) Johann Sebastian Bachs, der mit diesem Monogramm die Niederschriften seiner Kompositionen beschloß.

Wasserzeichen in handgeschöpften Papieren aus der Zeit bis um 1800 oder Mitte des 19. Jahrhunderts sind nicht nur in Archiven zu finden. Mancher kann solche evtl. entdecken, wenn er zu Hause seine Familienpapiere daraufhin durchsieht, etwa in Taufscheinen, Heiratsurkunden, Gesellenbriefen und so weiter. Vielleicht auch im Druck- oder Vortatzpapier einer alten Lutherbibel.

Dr. Wiso Weiß



König David mit Harfe in gekröntem Zieroval, Papiermühle Geraberg bei Ilmenau, verwendet 1798.



Meistermarke des Papiermachers Johann Christoph Tischendorf, Papiermühle Greiz, verwendet 1782.

## Zur Lage der Christen in Vietnam / Beschreibungen und ein Interview

Kürzlich erwiderte eine vietnamesische Kirchendelegation bei uns den Besuch von DDR-Kirchenvertretern in ihrem Land. In Zusammenhang mit solchen Ereignissen wird meist etwas mehr über die Gedanken und Lebensbedingungen von Christen in weiter Entfernung bekannt. Die Gossner-Mission in der DDR stellte uns aus ihrer eigenen Arbeit und Erfahrung mit vietnamesischen Christen die hier folgenden Beiträge dankenswerterweise zur Verfügung.

### Protestantische Kirche:

In Hanoi hat eine kleine lutherische Kirche, die „General Evangelical Church“ ihr Zentrum. Sie ist aus der Arbeit der Christian World and Missionary Alliance, einer amerikanischen Mission, hervorgegangen. Diese kam um die letzte Jahrhundertwende nach Vietnam und verließ 1954 Nordvietnam und 1975 Südvietnam.

Im Norden umfaßt die lutherische Kirche Gemeinden mit 10 000 Gliedern und 30 Pastoren. Finanziell wird diese Kirche von den Gemeindegliedern getragen. Die meisten Pastoren haben einen zweiten Beruf, den sie auch zeitweilig ausüben. Präsident ist Hoang Kim Phuc, Experte für Landwirtschaft. Vizepräsident und Generalsekretär ist Bui Hoanh Thu, Uhrmacher.

Der besondere Akzent der Verkündigung liegt darauf, das Evangelium als motivierende Kraft für das soziale Engagement des einzelnen Christen herauszustellen, soziales

Engagement aber heißt auch politische Arbeit. In den zurückliegenden Jahren war das Teilnahme am Kampf für ein freies und unabhängiges Vietnam. Heute ist der Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft für die evangelischen Christen politischer Inhalt ihrer sozialen Verantwortung. Generalsekretär Thu beispielsweise war zugleich Mitglied der Nationalversammlung der DRV.

In jüngerer Zeit gibt es Bemühungen dieser Kirche um organisatorische Vereinigung mit protestantischen Kirchen im Süden. Danach würde die Zahl der Glieder auf 300 000 und die der Pastoren auf 600 steigen. Das Programm der Vereinigung sieht drei Stufen vor:

1. Bestandsaufnahme der Pfarrer und Gemeindeglieder
2. Wahl und Zusammentritt einer Synode, Schaffung einer gemeinsamen Grundordnung
3. Konstituierung der Vereinigten Kirche.

### Katholische Kirche:

In der Zeit der französischen Vorherrschaft ist im 18. Jahrhundert durch Missionsarbeit eine katholische Kirche in Vietnam entstanden. Nach 1945 waren im Norden und im Süden Vietnams große katholische Gemeinden zu finden. 1954 kam es zur Teilung innerhalb der katholischen Kirche, da die Kirche ihre Gläubigen aufrief, den Norden zu verlassen und in den Süden zu gehen. Tausende von katholischen Gemeindegliedern verließen ihre Heimatstätten und folgten diesem Aufruf. Dennoch verblieb eine katholische Kirche mit etwa einer Million Gläubigen im Norden. Sie entwickelte sich anders, auch in ihrem politischen Zeugnis, als die katholische Kirche im Süden mit etwa zwei Millionen Gläubigen, die sich ihrerseits

in einen unheilvollen Antikommunismus und eine Zusammenarbeit mit den USA verstrickte. Die herrschende Schicht verschiedener Marionettenregime der USA in Südvietsnam gehörte zur katholischen Kirche. So etwa auch der Diktator Diem. Nach der Befreiung des Südens mußte die dortige Kirche ihren Weg in der Gesellschaft neu beschreiben. Privilegien, wie Besitz von Banken, Hotels, Privatschulen u. a., mußte sie aufgeben. Entscheidende Reformen erwiesen sich in dieser Kirche als nötig.

### Ein Interview:

Gesprächspartner war — im Jahr 1978 — der katholische Pfarrer Huynh Cong Minh, Ho-Chi-Minh-Stadt. Der Wortlaut ist um der Ur-

sprünglichkeit willen weitgehend beibehalten worden.

**Frage:** Worin sehen Sie in Ihrem Umkreis (als Pfarrer, Redakteur und Parlamentsmitglied) den Unterschied in der Lage der Kirche vor und nach der Befreiung?

**Antwort:** Ich möchte zunächst mit drei Äußerungen unseres Bischofs antworten; er machte sie uns Priestern gegenüber:

Vor der Befreiung haben wir gepredigt, man soll das Los der Armen teilen. Aber haben wir das wirklich getan? Jetzt seid ihr dazu verpflichtet. Aber ihr sollt es ob des inneren Wertes aus dem Geist des Evangeliums und nicht nur gezwungen tun.

Vor der Befreiung haben wir gesagt: Christus will, daß wir alle Menschen respektieren. Aber wie haben wir damals in Wirklichkeit die Armen und wie die Reichen empfangen? Jetzt sind die Armen die „Meister“ geworden. Wenn ihr sie jetzt nicht respektiert, so bekommt ihr Schwierigkeiten. Aber die Chance, die jetzt für uns besteht, liegt darin, das zu praktizieren, was wir früher gepredigt haben.

Vor der Befreiung erlaubte man uns alles Mögliche (z. B. den Bau vieler Klöster), und wir hatten Privilegien, die uns aus den anderen Menschen heraushoben und von ihnen trennten: Das Volk haßte uns. Jetzt, da wir behandelt werden wie jedermann, besteht für uns die Chance, zu den „Quellen“ (des Glaubens) zurückzufinden. Für manche Bischöfe und Priester heißt das allerdings, auf vieles zu verzichten.

Die letzte Bemerkung läßt sich auch folgendermaßen ergänzen: Vor der Befreiung führte die Kirche ein „spektakuläres“ Dasein. Im Vergleich zu ihrer kleinen Zahl führten die Katholiken unverhältnismäßig viele öffentliche Prozessionen durch. Zum Beispiel wurde die Fatima-Statue durch einen amerikanischen Helikopter im Garten des Präsidenten gelandet, und damit nicht genug, es mußte auch noch eine Kopie im Stadtpark aufgestellt werden. Mit dieser äußeren Zurschaustellung ist es jetzt vorbei.

Ich habe darüber lange mit dem Bischof geredet. Der sieht einige günstige Voraussetzungen für eine Vertiefung des Glaubens. Sonst allerdings, wenn es nicht dazu kommt, sieht er eine schreckliche Krise voraus. Die Jungen werden sagen: Die Religion hat nichts mit dem alltäglichen Leben zu tun, sie ist eine Angelegenheit des „ancien régime“ (des früheren Regimes). Nur, wenn die Jungen das sagen werden, dürfen wir es dann nicht den Kommunisten zur Last legen. Das geschieht ja nicht nur in kommunistischen Ländern, sondern überall, wo sich die Welt verändert. Bei uns ändert sie sich nur schneller. Dabei stehen wir erst am Anfang: Die Dinge werden sich von Grund auf ändern. Es geht um eine neue, gerechtere Gesellschaft. Das ist für uns der Kern des Problems — unser Bischof sieht das ganz klar.

**Frage:** Sie berufen sich auf den Erzbischof von Ho-Chi-Minh-Stadt, Monsignore Paul Nguen Van Binh (geboren 1910 in Saigon, seit 1960 Erzbischof): Was können Sie uns über ihn sagen — ist er nicht umstritten?

**Antwort:** Es stimmt, einige, zumal Emigranten, sehen in ihm einen opportunistischen Anpasser. Andere sagen, er habe eben „seine Ideen“. Um ihm gerecht zu werden, müßte man in Betracht ziehen, wie sich Monsignore Binh — im Vergleich zu anderen vietnamesischen Bischöfen — beim Vatikanum II und danach verhalten hat. Jedenfalls hat sich Binh aktiv am Konzil beteiligt, während sich manche seiner Kollegen zwar ebenfalls dort präsentierten, die meiste Zeit aber zu Bettelreisen verbrachten. Sie fanden es nützlicher, für ihre Ortskirchen Geld zu sammeln, als den Bischöfen aus aller Welt zuzuhören. Sie hielten es für ausreichend, die „Ergebnisse“ abzuwarten, um sie dann, wie sie sagten, zur „Anwendung“ zu bringen. Binh hingegen diskutierte mit anderen Bischöfen, vornehmlich mit solchen aus Afrika und Lateinamerika, also mit solchen aus der Dritten Welt. Das Konzil erfüllte ihn, und er wollte Reformen durchführen. Aber zu Hause stieß er auf einen Block des Widerstands, nicht nur bei den ande-

ren Bischöfen, auch bei den Priestern. Zum Beispiel lag ihm die Reform der Priesterausbildung am Herzen. Da lehrten am Priesterseminar Professoren, die noch auf das alte französische Lehrbuch von Tanquerey schwören, dessen Schüler sie waren. Oft wiederholten sie wörtlich, was sie einst gelernt hatten. Und da gab es die Kleinseminare, in welche Buben mit zehn bis zwölf Jahren eintraten, dort hielt man die Abschließung von der Welt und die Trennung von der Familie in einer Weise aufrecht, wie sie in Frankreich längst aufgegeben und z. B. in bezug auf die Ferien kaum je so extrem praktiziert worden war. Aber erst jetzt, nach der Befreiung, konnte der Erzbischof sein Ausbildungskonzept verwirklichen.

Das sieht in großen Zügen folgendermaßen aus: Wer Priester werden will, soll in der normalen Schulbildung fortfahren, aber Kontakt mit einem Geistlichen pflegen. Nach der Mittelschule soll er eine ein- bis zweijährige Probezeit auf sich nehmen, in der er gleichzeitig studiert und arbeitet. Als Studium werden je nach Vorbildung Latein und moderne Sprachen empfohlen. Die Sprachkenntnisse sollen ihn in Stand setzen, moderne theologische Bücher zu lesen. Nach dieser verlängerten Mittelschulbildung läßt der Bischof den Kandidaten eine Zeitlang in einer Fabrik oder in einer „neuen Wirtschaftszone“ arbeiten, wo er mit vielen anderen jungen Leuten zusammen ist. Erst nachdem einer all dies verkraftet hat, soll er ins Seminar eintreten und das normale Theologiestudium absolvieren.

**Frage:** Aber bedürfen die Studenten nach solchen Erfahrungen nicht einer neuen Theologie? Gibt es dafür überhaupt Professoren?

**Antwort:** Viele Geistliche in Vietnam besitzen zwar ein theologisches Diplom aus Europa, meist aus Rom oder Paris, aber studieren dennoch zu Hause nicht weiter, ja sie treiben eher alles andere als theologische Forschung. Deshalb gibt es noch keine einheimische Theologie. Man sieht zwar in etwa die Richtung, aber das konkrete „Wie“ ist schwierig.

Fortsetzung folgt in Ausgabe 29



# Bruderschaft als Leit(ungs)prinzip

Zum 50. Geburtstag des Berliner Generalsuperintendenten Hartmut Grünbaum

## Elternhaus

„Stationen der Brüderlichkeit“ — so kann man vielleicht die bisherigen Lebensabschnitte des Generalsuperintendenten Grünbaum bezeichnen. Geboren am 5. Juli 1930 in Rehbrücke, wuchs er dort im Kreise einer großen Familie auf. Sein Vater — Jurist — stand damals noch nicht in kirchlichem Dienst. Und doch hatten das von praktischer Frömmigkeit geprägte Elternhaus und die Mitarbeit in der Jungschar und beim Kindergottesdienst schon früh den Wunsch in ihm geweckt, Theologie zu studieren.

## Studium

Als er 1950 sein Studium beginnen konnte (u.a. bei Schneider, Rost, Aland, Elliger, Vogel), zogen ihn besonders die Seminare über Zinzendorf und den Hallenser Pietismus, aber auch das Thema „Aufklärung“ an. Weder die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesen beiden „verfeindeten Brüdern“, noch das Kennenlernen der Bultmannschen Theologie führten bei H. Grünbaum zu einer radikalen Abkehr von der ihm in seinem Elternhaus vorgelebten praktisch-pietistischen Frömmigkeit. Vielmehr verstand er es, Wissenschaft und persönlichen Glauben miteinander zu verbinden.

Eindrücklich blieb ihm darüber hinaus der Besuch des Predigerseminars, damals unter Leitung von D. Schönherr. Dessen — von Bon-

hoeffer herkommende — Vision einer brüderlichen Kirche, aber auch sein Drängen auf eine Predigt, die zur persönlichen Ansprache wird, haben schon früh seinen Umgang mit der Gemeinde und seine Predigtweise geprägt.

## Pfarramt

Das hat seine erste Gemeinde, Premnitz, in der er elf Jahre blieb, erfahren können. Diese Gemeinde bestand damals im wesentlichen aus Flüchtlingen, die sich hier angesiedelt und in der Industrie Arbeit gefunden hatten. Etwa 8000 Menschen — ohne gemeinsame Tradition, weder im weltlichen noch im kirchlichen Bereich — das war eine Chance, aber zugleich eine ungeheure Aufgabe. Brüderlichkeit — das hieß hier, diese Gemeinde als „mündigen Partner“ anzunehmen und auszubilden, das hieß, eine damals noch neue Lektorenarbeit ins Leben zu rufen, Predigtvorbereitungskreise einzurichten mit dem Ziel, die Alleinverantwortung des Pfarrers, z.B. für den Gottesdienst, auf möglichst viele Gemeindeglieder aufzufächern. Und dieser seinerzeit ungewöhnliche Versuch gelang: 40 bis 50 Lektoren im Kirchenkreis, die selbständig in der Gemeindearbeit tätig waren, sind ein guter Beweis. Es entstand eine Gemeinde, die im intensiven Gespräch mit ihrem Pfarrer von ihm theologische Hilfestellung für ihre „Mission im Alltag“ empfing und die andererseits ihn befähigte, in seiner Verkündigung real und treffend zu reden.

Brüderlichkeit in der Gemeinde — das war das eine. Brüderlichkeit in der Leitung — das sollte das andere werden. In jenen Jahren übernahm Pfarrer Grünbaum die Stellvertretung des erkrankten Superintendenten. Und das brachte ihn auf eine Idee. Seine Erfahrung war: Menschen, die in einer Gruppe zusammenarbeiten, sehen mehr als ein einzelner. Könnte das nicht auch für die Aufgaben eines Superintendenten gelten? Ließ sich nicht auch dieses Amt lösen von einer Einzelperson und in verschiedene Dienste auf eine Gruppe aufteilen? Und ist eine solche Gruppe vielleicht besser in der Lage, den Anforderungen eines Kirchenkreises gerecht zu werden? So kam es zu einer „kirchenrechtlichen Unmöglichkeit“. Statt eines Superintendenten regelte ab Sommer 1967 ein Gremium von 4 bis 5 Pfarrern und Laien die Leitung des Kirchenkreises Rathenow. Ihr Vorsitzender war Pfarrer Grünbaum. Einstimmig stellte sich der Konvent hinter diese Neuerung.

Pfarrer und Vorsitzender Grünbaum siedelte im folgenden Jahr von Premnitz nach Rathenow über, um von dort aus diese neue Funktion besser wahrnehmen zu können. Trotz schwerer Krankheit blieb er Gemeindepfarrer und Vorsitzender der Leitungsgruppe, ein Bruder unter Geschwistern.

## Generalsuperintendent

Und dann kam der Ruf nach Berlin

(1974). Generalsuperintendent — das ist sozusagen ein „Regionalbischof“, wie er es selbst ökumenischen Gästen, die ein solches Amt nicht kennen, gern erklärt. Das, was ein Bischof für die ganze Kirche tut, besorgt Generalsuperintendent Grünbaum für Berlin. „Visitation und Ordination“ — so beschreibt die Grundordnung zwei seiner Aufgaben. Und das heißt für ihn: Seelsorge, Seelsorge und nochmals Seelsorge. So kennen ihn seine Mitarbeiter, so will er den Schwerpunkt seiner Arbeit für sich selber verstanden wissen.

Natürlich: die Aufgaben sind vielfältig, die Gruppen, die ihn beanspruchen, immer wieder andere: die Kirchenleitung, der Synodalverband, der Ephorenkonvent, die theologischen Ausbildungsstätten, um nur einige der Arbeitsbereiche, die dem Generalsuperintendenten zufallen, zu nennen. Doch soviel Verwaltungsarbeit hierbei auch notwendig sein mag, wichtiger ist, daß die kirchlichen Mitarbeiter durch ihn erfahren: Wir haben in unserem Generalsuperintendenten einen Bruder, der sich ganz persönlich um uns kümmert. Und: Wir haben einen schönen Beruf, wir werden gebraucht, unsere Arbeit ist auch in der Großstadt Berlin nicht sinnlos.

Im Gegenteil: Viele Gemeinden und ihre Ältesten haben durch erfreulichen Einsatz und mit viel Phantasie bewiesen, daß sie ohne Resignation



Foto: Mayer

und ohne „Minderwertigkeitsgefühle“ in der Lage sind, die gegenwärtigen Anforderungen, die diese Stadt an ihre Arbeit stellt, anzunehmen.

Einer ihrer helfenden, beratenden und hörenden Brüder ist Generalsuperintendent Grünbaum, der jetzt, nachdem er fünfeinhalb Jahre in diesem Amt wirkt, von sich selber sagt: „Ich habe früher immer gesagt, nie würde ich gerne nach Berlin gehen — wenn ich nicht muß —, weil Berlin, vor allen Dingen die kirchlichen Verhältnisse in Berlin, für absolut tolllos gehalten worden sind. Das könnte ich so, nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe, überhaupt nicht (mehr) sagen.“

Mayer

## Freude verschenken — Freude empfangen / Von gemeinsamen Tagen mit Behinderten

Es ist Donnerstag, der 15. Mai. Etwas müde laufe ich die Straße entlang. Bald bin ich in der Stephanus-Stiftung. Im Kinderheim erwartet mich schon der Hausvater, Herr Scholz. Gleich wird die Andacht mit den geistig behinderten Kindern beginnen. Ich setze mich in die letzte Reihe des großen Saals. Ja, ich bin müde. Habe schlecht geschlafen. War es Angst? Gestern Abend haben wir in der Jungen Gemeinde noch einmal über alles gesprochen, was für unsere Fahrt nach Hirschluch mit sechs behinderten Kindern wichtig ist. Zum Schluß sagte ich: „Eins dürfen wir unbedingt nicht vergessen: Die Bereitschaft, uns vier Tage lang auf andere einzulassen, für sie dazusein, unsere Wünsche zurückzustellen.“

„Das paßt in meinen Koffer nicht mehr rein“, sagte Manuela spontan. Das sollte wohl ein Witz sein, und doch steckte dahinter eine tiefe Wahrheit.

Heute soll es nun los gehen. Dreizehn junge Leute, Schüler der 10. und 11. Klasse sowie Lehrlinge (zwei bekamen von ihrem Betrieb eine gesellschaftliche Freistellung für diese Fahrt) lassen sich auf ein Wagnis ein. Vor vier Monaten war die Idee entstanden. Wir lasen zusammen: „Die Last, die du nicht trägst...“ Da

sagte einer: „Wollen wir nicht mal mit behinderten Kindern verreisen?“ Wir haben lange überlegt. Schaffen wir das? Können wir uns darauf einlassen? Nun ist es soweit. Wir haben viel vorbereitet, auch die Kinder kennen schon einige von uns. Jetzt gibt es kein Zurück mehr. Ein bißchen Angst habe ich schon...

Aber da werde ich aus meinen Gedanken gerissen. Sechzig Kinder kommen zur Kinderandacht. Fröhliche 20 Minuten beginnen. (Wenn doch auch unsere Gottesdienste so locker wären, denke ich.) Am Schluß werden Thomas, Mike, Mario, Stefan, Martina und Werner verabschiedet. Viele Kinder rufen: „Gute Reise, schreibt uns eine Karte.“ Viele geben uns die Hand, manche drücken uns auch an sich und wünschen uns alles Gute. Welch eine Freude, welche eine Herzlichkeit.

Inzwischen sind auch die Jugendlichen in der Stephanus-Stiftung gelandet. Ein Auto fährt unsere Sachen nach Hirschluch, so sind wir wirklich frei für die Kinder. Wir machen uns noch einmal bekannt. Immer zwei Jugendliche bekommen einen Behinderten für die vier Tage besonders anvertraut. Sie sind für ihn verantwortlich. Und dann geht es zur Straßenbahn, später zur S-Bahn, von

Königs Wusterhausen mit dem Zug nach Storkow. Schon bei der Zugfahrt merken wir, wie wenig wir geübt sind, mit Behinderten umzugehen. Nach langem Fußweg landen wir müde und k.o. in Hirschluch. Natürlich hätten wir uns gern irgendwo hingehauen. Aber unsere Freunde aus der Stephanus-Stiftung waren davon gar nicht begeistert.

Nach einer kurzen Kaffeepause, heißt es: Betten für uns und die Kinder beziehen, Sachen auspacken, dann gemeinsames Basteln, Tagesabschluß in der Kapelle, Abendbrot, ins Bett bringen. Auswertung des Tages und Vorbereitung des nächsten, Nachtwache für zwei von uns. Immer sind wir gefordert, auch in den nächsten drei Tagen.

Das war oft nicht einfach. Nicht jeder von uns hat das durchgehalten. Keiner ist ganz ausgestiegen, aber das Engagement jedes einzelnen war doch sehr verschieden. Dies führte auch zu Spannungen unter uns. Wir haben gemerkt, wie groß die Last sein kann. Wir haben erfahren, was es heißt, für einen Behinderten dazusein vom Aufstehen bis zum ins Bett bringen (und manchmal sogar nachts). Das kostet Kraft und Nerven, vor allem aber viel Geduld, Liebe und Phantasie. Über die „Last“ zu

reden oder die „Last“ selbst ein Stück zu tragen, das ist eben ein großer Unterschied.

Irgendwie waren wir schon etwas erleichtert, als wir die Kinder am späten Sonntagnachmittag nach einer Fahrt in überfüllten Zügen im Kinderheim wieder abgeliefert hatten. Aber ein bißchen traurig waren wir auch, daß die Zeit schon vorüber war. „Mir ist so, als ob ich die Kinder schon sehr lange kenne“, sagte Detlef und setzte hinzu: „Du kannst uns gleich wieder in Hirschluch anmelden.“ Und ein anderer: „Erst mal eine Fahrt unter uns und dann wieder mit den behinderten Kindern.“

Noch manches könnten wir erzählen. Eins aber zum Schluß: Daß Freude verschenken nie einseitig ist, haben wir wieder erfahren. Wir haben Freude verschenkt und Freude empfangen, das machte unser Leben ein Stück reicher. Darum können auch wir „Dankeschön“ für diese gemeinsamen Tage sagen.

Hanfried Zimmermann

Wieder erhältlich ist in Ungarn die Langspielplatte „Ungarische Psalmen“. Die Psalmaphrasen von Albert Szenci-Molnar werden darauf von etwa 70 Mitgliedern des seit 240 Jahren bestehenden Kollegiumschor von Debrecen (Schüler und Theologiestudenten) gesungen.

Der Exarch des Moskauer Patriarchats der Russischen Orthodoxen Kirche für Berlin und Mitteleuropa, Erzbischof Melchisedek, besuchte am 29. Mai die Evangelische Kirche des Görlitzer Kirchengebietes und sprach in einem Abendgottesdienst in der Görlitzer Dreifaltigkeitskirche. Er erwiderte einen Besuch, den Bischof Dr. Hanns-Joachim Wollstadt zusammen mit Konsistorialrat Hans-Eberhard Fichtner im Januar bald nach seinem Amtsantritt dem Exarchen in Berlin-Karlshorst abgestattet hatte.

Ein Pfarrer kündigte den Farbfilm des Jungmännerwerkes „So ist Gott“ mit folgenden Worten ab: „Außerdem möchte ich auf einen Film des Jungmännerwerkes hinweisen, der demnächst gezeigt wird. Er heißt: „So ist Gott in Farbe.“

## Chorinfest 1980

Am Sonntag, 14. September, sind die Gemeinden, vor allem Familien mit ihren Kindern, aber auch Alleinstehende, eingeladen zum Chorinfest von 9.30 bis 15.30 Uhr auf dem Klostergelände der Zisterzienserruine. Chorinfest liegt nahe bei Eberswalde und ist Bahnstation. Das Thema des Tages heißt: „Es ist eine Lust zu leben“. Geplant ist eine Einführung in das Thema, das dann in mehreren Gruppenangeboten (auch für Kinder und junge Leute) aufgenommen werden soll. Im Nachmittagsgottesdienst predigt Landessuperintendent Winkelmann (Neustrelitz).

Siegfried Fritz

## Zwischen „Die Himmel rühmen“ und „Te Deum 80“

### Dresdner Bläserstage

Unsere Vorstellungen über Posaunenchor und ihre Musik sind oft mit dem Namen Johannes Kuhlo — Posaunengeneral, 1856 bis 1941, verbunden. Mit dem Klang von Flügelhörnern und Tiefbässen, der Hymne „Die Himmel rühmen des Erhabenen Ehre“, den Liedern „Weiß ich auch nicht den Weg“ und „Näher mein Gott zu dir“ und dem Marsch aus Josua mit dem hohen As. Ohne Johannes Kuhlo gäbe es heute wohl kaum das große Posaunenwerk der

Evangelischen Kirchen in der DDR mit 15 000 Bläsern, und ohne die Sätze von Bach, Beethoven und Händel im Repertoire kann man sich kaum einen Posaunenchor vorstellen. Aber die Posaunenchor sind nicht bei dem Kuhlo-Erbe stehengeblieben. Sie machten sich die originalen Bläsermusiken der Stadtpfeifer Gottfried Reiche und Johannes Pezelius zu eigen und ließen sich durch zeitgenössische Komponisten wie Hans Weber, Herbert Gadsch, Magdalene Schaub-Flake u.a. Brücken zu moderner Harmonik und Rhythmik bauen.

Zu den Dresdner Bläserstagen soll nun in der Festversammlung am 13. Juli, 14.30 Uhr, auf den Elbwiesen eine Auftragskomposition, „Te Deum 80“, Text von Dietrich Mendt, Musik von Paul Eberhard Kreisel, uraufgeführt werden, in der die stilistische Entwicklung unserer Posaunenchor einen vorläufigen Höhepunkt erreicht hat.

Paul Eberhard Kreisel stand mit der Komposition dieser Textvorlage vor der schwierigen Aufgabe, ein Werk zu schaffen, das die herausfordernden Worte musikalisch nachzeichnet, das aber von Laienbläsern zu bewältigen ist, dazu bei einer Festversammlung unter freiem Himmel musiziert werden kann und bei Herkömmlichem anknüpft und Elemente moderner Tonsprache mit einbringt. So entstand ein Werk für vier große

Bläserchöre, einen kleinen Bläserchor und einstimmigen Männerchorgesang, einen Solobläserchor mit Tenorsolisten, Pauken und Schlagwerk. In einzelnen Stücken tauchen Motive aus dem altkirchlichen „Te Deum laudamus“ auf und der Choral „Christ ist erstanden“. Das durch den Tenorsolisten vorgetragene Elend auf der Welt haben die Bläser durch Flattertöne auf dem Mundstück darzustellen. Die kritischen Anfragen an unser Loben werden vorbereitet und untermauert durch neuntönige Cluster (Tontrauben). Neben dem Blasen stehen das Singen und Sprechen im Chor in freier oder rhythmischer Deklamation. Es werden auch Beethovens „Die Himmel rühmen“, der Marsch aus „Aida“ und Bachs „Es ist genug“ verwendet und in einen Zusammenhang gebracht, der unser oft gedankenlos geblasenes und gesungenes Loblied hinterfragt. Das Werk wird durch mehrstimmige Intraden gegliedert, eingeleitet, und abgeschlossen durch das vierstimmige Praeludium und Postludium mit der ersten Choralzeile des altkirchlichen Te Deums in den Bässen und einem durch alle Chöre strahlenden Fanfarenmotiv mit der Aufforderung: „Lobt Gott mit uns!“ Es ist ein Versuch, mit den Möglichkeiten eines Posaunenchorchors das Lob Gottes 1980 zu verwirklichen.

## Freie Stelle

Die Kirchgemeinde Stollberg/Erzgebirge sucht für baldigen Dienstantritt einen Kirchen, Hausmeister und Heizer, der in Zusammenarbeit mit einem größeren Mitarbeiterteam und hilfsbereiten Kirchenvorstehern, Gemeindegliedern und Handwerkern die vier Gebäude der Gemeinde in Ordnung hält und für die äußeren Bedingungen, die für den Ablauf eines vielfältigen Gemeindelebens nötig sind, liebevoll sorgt. Die Mitarbeit der Ehefrau in der Reinigung wäre wünschenswert, ist aber nicht Bedingung. Die Bezahlung erfolgt nach der landeskirchlichen Vergütungsordnung. Eine der Größe der Familie entsprechende Wohnung kann ohne größere Schwierigkeit kurzfristig zur Verfügung gestellt und ausgebaut werden. Bewerbungen an den Ev.-Luth. Kirchenvorstand, 9150 Stollberg/Erzgebirge, Pfarrstraße 4, z. H. Pfarrer Böhme, Telefon: Stollberg 35 55.

Die Stelle einer hauptamtlichen Gemeindehelferin bzw. eines Diakons ist zum 1. September wieder zu besetzen. Zum Aufgabengebiet gehören: Ertelung der Christenlehre in den Schuljahren 1 bis 6, Vorschulkinderarbeit, Junge Gemeinde, Familien- und Elternarbeit, Besuchsdienst. Eine Wohnung (2 Zimmer, Küche- und Bad-Mitbenutzung) steht zur Verfügung. Bewerbungen mit Unterlagen (handgeschriebener Lebenslauf, Zeugnisabschriften) an den Ev.-Luth. Kirchenvorstand, 7240 Grimma, Baderplan 1.

## Kirchliche Rundfunksendungen

### Stimme der DDR:

Sonabend, 26. Juli, 7.45 bis 8 Uhr  
„Berichte aus dem kirchlichen Leben“

### Radio DDR I:

Sonntag, 13. Juli, 7.30 Uhr  
Katholischer Rundfunkgottesdienst  
Pfarrer Dr. Ulrich Werbs (Berlin)

Herausgeber: Evangelische Kirchenleitung Berlin-Brandenburg. Lizenzträger: Bischof D. Albrecht Schönherr, Chefredakteur: P. Gerhard Johann, Redakteurin: Margarete Orphal. Redaktion und Verlag: 1020 Berlin, Sophienstraße 3, Fernruf 2 82 30 97. — Veröffentlicht unter der Lizenznummer 425 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. — Druck: (36a) Union Drucker (VOB), 1080 Berlin. — Monatlich: Berliner Ausgabe (32 205) 0,65 Mark; Allgemeine Ausgabe (32 206), Görlitzer Ausgabe (32 207) und Greifswalder Ausgabe (32 208), Magdeburger Ausgabe (32 254), 0,65 Mark. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte.

Ausgabe Berlin AN (EDV) 501 408  
Ausgabe Allgemeine AN (EDV) 501 109  
Ausgabe Görlitz AN (EDV) 501 205  
Ausgabe Greifswald AN (EDV) 501 301  
Ausgabe Magdeburg AN (EDV) 507 404



tionen mit dem evangelischen Kirchenbund über Abrüstung und Friedenssicherung angeknüpft werden konnte, informierte man sich gegenseitig über die gegenwärtigen Schwerpunkte in der Arbeit. In New York und Philadelphia besuchte die Delegation des Nationalkomitees die Leitung der Lutherischen Kirche in Amerika mit Präsident Dr. James Crumley. In Chicago informierte sich die Delegation über die kirchliche Arbeit in den Ghettos der Schwarzen und der spanischsprachigen Bevölkerung sowie über die Pfarrerausbildung an der Lutheran School of Theology. Anschließend war sie in Milwaukee Gast von Dr. William H. Kohn, dem Präsidenten der Vereinigung Evangelisch-Lutherischer Kirchen. Von dort reiste die Delegation nach Minneapolis weiter, wo sie mit Präsident Dr. David Preus und den Mitarbeitern der Amerikanischen Lutherischen Kirche zusammentraf. Während eine Gruppe die Luther North Western Theological Seminars in St. Paul besuchte, nahmen Landesbischof Dr. Rathke und Oberkirchenrat Dr. Zeddies an der Sitzung des nordamerikanischen LWB-Nationalkomitees teil. Sie waren gebeten worden, die evangelischen Kirchen in der DDR in zwei Vorträgen vorzustellen. Dr. Rathke äußerte sich zur Beziehung zwischen Kirche und Staat, während Dr. Zeddies über die

gegenwärtige Bedeutung des Augsburger Bekenntnisses im Kontext der Kirchen in der DDR sprach. Washington war die letzte Station des Studienaufenthaltes der Delegation. Hier besuchte sie das Büro des Lutherischen Rates in den USA für Regierungsangelegenheiten. Sie wurde vom amtierenden Botschafter der DDR, Dr. Wolf-Rüdiger Siemens, empfangen. Sie stattete auch in New York dem Botschafter der DDR bei den Vereinten Nationen, Peter Florin, einen Besuch ab. Die Delegation hatte ferner Gelegenheit, mit Mitgliedern des Kongresses und Vertretern der amerikanischen Regierung zusammenzutreffen. Sie wurde vom Vizepräsidenten der USA, Walter F. Mondale, zu einem Gespräch im Weißen Haus empfangen. Mondale bekundete sein Interesse an Informationen über die Möglichkeit kirchlicher Arbeit in der DDR. Von den Vertretern des Nationalkomitees wurde dabei auch die Rolle der Kirchen hervorgehoben, die sie innerhalb der ökumenischen Bewegung auch unter schwierigen politischen Verhältnissen für die Verständigung zwischen den Völkern wahrnehmen können. Es sei die Hoffnung vieler Menschen, daß die mit der Helsinki-Erklärung eingeleitete Entwicklung bei der bevorstehenden Nachfolgekonferenz in Madrid fortgesetzt werden könne.

## Gedanken zum Predigttext

1. Kor. 1, 18–25  
(5. Sonntag nach Trinitatis)

Vers 25:  
Denn die göttliche Torheit ist weiser, als die Menschen sind und die göttliche Schwachheit ist stärker, als die Menschen sind.

(Luthertext)

Gott scheint hier gegen alle Vernunft zu handeln — und ist doch weiser als alle Menschen. Gott scheint schwach — und ist doch stärker als alle Menschen.

(Die Gute Nachricht)

Paulus hat wie kein zweiter den universalen Heilswillen Gottes verkündigt: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen (1. Timotheus 2, 4, Jahreslosung). So hat dieser Bote Jesu Christi an vielen Orten der damaligen Welt gepredigt, in der weltoffenen Hafenstadt Korinth, in der Universitätsstadt Athen, auf den Stufen des Tempels in Jerusalem, im kaiserlichen Palast in Rom, vor großen und vor kleinen Leuten. Aber es waren meist nicht die

## Das Kreuz zieht Kreise

Gebildeten, die Mächtigen und Angeesehenen, die seine Botschaft annahmen. „Es waren die ärmsten Volksschichten und die Sklaven, die von der christlichen Religion besonders angesprochen wurden, denn in der ersten Zeit war sie stärker als andere Religionen gegen den Reichtum und gegen den Wucher gerichtet.“ — Mit diesen Worten beschreibt ein Schulbuch diese Erfahrung. Paulus fand den wesentlichen Grund für den Widerspruch zwischen dem Willen Gottes und dem Willen der Menschen in der Botschaft selbst, die zu verkündigen er unterwegs war. Sein Blick war auf den gekreuzigten Christus gerichtet, jenen Mann, der — von den Frommen wegen Gotteslästerung verklagt, vom Statthalter des Kaisers aus politischen Gründen verurteilt, von seinen Anhängern fast verlassen — ans Kreuz ging. Schon hier erwies sich die göttliche Torheit weiser, als die Menschen sind, und die göttliche Schwachheit stärker, als die Menschen sind. Wider Erwarten wirkte das unverständliche Geschehen des Karfreitags weiter: Gottes Kraft rettet und führt heraus. Paulus fand das auch im Blick auf seine eigene Person, sein Auftreten und sein Predigen bestätigt. Sicher wird er alle Kräfte seines Verstandes und sein Wissen genutzt haben, um das, was er

auszurichten hatte, so verständlich wie möglich weiterzugeben. Er wird sicher auf der Höhe der Bildung seiner Zeit gewesen sein. Und doch sah er sich unter dem Zeichen des Wortes vom Kreuz: „Mein Wort und meine Botschaft wirkten nicht durch Redekunst und Gedankenreichtum, sondern weil Gottes Geist darin seine Kraft erwies. Euer Glaube sollte sich nicht auf Menschenweisheit gründen, sondern auf Gottes Macht.“ (1. Korinther 2, 4.5, Die Gute Nachricht). „Das Kreuz zieht Kreise“, so stand es kürzlich auf einem Schaukastenplakat. Die Erfahrung, daß Gottes Handeln — gegen alle Vernunft — weiser ist als das der Menschen, seine Schwäche aber stärker ist als die Kraft der Menschen, findet sich rings um die Mitte des Wortes vom Kreuz immer wieder: In der Spannung zwischen Gottes Ja, das allen Menschen gilt, und der vergleichsweise kleinen Schar, die sich in der Gemeinde sammelt; im Verkündigungsgeschehen, wo selbst eine unter Schmerzen geborene Predigt Glauben wirken kann. So bleibt klar, woher das Heil kommt: „Aus Gnade seid ihr gerettet durch den Glauben, und das nicht aus euch selbst: Gottes Gabe ist es.“ (Wochenspruch, Epheser 2,8).

Friedrich Meinhof, Heiligenstadt

## Gedanken zu einem Film

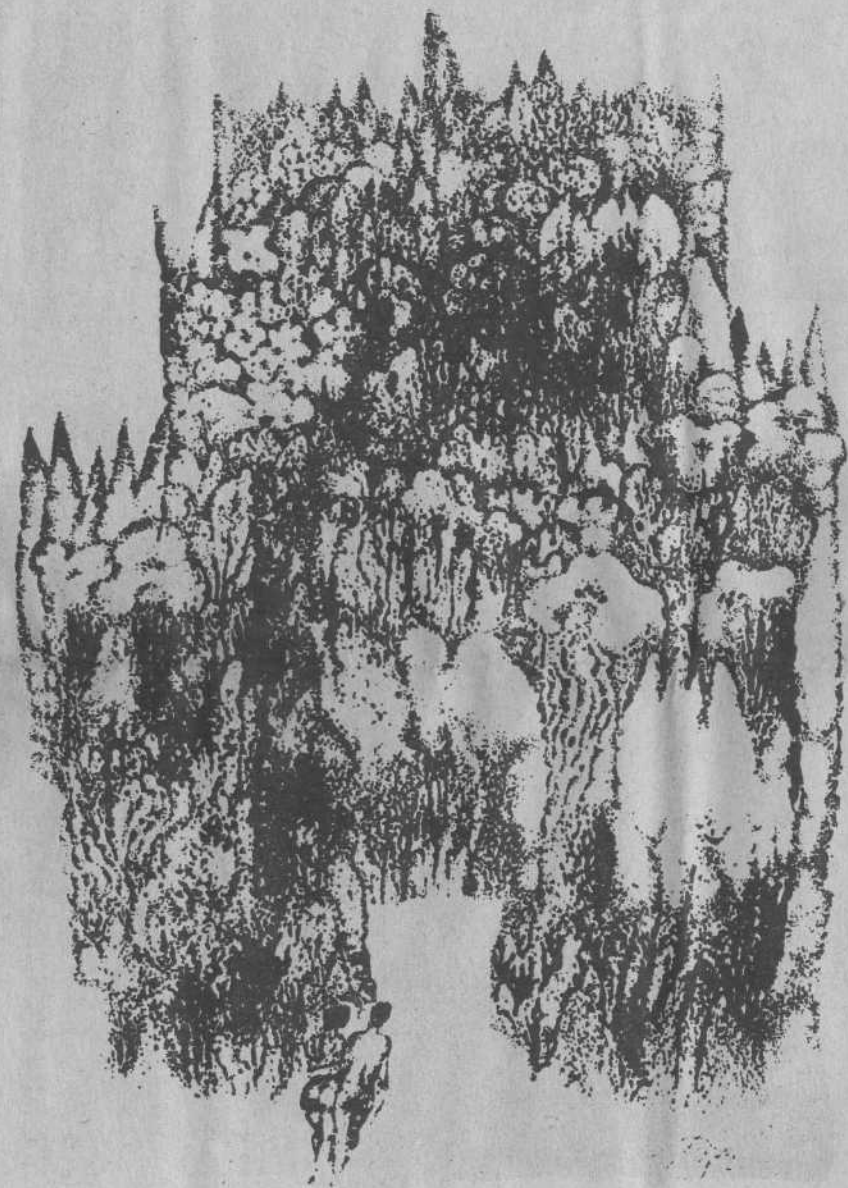
### Komödiantenemil

Der DEFA-Film „Komödiantenemil“ (Breitwand, Spieldauer: 94 Minuten, ORWO-Color, ab 16 Jahre zugelassen) führt zurück in die Jahre 1932/1933. Er spielt in der alten Reichshauptstadt mit seinen Spannungen, seinem Sexangebot und seinen sporadischen Arbeitsmöglichkeiten. Im Mittelpunkt der Handlung: Emil, der Komödiant (Gunter Sonnen-son) und Ida, des Komödianten Tänzerin (Zsuzsa Palos). Emils Devise: „Leben Ida, immer erstmal leben.“ Doch am Filmende ist Ida tot, die SA marschiert und Emil hat das Zuchthaus „studiert“.

Ein antifaschistischer Film also. Ein Film, der die Machtergreifung der Nationalsozialisten aus ungewöhnlicher Perspektive und mit ungewöhnlichen Mitteln zeigt. Die Autoren (Buch: Jo Hasler, Wera und Claus Küchenmeister) wagten den Versuch über jene unheimliche Zeit unterhaltend zu informieren. Ohne den großen moralischen Zeigefinger zu erheben, ohne auf die große Standpauke zu hauen. Statt dessen zeigen sie viele hübsche Tänzerinnen, Strip-tease, einen ausgezogenen Emil und daneben viele andere nackte Tatsachen, darunter den nackten Faschismus.

Das alles ist sicher „gewagt“. Wer prüde ist, mag sich über den Film empören. Eine Tatsache aber wird nach dem Filmbesuch wohl kaum jemand bestreiten: Nackte Gewalt, unter Uniformen oder anderen Kleidungsstücken getragen, ist für die Menschheit allezeit ganz sicher weit gefährlicher, als nackte Mädchenbeine und so weiter.

Herbert Gerhardt



Eingang zum Garten Eden von Paul Zimmermann. Werke des Grafikerhepaares Ino und Paul Zimmermann sind auf der Sommerausstellung 1980 im Predigerkloster Erfurt bis zum 23. Juli zu sehen.

## Stammhörer — Gelegenheitshörer

Ich werde angesprochen: „Entschuldigen Sie bitte, wissen Sie vielleicht, ob die Gaststätte V. heute Ruhetag hat?“ Mein Weg führt auch dahin, doch eine Etage höher, zur ehemaligen Besitzerin und zur einstigen Küchengelhilfin. Beide sind stark gehbehindert. Außerdem wohnt noch eine 80jährige Frau im Haus. Neben diesen „Stammhörern“ finden sich oft „Gelegenheitshörer“ ein. Biete ich den alten Leuten gute Musik oder ähnliches an? Nein, die letzte Tonbandaufnahme vom Gottesdienst. Das gibt es bei uns schon seit 1953. Das erste Gerät war eine Sonderanfertigung und wenig für den Transport geeignet. Die „Smaragdgeräte“ bewährten sich schon besser, doch für Frauen und Rentner, die diesen Dienst taten, waren sie eine nicht zumutbare Belastung. Jetzt sind drei

„Teslageräte“ und ein Geschenkgerät im Einsatz. Ein Fachmann vom Rundfunk, der als Urlauber in meinem Haus war, gab mir wertvolle Hinweise in rechtlicher und technischer Hinsicht.

Wie freuen sich die Alten und Kranken auf meinen wöchentlichen Besuch, wenn sie den gemeindeeigenen Gottesdienst mit dem Glockenläuten, der bekannten Stimme des Pfarrers, dem vertrauten Chor und dem Klang der beiden Orgeln hören. Selbst die einzelnen Lektoren erkennt man an der Stimme.

Ist in einer Kirche eine Tonbandaufnahme schwierig? Mit einfachen Mitteln ja, doch mit fünf Mikrofonen im Raum und einer guten Steuerung mit dem Mischpult bringt man eine deutliche Aufnahme mit, die auch ein Schwerhöriger am Lautsprecher versteht. Ist das nicht eine große finanzielle Belastung? Ich möchte Mut machen, klein zu beginnen. Mit der Erlaubnis des Pfarrers nehmen Sie die Predigt auf Tonband, um sie alten, gehbehinderten oder bettlägerigen Gemeindegliedern vorzuspielen. Ich hoffe, es wird vielen wie mir ergehen, sie kommen nicht mehr weg von diesem schönen Dienst und finden viele Stammhörer und Gelegenheitshörer. P. Gerst.

## Für junge Leser

Seid gegrüßt, junge Leute! Ein Kabarett in Belgien ließ im Programm folgende Zeilen drucken: „Zu einem Witz gehören drei Personen — eine, die ihn gut erzählt, eine, die ihn richtig versteht, und eine, die darüber lacht.“ Ganz in diesem Sinne sei es mir heute erlaubt, wieder einmal meine Kunterbunte Kirchen-Kiste zu öffnen.

**Herumgeei**  
Eine Woche nach Ostern sind in Idar-Oberstein/BRD 80 Oster-Eier amtlich vernichtet worden. Die Eier waren am Ostersonntag von Spaziergängern in einem Park gefunden und der Polizei übergeben worden. Die Ordnungshüter leiteten die Ostereier an das Fundbüro weiter. Da sich kein „Besitzer“ meldete, übergab das Fundbüro die Eier der städtischen Müllabfuhr. Vielleicht zieht der Osterhase daraus dort seine Schlußfolgerungen.  
**Vom Himmel gefallen**  
Vom Himmel fielen zwei amerikanische Pastoren mit ihrem Flugzeug über Kuba wegen Treibstoffmangel. Peinlich für sie war, daß sie zuvor 60 000 Flugblätter mit den Worten „Christus ist stärker als Marx“ abgeworfen hatten.

**Bibelworte für Popos**  
In seinem missionarischen Eifer sehr weit ging ein Papierfabrikant in Israel. Er ließ biblische Texte auf Toilettenpapier drucken.

**Moderner Daniel**  
Viel Mut bewies ein Pfarrer in Triest. Er wagte sich in einen Löwenkäfig, um dort die drei Wochen alte Adrienne Faggioni, Tochter eines Artisten, zu taufen.

**Prügel statt Segen**  
Während ein Bräutigam in der Kirche San Lorenzo in Lerida/Spain auf seine Braut wartete, erschien — begleitet von vielen Familienangehörigen — eine andere junge Frau, die ihm ein Kind entgegenhielt. Da der Bräutigam sich nicht als Vater des Kindes bekannte, kam es zu einer Schlägerei, bei der weder er noch der Priester geschont wurden.

**Töne, Tore und Tenöre**  
Einen seltenen „Sängerwettbewerb“ trugen Mitglieder des Leipziger Thomanerchors und des Dresdner Kreuzchors aus. Fußballmannschaften der beiden Kirchenchöre trafen sich in Dresden. Sieger wurden mit 4:1 Toren die Kruzianer — und das, obwohl der Thomaskantor Hans-

Joachim Rotzsch die Thomaner mit „Eigenkompositionen“ auf dem Horn kräftig angespornt hatte. Beim Rückspiel in Leipzig siegten dann die Thomaner mit 5:0 und gewannen damit den von den beiden Kantoren gestifteten Wanderpokal.

**Was die Glocke geschlagen hat...**  
...wußten die Gemeindeglieder der Gemeinde Gräfinau-Angstedt in Thüringen am Ostersonntag 1980 nicht ganz genau. Als sich ihre Blicke um 8.00 Uhr auf die Kirchturmuhre richteten, zeigte diese erst die 6. Stunde an. Die Uhr hatte man statt vorzustellen — um eine Stunde zurückgestellt.

**Eherekord**  
Der 71jährige Baptistenprediger Glynn Wolfe heiratete kürzlich in Texas/USA eine Zwanzigjährige. Es ist die 23. Ehe des rüstigen Pfarrers. Prediger Glynn Wolfe hat bereits 40 Kinder.

**Seltene Mischung**  
Im Haushaltsplan der englischen Kirchengemeinde Monaghan entdeckten Visitatoren unter den Ausgaben in ein und derselben Rubrik: 7 Pfund und 31 Pence für — Meßwein und Unkrautvertilgungsmittel.

## LESER: Anfragen · Meinungen · Äußerungen

### Der Platz im Gottesdienst

Als Kinder sind wir so erzogen worden, im Gottesdienst niemals nach vorn, in die vorderen Bankreihen zu gehen. Da saßen die Kirchenältesten usw. Die vorderen Plätze waren Ehrenplätze. So ist es uns eingeprägt worden. Ob es anderen Christen auch so geht? Ich spreche von Stadtgemeinden. In den Dorfgemeinden habe ich das ganz anders kennengelernt. Da hatten Männer, Frauen, Jugendliche ihre festen Plätze und hatten auch untereinander Kontakt im Gottesdienst.

Doch wenn ich jetzt in einen evangelischen Gottesdienst in einer Stadt komme, überfällt mich immer wieder eine große Unruhe und Traurigkeit. Hier und dort sitzt mal einer, oder gar zwei oder drei. Zumeist ist die Gemeinde so ungefähr gleichmäßig auf die verfügbaren Bankreihen verteilt, falls die Gemeinde so groß sein sollte, daß auf allen Bänken jemand sitzt. Ich habe erlebt, daß bei 30 Kirchenbänken und 25 Besuchern 22 Bänke besetzt waren.

Mich bewegt sehr, daß die Vereinsamung, in der viele Menschen in der Großstadt leben und unter der sie oft leiden, im Gottesdienst nicht aufgehoben wird. Wie kommt es, daß sich die Gemeinde nicht zusammensetzt, und daß vor allem die ersten Bänke frei bleiben? Hängt es mehr oder weniger unbewußt mit den Worten des Herrn Jesus zusammen, daß man sich bei einer Einladung zum Gastmahl nicht an die obere Tafel setzen soll, sondern unten warten soll, bis man heraufgebeten wird?

Es ist doch sehr bedrückend: kleine Gemeinden, viele leere Plätze, Abstand, Fremdheit.

Ich lernte eine Gemeinschaft kennen, die es ganz anders hält. Das werden grundsätzlich von vorn, von der ersten Reihe an, Platz für Platz besetzt, einer neben dem anderen. Da ist man eine Gemeinschaft, eine Gemeinde.

Jugendliche, die zum Gottesdienst kommen, alte Menschen aus der Einsamkeit, sie suchen die Gemeinde und Gemeinschaft. Und oft kommt aus einer Familie nur einer oder eine, die anderen sind vielleicht dem Glauben gegenüber ablehnend. Wenn man dann den jeweiligen Nachbarn noch mit einem freundlichen Gruß und Handschlag begrüßt, dann ist es noch schöner, und die Fremdheit ist überwunden.

In den Blindenkreisen bitten die Blinden bei größeren Treffen, daß der linke und rechte Nachbar seinen Namen sagt, weil man ihn nicht sehen kann. Damit ist schon eine Brücke geschlagen.

Vielleicht dienen meine Zeilen zur Anregung, die Frage in Gemeindekreisen und im Gottesdienst zu besprechen.

Ludwig Schill, Magdeburg

### Treffen in Accra

Während seines Afrikabesuchs traf Papst Johannes Paul II. in Accra (Ghana) am 10. Mai zu einem knapp einstündigen Gespräch mit dem Erzbischof von Canterbury, Robert Runcie, zusammen. In einer gemeinsamen Erklärung wurde auf die großen Möglichkeiten für die christlichen Kirchen auf dem afrikanischen Kontinent hingewiesen. Es bleibe den Kirchen nicht mehr genug Zeit, um sich alten Streitigkeiten hinzugeben.

## Kunterbunte Kirchen-Kiste



# Ferienenerlebnis Kirche

Wer in den Urlaub fährt, will sich erholen. Und wer sich erholen will, weiß, daß er dabei aktiv werden muß. Und das meint nicht nur die Wanderung, den Lauf, das Schwimmen und das sportliche Spiel. Sich aktiv erholen heißt auch, Erlebnisse aufspüren.

Gewiß werde ich eine neue Landschaft kennenlernen oder, wenn es zu bekannten Orten geht, Vertrautes wieder aufspüren. Vielleicht werde ich ein Stück Geschichte erfahren, Spuren der Vergangenheit: Burgen, Schlösser, Häuser, die von bekannten Menschen zeugen oder von bitteren Opfern von Gewalt und Unrecht. Ortsmuseen führen mich sogar in vorgeschichtliche Zeiten, berichten von Handwerk und Lebensweise der Menschen vor Ort.

Ich werde auch merken, welche Industrie heimisch ist, werde über Äcker schauen und in den Wäldern Landwirtschaft und Forstwirtschaft beobachten, auch diesem und jenem Tier und manchen Kräutern und Pflanzen begegnen, die zu Aufmerksamkeit nötigen. Meine schöne Neugier macht mich aktiv und andere auch. Viele werden ihren Fotoapparat mitnehmen, manche sogar einen Rekorder zum Aufnehmen von

Vogelstimmen und anderen Lauten. Und sicher ist auch immer die Kirche, das Kirchgebäude, ein beliebtes Motiv.

Die Kirche, die vielfach das Ortsbild beherrscht, verkündet: Hier bin ich, der Ort der Anbetung. Und dieses Kirchgebäude ist oftmals ein Kompendium, ein zusammenfassender Überblick über Geschichte und Lebensweise vergangener und oft auch gegenwärtiger Menschen des Orts. So wurde gebaut oder gemalt, und Grabsteine erzählen von vergangenem Leben in der Kirche selbst oder auf dem Kirchhof.

Manchmal muß man den Schlüssel zur Kirche holen. Das ist nicht nur lästig, es kommt dabei oft zu einer persönlichen Begegnung mit einem Bewohner des Ortes. In Ferienhäusern ist man doch meist ein wenig abgeschirmt. Denn auch dies gehört wohl zur aktiven Erholung: die Begegnung mit Ortsansässigen. Dabei wird dann von einst und jetzt geplaudert.

Ist die Kirche offen, so gibt es zu meist am Eingang eine Tafel mit Daten der Bausgeschichte. Aber vielen ist die Schlüsselsuche zu umständlich. Man wählt also für den Kirch-

besuch den Gottesdienst, oder das Orgelkonzert oder die Posaunenmusik, die angeboten wird oder ein Spiel einer Spielgemeinde.

In den Ferienorten wird so etwas immer angeboten, auch Vorträge, für die vielleicht ein besonderer Kurprediger zuständig ist, der mit und ohne Lichtbilder dies und das zu sagen hat. Oftmals hat er sie in seinem Dienst zu Hause schon einmal gezeigt. Es ist ja auch interessant, wenn einer z.B. von seinem Besuch in der Sowjetunion berichtet oder vom Schwarzen Meer. Nur möchte der Besucher vielleicht gar nicht so gern hören, daß es woanders auch schöne Kirchen und schöne Landschaften und interessante Leute gibt, er will schließlich seinen Ferienort nicht irgendwie herabgewürdigt sehen durch andere, noch interessantere Orte. So wäre es besonders schön, wenn ein Pfarrer einmal anböte, mit ihm durch den Ort zu gehen, um einiges zu entdecken, was nicht vor Augen liegt. Und viele möchten auch ein wenig nachdenken.

Auch über die Bibel, über Aktivitäten der Kirche, die im Alltagsgetriebe übersehen werden, läßt sich viel sagen. Und über den Menschen selbst, und was es eigentlich heißt, wenn von Gott und von Jesus geredet wird. Und das ist die eigentliche Sache der Kirche und die Hilfe, die

der eilige Mensch als Ferieneindruck erwartet. Da man gern in Konzerte geht und die Orgel — oder auch die Posaunen — gern hört, ist es wichtig, was an „Wort“ dabei laut wird.

Der Kundige will natürlich nur die Musik hören, ihn stört jedes Wort, ein Gebet darf schon sein, eine Lesung vielleicht auch. Aber es sind auch viele andere, die wollen zur Stille kommen bei solchem Musikan-gebot. Da könnte ein kurzes Wort einen Denkanstoß geben, und so sollte es gestaltet sein, ein Denkan- stoß, der auf einen angebotenen Vor- trag hinweist für die, die nun mehr hören wollen. Ein Denkanstoß, der auch zum Gespräch locken kann. Es ist gut, wenn solch Angebot zum Ge- spräch laut wird.

Ein Kurprediger an der Ostsee gab bekannt, wo sein Strandkorb zu fin- den sei. Es kamen Besucher, nicht die Menge, aber doch etliche, die sein Angebot gehört hatten. Und gewich- tige Auseinandersetzungen auf einem Strandspaziergang schlossen sich an. Viel eigene Erholung blieb da für den Pfarrer nicht, wohl aber befruchtende Erfahrungen für seine Arbeit zu Hause.

Wir möchten „missionarische Men- schen“ sein. Das geschieht oft viel stiller als zu Zeiten großer Evange- lisierungen. Es wäre schon ein Fe- rienerlebnis besonderer Art, wenn

BEITRÄGE  
BEITRÄGE  
BEITRÄGE  
BEITRÄGE  
ZUMMISSIONARISCHENJAHRZEHT  
ZUMMISSIONARISCHENJAHRZEHT  
ZUMMISSIONARISCHENJAHRZEHT  
BEITRÄGE  
BEITRÄGE  
BEITRÄGE  
BEITRÄGE  
BEITRÄGE  
BEITRÄGE

sich ein Mensch als von Gott gesucht und gefunden erfährt. Daraus könnte vielleicht auch eine Anregung erwachsen, die Ferienzeit zu nutzen und ständig in der Bibel zu lesen.

In größeren Ferienorten begegnet man leider selten der Ortsgemeinde. Sie ist vom Ferienbetrieb voll in An- spruch genommen. Vielfach sind es nur ältere Gemeindeglieder, die an Gottesdienst oder Vorträgen Anteil nehmen. Aber man könnte vielleicht den Mann, der den Kollektenteller am Ausgang hält, fragen, ob man ihn nicht einmal besuchen und über die Gemeinde befragen könnte. Einen Menschen kennen zu lernen, der seine Gemeinde lieb hat, das wäre doch auch ein Ferienerlebnis — und was für eins.

Eckhardt Brix

## Ökumenischer Brückenbau / Bericht von Pastor Schottstädt aus Chicago

Der Ökumenische Rat der Kirchen hat Pastor Bruno Schottstädt einen ein- jährigen Aufenthalt in den USA vermittelt. Pastor Schottstädt unterrichtet seit Anfang 1980 an theologischen Schulen in Chicago, hält Vorträge in Ge- meinden der verschiedenen Kirchen und wird als Prediger zu Gottesdien- sten eingeladen. Nach der Beendigung seines ersten Kursus sandte er fol- genden Brief an die Leser der KIRCHE:

Liebe Leser der KIRCHE, herzliche Grüße aus Chicago, der zweitgrößten Stadt in den USA, in der ich, zusammen mit meiner Frau, nun schon ein Vierteljahr lebe. Wir lieben diese Stadt und ihre Men- schen. Und wir hoffen, daß wir ge- rade von den einfachen Menschen, von den Armen und Unterdrückten, noch sehr viel lernen können. Die Bilder, die man hier von der Stadt bekommt, sind vielfältig und viel- schichtig. Wir wohnen im Universi- tätsgebiet in einem Vorort, einem rassistisch sehr gemischten Gebiet.

schon im Amt stehende Frauen und Männer. Der eine war z.B. sechs Jahre Pfarrer in Chile und mußte 1976 das Land verlassen. Ein zweiter Pfarrer kam aus Puerto Rico. Er setzt sich für die Unabhängigkeit sei- nes Landes ein und kümmert sich hier in Chicago um die vielen Puertoricaner und andere Men- schen aus Lateinamerika, die hierher gekommen sind, um ein besseres Le- ben zu haben.

Dann war da eine Frau, die in der Gewerkschaftsbewegung tätig ist. Ein schwarzer Bruder ist der lei-

auch viel über das Verhältnis von Arbeiterklasse und Kirche in der Ge- schichte gesprochen haben, hat sich ein Student dieses Thema im Blick auf seine Kirche hier in Amerika vorgenommen.

In Chicago sind theologische Schulen sehr konzentriert. Hier gibt es einen Zusammenschluß (Cluster) von neun theologischen Schulen, die alle zu verschiedenen Kirchen gehören. Und die 1120 Studenten in diesen Schulen haben ein kooperatives Bi- bliothekswesen zur Verfügung. Zweimal zwei Schulen haben Biblio- theken zusammengelegt und können sich in Kursen der jeweils anderen Schulen registrieren lassen. Die Schulen gehören zur katholischen Kirche, zum Jesuiten-Orden, den Presbyterianern, der Lutherischen Kirche, den Nord-Baptisten, der Kir- che der Brüder und den Unitariern. Da die Universität auch eine theolo- gische Fakultät hat, kann man auch dort studieren.

Das gesamte Studiensystem ist aller- dings ganz anders als bei uns zu Hause. Nach zehn Jahren Schule be- suchen die Studenten gewöhnlich ein College für drei Jahre. Dort studie- ren sie amerikanische Geschichte, eine Fremdsprache, Philosophie, Erziehung, Medizin u. a. Danach ma- chen sie ein erstes Examen, mit dem sie z.B. Lehrer sein können. Wenn sie weiter wollen, gehen sie auf eine Hochschule oder Universität — in der Regel auch für drei Jahre — und arbeiten für ein weiteres Examen. Für die Theologen heißt das, daß sie nach diesen drei Jahren — ein Jahr davon ist Praxis in einer Gemeinde — als Pfarrer ordiniert werden kön- nen. Wer dann noch weiter will, geht noch weitere zwei Jahre auf eine Hochschule oder Universität und ar- beitet für sein Doktor-Examen.

Die Studenten kommen also mit sehr unterschiedlichen Interessen und Voraussetzungen. Das aber macht den Lehrbetrieb spannend.

Nun ein paar allgemeine Erfahrun- gen und Einsichten, die wir in diesen ersten Monaten gewonnen haben. Wir haben ein wenig folgende Kir- chen kennengelernt: die Presbyterianer, die Kirche der Brüder, die Lu- therische Kirche in Amerika, es gibt noch zwei andere lutherische Kir- chen, die Methodistische Kirche, die Quäker und ein wenig die Baptisten. Wir hörten die Pfarrer Ben Chavis und Jesse Jackson, sahen Coretta King und Pfarrer Abernathy und hörten Wahlkampf-Reden von Ken- nedy, Anderson und Mondale. Und durch Gespräche im Stab unseres Kirchenbüros haben wir auch schon ein wenig von dieser Welt hier ver- standen, immer noch aber ist es ein Ausschnitt aus allem.

Was fällt auf und führt zu Fragen?

1. Das ökumenische Leben und Den- ken ist im Bewußtsein der Christen nicht so tief entwickelt. Da man die Welt mit ihren Problemen im eige- nen Lande hat — Hunger, Unterent- wicklung, Arbeitslosigkeit, alle Ras- sen und Völker —, ist man geneigt, zuerst an sich zu denken.

2. Politisch herrscht das Bewußtsein vor, daß Amerika immer noch die Welt zu führen hat. Und gerade in dem Wahlkampfjahr mit den außen- politischen Problemen im Mittleren Osten, wird alles in der Propaganda

benutzt, dieses Bewußtsein zu festi- gen.

3. Die Meinungsbildung (Radio, Fernsehen, Zeitungen) liegt in den Händen der großen Konzerne. Vieles aus der Welt wird nicht mitgeteilt und vieles nur im Sinne ihrer Inter- essen. Die Werbung für den Konsum steht überall im Vordergrund.

4. Was die antisowjetische Haltung und Propaganda angeht, so sind Kir- chen und Kirchenführer weniger an- fällig als Gemeindeglieder. In der Regel wollen die Kirchen nicht in die Zeiten des kalten Krieges zurück und sprechen sich weithin für die Ratifizierung von SALT II und die Erhaltung der Entspannungspolitik aus.

Eine große Hoffnung bilden die Frie- denskirchen (Brüderkirche, Menno- niten und Quäker). Mit ihnen wer- den wir noch viel zu tun haben. Sie gewinnen auch immer mehr Einfluß auf die traditionellen Kirchen.

5. Was Europa generell angeht, so kommt es in der Geschichte vor (von dort kommen wir Weißen) und hier und da als Geschäftspartner. Ein Be- wußtsein, daß Amerikaner mit Euro- päern Verbindung halten müssen, ist wenig entwickelt. Man kennt sich auch in Europa nicht aus (z.B. wur- den wir gefragt: „Liegt Köln in der DDR?“).

6. Immer noch herrscht so eine Art amerikanische „Civilreligion“ (Bür- gerreligion), d.h. jeder Amerikaner wird als Christ verstanden. In dieser Religion spielt das Geld eine Grund- rolle. Mit großem Eifer macht man Geld, allerdings längst nicht mehr

Gleichberechtigung. Ben Chavis hat es in einer Versammlung hier in Chi- cago gesagt: „Der Rassismus ist nicht beseitigt, er nimmt sogar wieder zu. Und schwarze Kinder werden zum Nichtstun erzogen, sie sollen die Ar- men der Gesellschaft bleiben.“

Gut ist, daß es eine wachsende Gruppe von Weißen gibt, die sich für die Rechte der Schwarzen und an- deren nicht-weißen Brüder und Schwe- stern einsetzen. Ben Chavis hat auch klar gesagt, daß Friedensarbeit im umfassenden Sinn nur vom Volk ge- tragen und finanziell unterstützt werden kann, nicht von den Konzer- nen.

Vieles kann ich von den Basisgrup- pen, die wie in Lateinamerika auch hier ein Zeichen der Hoffnung sind, erzählen. In Basisgruppen kümmert man sich um das Wohl der Armen, um ihre Zukunft, ihre Bildung und ihre Leitung. Dort gewinnt man an- scheinend langsam auch einen inne- ren Abstand zur eigenen Gesell- schaft, dort fängt man an, umfassend über Friedenserziehung zu sprechen und macht erste Kontakte mit Ge- werkschaften. Dort in den Basis- gruppen mit Spanischsprechenden, mit Menschen ohne Dokument (Ein- wanderer aus Mexiko), mit armen Schwarzen und mit Leuten der ver- schiedenen Kirchen, die bereit sind, alles Eigentum zu teilen, setzen Men- schen ihre Hoffnung auf Gemein- schaft und internationale Solidarität, beides ist ihnen wichtiger als Geld, obwohl sie letzteres natürlich zum Leben dringend brauchen. Wir ler- nen hier täglich Neues kennen, wir



Reverend Ben Chavis und Pastor Schottstädt

Hier wohnt es sich relativ ruhig, ob- wohl aus der gleich an der nächsten Ecke liegenden Feuerwehr- und Po- lizeistation jede Stunde mehrere Wa- gen mit Sirenegeheul ausfahren.

Es brennt viel in dieser Stadt. Und täglich gibt es im Fernsehen Berichte über Morde und andere Verbrechen. Im Zentrum ist die Stadt auch nicht gerade sauber. Und wenn man mit der Schnellbahn durch die verschie- denen Viertel fährt, so sieht man viele zerfallene Häuser.

Ich habe hier in Chicago mehrere Aufträge. Einmal bin ich Lehrer in Kursen theologischer Schulen, zum anderen Mitarbeiter in einem Insti- tut der Kirche in der städtischen und industriellen Gesellschaft — in dem auch meine Frau tätig ist —, und dann werde ich zu Tagungen und Gemeindeveranstaltungen verschie- dener Art eingeladen.

Mein erster Kursus mit 12 Studenten liegt hinter mir, der zweite begann Anfang April, der dritte im Juni. Immer geht es darum, den Studenten hier die Wirklichkeit des Lebens von Kirchen und Christen in der DDR und auch in anderen sozialistischen Ländern zu erläutern.

Was meinen ersten Kursus angeht, so hatte ich prächtige Studenten, z.T.

tende Jugendsekretär in PUSH (people united to save humanity), einer Nachfolgeorganisation der Be- wegung von Martin Luther King. Ein anderer Student heißt Frenz und ist der Vetter des ehemaligen luther- ischen Bischofs Helmut Frenz in Chile. Also, das war schon eine phan- tastische Zusammensetzung. Ich mußte ihnen die Stuttgarter Schuld- erklärung unserer Kirche von 1945 und das Darmstädter Wort von 1947 übersetzen und erklären, die zehn Artikel unserer Kirchen und die sieben Sätze des Weißenseer Arbeits- kreises von 1963, dazu Texte aus der Feder von Josef Hromadka und Karl Barth. Vom Leben unserer Kirchen mußte ich berichten und Stellung- nahmen des Bundes erläutern und klar machen, was es heißt, als Kirche im Sozialismus tätig zu sein. Gott sei Dank hatte ich fünf in englisch aus- gearbeitete Texte von Arbeitsgrup- pen der Gossner-Mission und des OMZ bei mir, so daß ich auch Mate- rial verteilen konnte.

Das Entscheidende in den theolo- gischen Schulen hier ist das theologi- sche Gespräch, durch das die Studen- ten in neuen Themenbereichen ange- leitet werden. So hat z.B. einer der Studenten eine sehr gute Arbeit über Hromadka geschrieben. Und da wir



Pastor Schottstädt mit Studenten in einer Pause

bei Gemeindegliedern, sondern bei industriellen Unternehmen. Gott aber segnet das alles. Und wer kein Geld hat, der hat eben selber Schuld daran. Ich habe allerdings, und das war neu für mich, in einer Tagung eine große Gruppe von Marxisten kennengelernt, meistens Wissen- schaftler und Gewerkschaftsführer. Diese setzen nicht mehr zuerst auf Geld.

7. Was die Schwarzen betrifft, so kämpfen sie weiterhin um ihre

lernen neu die Bibel zu lesen und auch Gott zu danken für alles, was er unseren Kirchen im Lande hat zuteil werden lassen. Und in vielem, das möchte ich nicht hochmütig sagen, sind wir weiter als Kirchen hier.

Wir hoffen, daß wir in Bescheiden- heit an der Brückenbildung zwischen unseren Kirchen und Völkern weiter mitarbeiten können. In diesem Sinne grüßt

Bruno Schottstädt



# Kirche zwischen gestern und morgen / 750 Jahre Neuenhagen

In diesem Jahr begeht Neuenhagen bei Berlin seine 750-Jahrfeier. Neuenhagen wurde als Ort an der Verbindungsstraße zwischen Köpenick, einer alten slawischen Burg, die den Dahme-Spree-Übergang schützte, und Altlandsberg, das seinerseits eine Schutzfunktion für einen Handelsweg zur Oder hatte, gegründet.

Die alte Dorfkirche von Neuenhagen reicht bis in die Anfänge der Gründung des Ortes zurück. Sie ist in der Mitte des 13. Jahrhunderts aus Feldsteinen im frühgotischen Stil, vermutlich von den Zisterziensern erbaut worden. Die Geschichte hat an diesem Gebäude viele Spuren hinterlassen. Die Stärke der Mauern und auch die ursprüngliche Form der Fenster läßt darauf schließen, daß es sich um eine alte Wehrkirche handelt. Der Rückzug der Hussiten 1432, eine Feuersbrunst 1521, der Einfall der Franzosen 1806 und andere Ereignisse haben folgenreiche Auswirkungen auf das Gebäude gehabt.

Ursprünglich bildete die alte Dorfkirche von Neuenhagen den Mittelpunkt des Ortes. Doch Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts wuchs die Einwohnerzahl stark an. Das war auf eine zunehmende Siedlungstätigkeit zurückzuführen. 1900 gab es 1367 Einwohner, 1875 548 Einwohner, 1924 4657 Einwohner, 1937 11200 Einwohner. Dieser Entwicklung versuchte man zunächst durch eine Erweiterung der alten Dorfkirche im Jahr 1898 zu begegnen, wodurch man die Zahl der Plätze auf etwa 350 verdoppeln konnte.

Doch auch dieser Erweiterungsbau konnte dem sprunghaften Anstieg der Einwohnerzahl nicht begegnen. Das alte Bauerndorf hatte sich zu einer Gartenstadt entwickelt. Die neuen Siedlungen bestanden aus kleinen Gartengrundstücken, meist mit Ein- oder Zweifamilienhäusern. Die Zugewanderten hatten zum großen Teil ihren Arbeitsplatz in Berlin, das durch die Bahn günstig zu erreichen war.

Frauenhilfsgruppe aus Neuenhagen in Oberbärenburg



Die Neusiedlungen führten sehr verschiedene Menschen zusammen, deren Kontakt zur Kirche auch sehr unterschiedlich gewachsen war. Für manche war es vielleicht die Gelegenheit, um sich von der Kirche loszusagen.

Für die Kirche, die an die nördliche Peripherie des Ortes geraten war, galt es Kontakt mit den Neuen herzustellen, Besuchsdienste zu organisieren, einzuladen. Da die Entfernung zur abgelegenen Kirche sehr groß war und es an geeigneten Räumlichkeiten für größere Veranstaltungen mangelte, entstanden erste Hauskreise, wie z. B. in der Siedlung Birkenstein. Der Plan für den Bau eines zentralen Gemeindezentrums war 1939 fertiggestellt, konnte aber durch den zweiten Weltkrieg nicht mehr realisiert werden.

Ein weiteres Zeugnis des Alters der Kirche ist die große Bronzeglocke, die ebenfalls aus dem 13. Jahrhundert stammt. Sie trägt die Inschrift: „Ave Maria gratia plena dominus tecum“. Diese Inschrift erscheint an der Glocke in Spiegelschrift. Vermutlich scheint die Glocke ebenfalls von Zisterziensermönchen von Kloster Zinna zu stammen. Sie hat beide Weltkriege wegen ihren hohen Alters überlebt, während die beiden anderen Glocken, die bereits 1715 erwähnt wurden, 1917 abgeliefert werden mußten zur Metallgewinnung für den ersten Weltkrieg. 1927 fand eine feierliche Glockenweihe von zwei neuen Glocken statt, die aber bereits 1940 wieder verstummt, auch diese wurden Opfer des zweiten Weltkrieges. Seitdem ruft die alte Glocke wieder allein. Die alte Kirche mit ihrer alten Glocke zeugt von einer über 700 Jahre alten Tradition einer christlichen Gemeinde in Neuenhagen.

Was hat die Kirche in dieser langen Zeitepoche bewirkt? Was hat sie an diesem Ort getan? Beim Umbau der Kirche 1898 fand man an der Wand, an der heute die Kanzel steht, die Worte: „Beati sunt qui audiunt ver-

bum“ (Selig sind, die das Wort hören). Dies war und ist der zentrale Auftrag der Kirche zu allen Zeiten: Sie verkündet das Evangelium in der Auseinandersetzung mit der jeweiligen Zeit, es wird neu aktualisiert. Sie hat den Auftrag, mit dem „Wort“ herauszufordern, wachzurütteln, Lebens- und Sterbehilfe zu geben, zu trösten und aufzurichten. In den im Pfarrarchiv hinterlegten Berichten wird über manche Verantwortungsbereiche wie über Schulaufsicht, die Arbeit in der Schwedterstation, über die Errichtung einer Kleinstkinderschule (1911), über Nothilfe in verschiedenen Situationen, über Amtshandlungen und Arbeit an Trauernden u. a. Auskunft gegeben. Vieles ist zwischen den Zeilen der Berichte zu entnehmen, vieles ist nicht niedergeschrieben, da es selbstverständlich war. Mancher Verantwortungsbereich, wie die Oberaufsicht über die Schule oder die Krankenpflege, Säuglingsfürsorge, Kleinstkinderbetreuung u. a. werden heute von gesellschaftlichen Einrichtungen wahrgenommen. In manchem Fall Wegbereiter. Die Entwicklung in Kirche und Gesellschaft ermöglicht es, daß sich die Kirche heute wieder stärker auf ihren spezifischen Auftrag besinnen kann.

Das äußere Erscheinungsbild, daß das Gebäude Kirche in Neuenhagen an die Peripherie des Ortes gedrängt wurde, macht symbolhaft die Stellung der Kirche in der heutigen Gesellschaft deutlich. Wir brauchen allgemein, bis auf einige Ausnahmen, nicht mehr unter Platzmangel in der



Kirche in Neuenhagen bei Berlin

Kirche zu klagen, wie das noch vor 40 Jahren der Fall war. Welche Funktion hat die Kirche heute, 1980? Sie hat die Aufgabe, mit dem Wort des Evangeliums Menschen wachzurütteln, aus Trägheit und Gleichgültigkeit. Sie soll trösten und aufrichten, sie muß Samariterdienst tun, Lückenbüsser sein, auch für Außen-seiter dasein.

Die Kirchengemeinde Neuenhagen kann dankbar auf die vergangenen Jahrhunderte zurückblicken und sie darf sich zum Dienst in dieser Welt und zum Zeugnis vor der Welt neu rufen lassen.

D. Linke

## Gebet

Herr, du bist auferstanden, Herr, du bist wahrhaftig auferstanden. Wir sind froh und glücklich, daß du den Tod besiegt hast. Herr, wir danken dir für die Zusage, daß du auch uns vom Tod auferwecken willst.

Herr, trotz dieser Zusage versetzt uns jede neue Todesnachricht in schweigendes Erschrecken. Wir haben auch Angst vor dem eigenen Tod. Herr, es ist so leicht, im Gottesdienst ins Osterlob einzustimmen. Aber wenn es dann im Alltag ernst wird, beschleichen uns Trauer und Schmerz.

Herr, hilf uns. Nimm von uns alle Angst. Führe uns aus Trauer und Schmerz in Freude und Hoffnung, bis wir sehen werden, was wir jetzt glauben. Amen.

Günther Grigoleit

## Geburtstagsausflug in den Winter

Ist es Ihnen auch schon einmal passiert, daß Sie mitten im Frühling vom Winter überrascht wurden? Am 17. April, einem sonnenreichen und warmen Tag fuhren wir mit einer Gruppe des Frauenkreises Neuenhagen bei Berlin mit dem Bus nach Oberbärenburg (Erzgebirge). Wir wurden im „Haus Waldhof“ von den beiden Schwestern empfangen. An diesem ersten Tag konnten wir schon die nähere Umgebung erkunden, aber auch auf der noch nicht grünen Wiese in vollen Zügen die warmen Sonnenstrahlen des Frühlings aufnehmen. So manches Lied, das an diesem Tage gesungen wurde, drückte große Zufriedenheit aus. Hier, in einem Haus der Inneren Mission und des Hilfswerks von Berlin-Brandenburg wollten wir 12 Tage einer Rentnerrüste erleben. Jeder war hierher gekommen, bereit, aufeinander zuzugehen. Menschen, die zum großen Teil allein leben, erfahren eine Gemeinschaft auf Zeit als ein besonderes Geschenk. Es wurde viel gesungen und viel gelacht. So mancher hat es wieder erfahren, daß Lachen und herzliche Freude befreiend wirken können. Wertvoll war der Erfahrungsaustausch an den Vormittagen, wo wir uns mit Texten aus dem 2. Korintherbrief auseinandergesetzt haben.

Eine große Überraschung war es, als wir aber bald ein wahres Schauspiel der Natur erlebten. Zwei Tage lang fiel ununterbrochen Schnee, der sich vor den Häusern türmte, sämtliche Wege zu schmalen Trampelpfaden zwischen meterhohen Schneewänden werden ließ, und dies mitten im Frühling. Es war schön, daß wir nun einmal aus der Sicht eines Urlaubers dieses Schauspiel verfolgen konnten. Jeder schneebedeckte Ast, jeder Baum, jeder Strauch war ein Kunstwerk der Natur geworden. Welch ein Erlebnis waren dann die gemeinsamen Wanderungen. Mit Stöcken ausgerüstet entdeckten wir den Winterwald, beratschlagten über Wildspuren, lachten und sangen.

Diese gemeinsamen Tage waren ein großes Geburtstagsereignis. Wir als Frauenkreis in Neuenhagen feiern in diesem Jahr das 75jährige Bestehen der 1905 gegründeten „Frauenhilfe“. Dies war der Auftakt unseres gemeinsamen Feierns. Wir danken den Schwestern im „Waldhof“ für alle Liebe und Fürsorge. Wir danken Gott, daß es solche Häuser und Orte der Stille und Fröhlichkeit gibt. Wir danken, daß wir diese Tage erleben konnten.

D. Linke

## Hinweise

Di, 1. Juli, 19.30 Uhr, Samariterkirche, 1035 Berlin, Samariterstr., Orgelbesper. Orgel: Ingeborg Benndorf.

Do, 3. Juli, 19.30 Uhr, Ev. Kirche Baum-schulenweg, Orgelmusik. Wolfgang Tretsch spielt Werke von Bruhns, Bach, Gardonyi und Eben.

Sbd, 5. Juli, 17.30 Uhr, Erlöserkirche, 1134 Berlin, Nöldnerstr. 43, Abendmusik. Annerose Dube (Sopran) und H.-J. Iskraut (Orgel) spielen Werke von Bach-Bornefeld, H. G. Gömer, H.-J. Iskraut, A. Muntzschick und A. Schoendlinger.

So, 6. Juli, 16.30 Uhr, St. Hedwigs-Kathedrale Berlin, Orgelbesper. KMD Friedrich Meinel spielt Werke von Jean François Dandrieu, Cesar Franck und Louis Vierne.

## Freie Stelle

Das Feierabendheim „Dorotheahaus“ in Berlin-Niederschönhausen sucht für die Betreuung von 72 Heimbewohnern eine Krankenschwester oder pflegerische Hilfskraft, eine Küchenarbeiterin und eine Stationshilfe. Ein Zimmer kann eventuell zur Verfügung gestellt werden. Bewerbungen an die Heimleitung des Feierabendheimes „Dorotheahaus“, 1110 Berlin-Niederschönhausen, Straße 98, Nr. 1-5, Telefon: 4 82 91 12.

## Für Hörbehinderte

Gottesdienste für Hörbehinderte jeden 3. Sonntag im Monat um 15 Uhr im Gemeindeheim Bartholomäus, Höchste Str. 20.

Bibelstunden jeden 1. Freitag im Monat um 15 Uhr, Schönhauser Allee 141, Durchgang links.

## Kirchliche Rundfunksendungen

Stimme der DDR: Sonabend, 26. Juli, 7.45 bis 8 Uhr „Berichte aus dem kirchlichen Leben“

Radio DDR I: Sonntag, 6. Juli, 7.30 Uhr Evangelischer Rundfunkgottesdienst Propst Friedrich-Carl Eichenberg (Stendal) Kirchenchor zu Frankenberg Kantor Fritz Richter

Herausgeber: Evangelische Kirchenleitung Berlin-Brandenburg. Lizenzträger: Bischof D. Albrecht Schönherr. Chefredakteur: P. Gerhard Johann. Redakteurin: Margarete Orphal. Redaktion und Verlag: 1020 Berlin, Sophienstraße 3, Fernruf 2 82 30 97. - Veröffentlicht unter der Lizenznummer 425 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. - Druck: (36a) Union Druckerei (VOB), 1080 Berlin. - Monatlich: Berliner Ausgabe (32 205) 0,65 Mark; Allgemeine Ausgabe (32 206), Göttinger Ausgabe (32 207) und Greifswalder Ausgabe (32 208), Magdeburger Ausgabe (32 254), 0,85 Mark. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte. Ausgabe Berlin AN (EDV) 501 408 Ausgabe Allgemeine AN (EDV) 501 109 Ausgabe Götting AN (EDV) 501 205 Ausgabe Greifswald AN (EDV) 501 301 Ausgabe Magdeburg AN (EDV) 507 404

## Berliner Gottesdienste am 6. Juli 1980

A = Hlg Abendmahl, Gd = Gottesdienst, Gdh = Gemeindehaus, W = Wochenschluß-Gd, Kgd = Kindergottesdienst.

FRIEDRICHSHAIN. - St. Andreas/St. Markus: Wilinski 9.30 A. Auferstehung: Meißner 10 A. Gallia: Cyrus 10 A. Lazarus: Stein 9.30. Offenbarung: Beichte 8.30, von Essen 9 A. Pfingst: Kubbutat 9.30 A. Samariter: Laudien 10. Verheißung, Kapelle: Falk 10. Zwingli: Schöning 10 A. Stralau: Klein 10 A.

LICHTENBERG. - Blesdorf-Nord: Groß 9.30 A. Blesdorf-Süd: Wichmann 10 A. Griesinger-Krankenhaus: Daniel 9 A. Friedrichsfelde, Kirche: Gd 9.30. Archenholdstr.: Gd 9.30. Karlshorst, Kirche: Gd 9.30. Kaulsdorf, Hirschschulstr.: Petschelt 9 A. Kirche, Dorfstr.: Petschelt 10.30 A. Sadowastr.: Brünig 10 A. Barmberzigkeit: Remol 9.30 A. Erlöserkirche: 5. 7. Langhammer 17.30 W, 6. 7. Langhammer 10 A. Gemeindehaus, Hön. Wiesenweg: Langhammer 8.30 A. Glaubenskirche: 5. 7. Pokrandt 18 W, 6. 7. Schmidt 10 A. Pfarrkirche: Pokrandt 10 Fam.-Gd. Mahlsdorf, Pfarrkirche: Gastmann 9 A. Kreuzkirche: Nier 9.30 A. Fiednerheim: Gastmann 10.15 A. Hönow: Harnisch 11. Marzahn: Tietsch 9.30 A.

STADT I. - Advent: Holländer 10 und 18. Bartholomäus: Karpinski 10 A. Dom: Schneider 10 A. Friedrichs-

werder: Günther 10 A. Georgen-Parochial: Müller-Zetzse 9.30 Konfirmation. Immanuel: Gartenschläger 10. Marlen: Schönherr 10.30. Petri-Luisenstadt: Boß 10. Zachäus: 2. 7. Wesenberg 18 Schulschluß-Gd, 6. 7. Wesenberg 10 A.

STADT III. - Elias: Pahnke 9.30. St. Elisabeth: Gd 10. St. Elisabeth-Stift: 5. 7. Zywiets 16 W, 6. 7. Schwarz 10. Gethsemane: Hünerbein 10 A. Gnaden: Ch. Petzold 10 A. Golgatha: Gd 10. Paul-Gerhardt: 5. 7. Radtke 16 W, 6. 7. Schrem 9.30 A. Segen: Schmidt 9.30. Sophien: Hildebrandt 10 A. St. Philippus-Apostel: Gd 10. Zion: Riefel 10.

OBERSPRE. - Adlershof: Müller 10 A. Altglenicke, Kirche: Brinkel 9. Gdh: Brinkel 10.30. Baumschulenweg: Gd 10 mit Chormusik. Bohnsdorf, Gdh: Schulze 9. Friedrichshagen, Kirche: Hansche 9.30 A. Schwesternfelereabendheim, Erpestr. 8: Kunert 9.30. Grünau, Gdh: Gd 10. Johannisthal: Iskraut 10. Köpenick, Stadtkirche: Brix 10 BA. Martin-Luther-Kap.: Meerwald 10 BA. Nikolai-Kap.: Klotz 10 BA. Kirchsaal: Kautzsch 10. Müggelheim: Rogge 10. Niederschönwende: Elliger 10 A. Oberschönwende: Seimert 10. Treptow: 2. 7. Orgelmusik 20. 6. 7. Sehmisdorf 10 A. Rahnsdorf, Wichernheim: Gd 9.15. Wilhelmshagen, Kirche: Gd 10.30. Schmückwitz: Gd 10.

WEISSENSEE. - Weißensee, Pfarrkirche: Passauer 8, Amme 9.30 A. Bethanien-Gdh: Passauer 9.30 A. Kreuz-Kap.: Springer 9.30 A. Stephanus-Stiftung: Manz 9.30. Hohenschönhausen, Berliner Str. 102: Wegener 10 A. Taborkirche (Hauptstr.): Ismer 10 A. Philippus-Kap.: Gd 10. Malchow: Gd 9.30 A. Wartenberg: Gd 11 A.

PANKOW. - Blankenburg: Gd 9.30. Blankenfelde: Reihner 10. Buch: von Heidenfeld 10. Buchholz: Storck 10. Heinersdorf: Gd 10. Karow: Hermis-

son 10. Niederschönhausen: Rosenau 10 A. Nordend: Kopp 10. Alt-Pankow: Baron 10 A. Hofnung: Gd 10. Martin-Luther: Krättschell 10 A. Rosenthal: Reihner 9. Wilhelmshagen: Gd 10. Schildow: Gd 9.30.

WEITERE EV. GOTTESDIENSTE. - Altiuth. Kirchengemeinde, 1020 Berlin, Annenstr. 53: Schubach 9.30. Strausberg: Schubach 14. Ev. Brüdergemeine, Gdh der St. Bartholomäuskirche, 1017 Berlin, Höchste Str. 20: Gd 14.30.

REFORMIERTE GEMEINDEN. - Französischer Dom: Beltz 10. Dorotheahaus: Welge 10. Köpenick, Schloßkirche: 6. 7. Gd 9.30. Abendandacht 17.30, 9. 7. Abendandacht 17.

GEHÖRLOSENGEMEINDE. - 1020 Berlin, Waisenstr. 28: Reichhenke 9.30.

BERLINER STADTMISSION. - Alt-Blesdorf 63: Schekatz 19.30. Archenholdstr. 25: Schekatz 16.30. Berliner Str. 44: Steffens 10. Bölschestr. 132: Koloska 19. Corinthstr. 53: Gd 18. Faischlenstr. 1: Steffens 8.30. Frankfurt Allee 98: Meyer 10. Freiheit 12: Koloska 17. Isingstr. 5/6: Freyer 10. Kastanienallee 22: Meyer 17.30. Malldorf Str. 4/5: Büßer 9. Franzlauer Promenade 11: Wichmann 10. Streustr. 121: Wichmann 18.30. Werneuchener Str. 2: Büßer 10.30.

GOTTESDIENSTE DER LANDESKIRCHLICHEN GEMEINSCHAFTEN. - Schönhauser Allee 134a: Gd 19.30. Neue Bahnhofstraße 4: So: Gd 17.30. Hohenschönhausen, Berliner Straße Nr. 102: Gd 17. Niederschönhausen, Marthastraße 22: So: 19.30. Pradelstraße, Gemeindesaal, Lutherhaus: Do: 14.30. Schreinerstraße 60: So: 9.30. Wilhelmshagen, Gemeindesaal, Lutherhaus: Mi: 19.30. Mahlsdorf, Hönower Straße Nr. 10: So: 19.30. Ev.-Kirchliche Gemeinschaft, 1054 Berlin, Schwedter Straße 253 a: So: 17. Do: 19.30.

## KLEINE MELDUNGEN

In der Lutherstadt Wittenberg fand vom 26. bis 29. Mai die 4. internationale Fachkonferenz für Praktische Theologie statt. Sie wurde von der Sektion Theologie der Martin-Luther-Universität in Halle-Wittenberg veranstaltet und stand unter dem Thema „Praktisch-theologische Aspekte der Confessio Augustana“. Teilnehmer waren neben den Fachvertretern aus der DDR Gäste aus Ungarn, Polen, der CSSR, Finnland, Schweden, Holland, der BRD und Westberlin.

Die theologische Ehrendoktorwürde wurde dem Bischof der Evangelischen Landeskirche Greifswald, Horst Gienke, von der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald verliehen. Die Ehrenpromotion nahm der Rektor der Universität, Professor Dr. Dieter Birnbaum in Anwesenheit von Gästen aus Kirche und Öffentlichkeit, darunter der Vorsitzende der Konferenz der Kirchenleitungen, Bischof D. Albrecht Schönherr, und der Staatssekretär für Kirchenfragen, Klaus Gysi, am 28. Mai vor.

## Einladung zum Jugendgottesdienst

Vom 11. bis 13. Juli ist wieder Sachsenring-Rennen in Hohenstein-Ernstthal. Ganz in der Nähe der Rennstrecke steht die St. Christophori-Kirche. Wie in jedem Jahr halten wir dort am Sonntag, 12. Juli, 17.30 Uhr, unseren Jugendgottesdienst. Gottfried Schreiter und Band aus Dresden werden mit dabei sein.



## Ich bin für Vorträge

Sie werden es mir kaum glauben. Ich bin da sicher ein bißchen altmodisch. Doch alte Mode soll heute modern sein. Also, kurz und gut: Ich bin für Vorträge. Nicht gerade für lange Vorträge geschwätziger Leute. Ich habe da meine eigenen Vorstellungen: Ein abgerundetes Thema (süditalienische Vulkane, eine Pamir-Expedition und so, leicht zu verstehen), gute Illustrationen, eine knappe halbe Stunde, das ist etwas für mich.

Vielleicht haben sie diese schöne Erfindung in der Dresdner Kunstausstellung auch gesehen, die Bla-Bla-Schreibmaschine für das hochmoderne Idiom des Blablablino? Das ist etwas für Sitzungen, zum Nachschreiben, für Diskussionsrunden, die in anderthalbstündiger Frist den vernünftigsten Ansatz kleingeredet haben. Ich bin nicht für Sitzungen. Gott hat mich zum Anhören von Kleinvorträgen geschaffen. Das ist es. Ich sitze oben lange auf dem gleichen Platz, ob es sich nun vor dem Fernseher oder in kleinen oder riesigen Räumen abspielt. Ich bin ein unruhiger Typ.

Aber neulich habe ich eine kurze Sitzung erlebt. Kaum zu glauben. Gesamtdauer zwanzig Minuten. Man ging ebenso frisch, wie man gekommen war, etwas Appetit auf Mehr im Mund. Doch eine Diskussion erschienen den Veranstaltern unerwünscht. So gingen die Fragen mit mir spazieren. Übrigens traf ich einen Kollegen, der dabei gewesen ist, etwa zwei Wochen später. So kam es doch noch zu einem Austausch. In dem einen Punkt trafen wir uns: Diesem Vortrag war nichts hinzuzufügen. Er stand. Kurz, kernig, rund. So etwas liebt mein Kollege, wenn ich ihn hier einmal zitieren darf. Ich übrigens auch.

Leider mußten wir sofort wieder auf unsere Plätze. Wir hatten uns auf einer Tagung getroffen. Im Gegensatz zu Sitzung, was von „sitzen“ abzuleiten ist, muß man Tagung von „Tag“ ableiten. Das ist eine Verniedlichung. Tagungen dauern oft wochenlang und müßten daher eigentlich Wochungen heißen. Wir trafen uns in einer für längere Tagungen so charakteristischen Kurzpause zwischen Sitzungsblöcken. Durch Sondersitzungen pflegen die ursprünglich ganz angenehm und schonend anberaumten Pausen vom zweiten Wochungstag ab allmählich zu einem Minimum zusammenzuschrumpfen.

Da wir uns am vierten Tag der Sitzungsperiode trafen, war unsere Pause auf dem Knäppe-Rekord von vier Minuten angekommen. Das zwang uns zum Telegrammstil. (Daß Sitzungen zu Wort-Neubildungen anregen, ist zu merken.) Hier herrscht ein Reziprozitätsgesetz: Mit der Dauer des Vortrags oder der Sitzung nehmen die Pausen und die Effektivität ständig ab. Um es kurz zu machen: Ich bin für knappe Vorträge. Ich würde sogar meinen, jeder gute Vortrag habe eine Schonzeit von zwei Tagen Bedenkzeit nötig, ehe die Diskussion beginnt. Denn eine solche vermag er nicht anzuregen, wenn man ihn vorzeitig zerschlächtet. Aber sei's drum. Mir würde es schon genügen, wenn dem guten Vortrag die Gnade geschähe (da heute jeder vom Seelsorger fordert), daß ihn die Zuhörer auch anhören, wie man eine Symphonie anhört und ausklingen läßt ihm eigenen Ohr, aber nicht zerredet. Ich bin auch für die Hör-Kultur.

Übrigens fragte mich jemand nach dieser mehrtägigen Tagung (abscheuliche Wendung), welchen Gewinn... Meiner Frau sage ich das ganz ehrlich: Eva, sage ich, ich habe wieder mal gesessen. Doch dem Frager antwortete ich als guter Christ — als solcher sage man die Wahrheit stets in Liebe verpackt — „Na ja.“ Sehen Sie, wie geschickt man sich über das Nichts äußern kann.

Ich bin also für Vorträge, knapp und gut vorbereitet. Nicht so aus dem Hemdsärmel geschüttelt oder aus einem Lesebuch von annodazumal kopiert. Wo man den zwanzig Minuten die Monate anmerkt, die der Vortragende benötigt hat, ehe er diese zwanzig Minuten füllen konnte. Wo man sich in guter Gesellschaft fühlt, weil da einer redet, der nachdenken kann und auch wollte. Das sind heutzutage seltene Vögel. Die meisten schreiben's ab oder „lassen sich's schenken“. (Bloß: Was war da eigentlich „geschenkt“ außer dem Denken und der Vorbereitungszeit?) Diskussionsbeiträge sind gegen gute Vorträge ein Kinderspiel. Was andere gesagt haben, nach allen Regeln der Kunst zerpfücken, das kann so-

# Die Kirche

## EVANGELISCHE WOCHENZEITUNG

Jahrgang 35 / Nr. 26

Berlin, 4. Sonntag nach Trinitatis, 29. Juni 1980

Berliner Ausgabe 32 205



### Psalmen in heutigem Deutsch

Evangelische und katholische Theologen haben die Übersetzung der alttestamentlichen Psalmen aus dem Hebräischen in heutiges Deutsch abgeschlossen und veröffentlicht. Die bei der Bibelstiftung in Stuttgart erschienene 284seitige Erstauflage von 60 000 Exemplaren ist Teil der neuen Bibelübersetzung „Die Gute Nachricht“ und wird von den Bibelgesellschaften und Bibelwerken im deutschsprachigen Gebiet herausgegeben.

Die Neufassung verzichtet nach Angaben der Herausgeber bewußt auf eine feierlich überhöhte Sprache. Um der Verständlichkeit willen sind viele bildliche Ausdrücke der Psalmsprache nicht immer wörtlich, sondern oft durch Bilder oder Wendungen wiedergegeben, die dem heutigen Leser näher liegen.

Gott ist die Liebe. Und gibt es ein größeres Glück als lieben und geliebt werden? Gott ist Glück, weil Er Liebe ist. Aber Er ist das unendliche Glück der unendlichen Liebe. Alles Leben ist hervorgekeimt aus dieser Liebe. Alle Dinge sind durch die Liebe geschaffen und sind daher Liebe. Gott würde nicht ein einziges Ding geschaffen haben, wenn Er es haßte, wie es im Buch der Weisheit heißt (11, 24—25), und die bloße Tatsache, daß Er ein Ding bewahrt, ist der Beweis, daß Er es liebt. So ist die Existenz aller Dinge ein Beweis für Seine Liebe, ist ein Liebeskuß Gottes.

Ernesto Cardenal  
Foto: Steffen

## Weiterarbeit der Vorbereitungsgruppe

Ihre fünfte Sitzung hielt die Gemeinsame Vorbereitungsgruppe zur Weiterarbeit an den Eisenacher Empfehlungen für eine „Vereinigte Evangelische Kirche“ in der DDR, der Vertreter der drei kirchlichen Zusammenschlüsse (Kirchenbund, Evangelische Kirche der Union — Bereich DDR — und Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche in der DDR) sowie deren Gliedkirchen angehören. Sie wertete die seit der Märzsession eingegangenen Stellungnahmen der gliedkirchlichen Synoden, der Synode der EKV — Bereich DDR — sowie der Kirchenleitung der mecklen-

burgischen Landeskirche zu dem Eisenacher Papier aus. In den Voten war wiederholt die Bereitschaft ausgesprochen worden, an dem Ziel einer Vereinigten Evangelischen Kirche festzuhalten. Die Gemeinsame Vorbereitungsgruppe hatte nun zu prüfen, wie der Erwartung Rechnung getragen werden kann, daß spätestens bis zum Jahresende eine Beschreibung des Prozesses der Zusammenfassung gesamtkirchlicher Arbeit in einer verbindlicheren Gemeinschaft vorliegt.

Die Gemeinsame Vorbereitungs-

gruppe begann die Arbeit an einem Stufenplan, der Gegenstand der Willensbildung und Beschlußfassung in den zuständigen Synoden werden kann. Sie führte die Aussprache zur Formulierung der Bekenntnisgrundlagen weiter. Ferner wurde darüber beraten, wie auf gesamtkirchlicher Ebene die Synodenarbeit fortgeführt werden kann. Den Untergruppen wurde die Ausarbeitung von Vorschlägen übertragen, die der nächsten Vollsession der Vorbereitungsgruppe am 9. September vorgelegt werden sollen.

## Diakonie — Fachverbandstagung

Der „Fachverband Evangelischer Orthopädischer Einrichtungen zur Rehabilitation Behinderter in der DDR“ beim Diakonischen Werk hielt Mitte Mai im Marienstift Arnstadt seine Jahrestagung 1980. Neben der Information über die vergangenen 75 Jahre der Arbeit des Marienstiftes Arnstadt standen zwei Hauptthemen zur Verhandlung: Vorbereitung des „Jahrs der Geschädigten 1981“ und „Moderne Verfahren der gelenkplastischen Operationen“. Der Vorsit-

zende des Verbandes, Kirchenrat Heinrich Behr (Arnstadt), konnte im Namen des Marienstiftes etwa 95 Teilnehmer der Fachtagung begrüßen. Zu dem Verband gehören zehn orthopädische Einrichtungen der Diakonie in der DDR und fünf Landesverbände, die Körperbehinderte in besonderer Weise betreuen.

Weit mehr als die Hälfte der Teilnehmer waren Ärzte und medizinische Fachkräfte. Weiter gehörten Pfarrer, Fürsorgerinnen, Heimleiter, Verwaltungsleiter, Diakone und zwei Vertreter der Caritas zu den Teilnehmern. Obermedizinalrat Dozent Dr. Uibe, Direktor der Städtischen Klinik für Orthopädie und Rehabilitation „Dr. Georg Sacke“ in Leipzig und Vorsitzender der Gesellschaft für Rehabilitation in der DDR, hielt ein Referat über die gesellschaftlichen und staatlichen Vorbereitungen zum „Jahr der Geschädigten 1981“. Pfarrer Schneider (Berlin) vom Diakonischen Werk berichtete über die Vorbereitungen beim Diakonischen Werk, die aus Anlaß dieses Jahres getroffen werden. Das medizinische Thema über gelenkplastische Operationen wurde von Chefarzt Dr. Blencke, Orthopädische Klinik der Diakonie in Hessesch-Lichtenau, behandelt. Chefarzt Dr. Schulz aus den Pfeifferschen Stiftungen Magdeburg leitete ein Rundtischgespräch von Fachleuten über dieses Thema.

Arbeitsgruppen der Ärzte und Physiotherapeuten befaßten sich in klei-

nen Kreisen mit medizinischen Fragen zum Hauptthema. In anderen Arbeitskreisen wurden die neue Krankenhausrahmenordnung, die Krankenhausseelsorge und die Arbeit mit Eltern behinderter Kinder behandelt. Der persönliche Austausch von Erfahrungen aus den einzelnen Einrichtungen spielte wieder eine große Rolle. Die Grüße der Thüringer Landeskirche und Diakonie überbrachte Oberkirchenrat Höser (Eisenach).

## Im Dienst der Verständigung Delegation des LWB-Nationalkomitees besuchte USA

Eine Delegation des Nationalkomitees des LWB in der DDR kehrte am 8. Mai von einem dreiwöchigen Besuch der lutherischen Kirchen in den USA zurück. Der Delegation gehörten Landesbischof Dr. Heinrich Rathke (Schwerin), Oberkirchenrat Dr. Helmut Zeddis (Berlin), Oberkonsistorialrat Eckhard Gummelt (Greifswald), Pastorin Irene König (Dresden) und Superintendent Frohmuth Schurig (Friedrichroda) an. Die Delegation besuchte lutherische Kirchen in den USA, Gemeinden und Theologische Seminare.

In New York wurden die Gäste aus der DDR zunächst mit der Arbeit

### KLEINE MELDUNGEN

Der Weltkirchenrat in Genf hat anläßlich der Unabhängigkeitserklärung von Simbabwe Mitte April an die Kirchen des Landes eine vom Generalsekretär Dr. Philip Potter unterzeichnete Botschaft geschickt, in der die „große Freude und Anteilnahme“ zur Erlangung der Unabhängigkeit ausgedrückt wird.

Professor D. William Nagel, der lange Zeit den Lehrstuhl für praktische Theologie an der Theologischen Fakultät der Universität Greifswald innehatte, beging am 1. Juni in Greifswald seinen 75. Geburtstag. Professor Nagel war u. a. durch mehrere Legislaturperioden hindurch Mitglied der Greifswalder Landessynode und gehörte von 1958 bis 1973 der Kirchenleitung an. Bis vor einiger Zeit arbeitete er im Liturgischen Ausschuß des Kirchenbundes und der Evangelischen Kirche der Union mit.

Zwei Mitarbeiter des Domkapitels des Hochstifts Meißen wurden am 18. Mai während des Gottesdienstes und in einer anschließenden Feierstunde verabschiedet. Am 30. April trat Domprediger Günther Heidrich-Meisner (69) in den Ruhestand. Zum 30. Juni beendet Domkantor Erich Schmidt (69) seinen Dienst. Sein Nachfolger ist Andreas Weber (36).

von Lutheran World Ministries bekannt gemacht. Generalsekretär Dr. Paul A. Wee und die Abteilungsleiter informierten über die umfangreichen Aufgaben im Bereich der theologischen Studienarbeit, von Mission, Weltdienst und zwischenkirchlicher Hilfe, der sozio-politischen Verantwortung und dem Stipendien- und Austauschprogramm.

Die Gäste besuchten das New-Yorker Büro des Weltkirchenrates und den Nationalrat der Kirchen in den USA (NCC). In einem Gespräch mit der Generalsekretärin Dr. Clare Randall und den leitenden Mitarbeitern des NCC, bei dem an die Konsulta-

Gottfried Schille



## Anbruch einer neuen Welt

März dieses Jahres nahm ich an einer Reise in die Sowjetunion teil, die vom Hauptvorstand der CDU veranstaltet wurde. Sehr viel haben wir in den sieben Tagen erlebt und gesehen. Doch das Beindruckendste sind die Menschen. Ein Beispiel dafür scheint mir Leningrad zu sein.

Bei der Fahrt vom Flughafen zur Stadt wird der deutsche Besucher mit der grausamsten Epoche seiner Geschichte und zugleich mit dem Märtyrium der Menschen Leningrads konfrontiert. Und dann der Besuch auf dem Heldenfriedhof. Ernste Musik aus den Lautsprechern läßt noch einmal die Geschichte lebendig werden: Belagerung durch die Hitler-Wehrmacht. Hunger, dem 100 000 Menschen zum Opfer fielen. 30 Prozent aller Häuser in Schutt und Asche. Unsagbares Elend. Dabei wird erneut jedem verantwortlich denkenden Menschen deutlich, daß der Faschismus der größte Feind der Menschheit ist und bleibt. Doch auch dies gehört zum Bild: Leningrad ist zugleich Symbol für die Überwindung des Faschismus. Die Opfer waren nicht umsonst. Die Kapitulation fand nicht statt.

Die Menschen und ihre Stadt bezeugen den Anbruch einer neuen, besseren Welt.

Pfarrer Joachim Rinn,  
Bräulitz

## Überzeugende Gastfreundschaft

Moskau — Sagorsk — Leningrad in sieben Tagen: Dies bedeutet, die Zeit nutzen. Und die Reisegruppe, mit der zusammen ich diese Tage erleben konnte, hat das getan. Wir haben vieles gesehen, und ich bin rückblickend dankbar für jede Begegnung mit den Men-

## Impressionen und Impulse

Kirchliche Amtsträger, die Reisegruppen des CDU-Hauptvorstandes angehörten, über persönliche Erlebnisse in der Sowjetunion

schen dieses großen Landes und mit ihrer Geschichte: Rüstkammer im Kreml, Kloster und Akademie Sagorsk — verbunden mit Begegnungen in aufgeschlossener Atmosphäre —, überfüllte Kathedrale in Leningrad und Teilnahme am Gottesdienst, Ermitage mit alter und moderner Kunst.

Wir erlebten überzeugende und aufrichtige Gastfreundschaft. Zum guten Gelingen der Reise trug ganz wesentlich unsere Dolmetscherin Claudia bei. Sie tat mehr, als ihr sprachliches Können unter Beweis zu stellen. In ihrer aufgeschlossenen Art vermittelte sie uns ein Bild ihres

Landes und des Lebens in ihm, das uns vieles in einem neuen Licht erscheinen ließ. Sie wurde nicht müde, unsere vielen Fragen zu beantworten.

Ich danke dem Hauptvorstand der CDU für die Möglichkeit dieser Reise, und ich wünsche vielen Christen unseres Landes solche Begegnungen. Sie tragen dazu bei, Fragen und Probleme der Versöhnung und des Friedens — trotz weltanschaulicher Unterschiede — gemeinsam zu bewältigen.

Superintendent Karl Meier,  
Zwickau

## Spiritualität als erfahrbare Kraft

Leningrad, letzter Tag der vom Hauptvorstand der CDU im März d. J. durchgeführten Studienreise. Auf dem Programm steht der Besuch eines Gottesdienstes der Russischen Orthodoxen Kirche in der St.-Nikolaus-Kathedrale. Mindestens 2000 Menschen haben sich an diesem Samstagabend zusammengefunden, um die Liturgie zu feiern. Für uns protestantische Christen ist es zunächst schwer, dem uns fremden Gottesdienst innerlich zu folgen. Aber dann erfährt uns doch die Spiritualität dieser Kirche, als die Menschen minutenlang schweigend und knieend, dem durch die geöffnete Tür der Ikonostase sichtbaren Altar zugewendet, erwartungsvoll verharren.

Mit einem Male spüren wir etwas von der Fähigkeit dieser Menschen — dieses Volkes —, schwere Zeiten zu durchleben und Leiden zu ertragen, und von der Kraft dieses Volkes, auf neues Leben zuzugehen. Mit einem Male sind die Leiden aus der Zeit des zaristischen Rußlands, die entbehrungsvollen Jahre nach der Großen Revolution vor sechzig Jahren, die Opfer vom Heldenfriedhof dieser Stadt und der ganze Kampf des Volkes im Großen Vaterländischen Krieg in dem Gottesdienst anwesend. Alles, was wir während der Studienreise gehört und gesehen haben, die Begegnungen mit den Menschen, die Geschichte dieses Volkes, die Kultur, die Anstrengungen zur Gestaltung eines neuen Lebens in diesem großen Land — alles ist noch einmal zur Stelle und erfährt eine enorme Vertiefung.

Spiritualität dieser Kirche läßt sich nicht an äußeren Formen gottesdienstlichen Lebens ablesen, sondern kann nur als eine Kraft erfahren werden, die von diesem Gottesdienst ausströmt und die Menschen erfährt und durchdringt. Der Gottesdienst war das letzte Erlebnis dieser Reise. Er hat in uns den Wunsch verstärkt, ein noch umfassenderes Verständnis der Sowjetunion und der Menschen dort zu gewinnen, um die Brüderlichkeit und Freundschaft mit ihnen zu vertiefen.

Pastor Eckard Schülzgen,  
Berlin



# nd säte sermeer"

Wohlfühlen im Kietz

Mitglieder der Ortsgruppe Jahn-Sportpark, als er versicherte: „Wir sind mit dabei.“ So kam es, und als auf der Jahreshauptversammlung 1977 u. a. über die Mach-mit-Aktivitäten Bilanz gezogen wurde, konnte ein nicht unwesentlicher Punkt als „erfüllt“ abgehakt werden: Der Falkplatz erfreut wieder so manchen pflastermüden Großstädter.

Gleiches geschah am Helmholtzplatz: Die Unionsfreunde der gleichnamigen Ortsgruppe engagierten sich, wie ein entsprechender Passus in ihrem Ortsgruppenprogramm auswies. Unionsfreund Klaus-Siegfried Lugebiel organisierte als Mitglied eines ehrenamtlichen Bauaktivs die Einsätze seiner Ortsgruppe. Mittlerweile präsentiert sich diese „Oase im Häusermeer“ schöner denn je: mit einem Indianerdorf für die Jüngsten, mit Spiel- und Sportplätzen für die Jugendlichen und mit Grünflächen, an denen Bänke zum Verweilen einladen.

Kostbar sind die Plätze und



ÜBER DIE DÄCHER von Prenzlauer Berg blickt man auf das Stadtzentrum (oben). — SPIELENDEN KINDER auf dem Käthe-Kollwitz-Platz sowie eine Ansicht vom Arnimplatz (unten)

Fotos: (3): ZB/Sturm, k





# Eigene Verantwortung für die Sache der Vernunft

von Wolfgang Heyl auf der Tagung der Zentralen Arbeitsgruppe  
der Kreise des Nationalrates der Nationalen Front der DDR

allererst die Verantwortung. Es ist eben die Verantwortung, die die Rüstung einzubringen zu begrenzen. Vor allem wir bedenken, daß die Rüstung von nur zwei mit Wasserstoffbomben ausgerüsteten Kernkraftwerken, die während des zweiten Weltkrieges auf dem Kriegsschauplatz eingesetzt wurden, wenn wir wissen, daß etwa 10 Prozent der wichtigsten Rohstoffe jährlich der Rüstung zugeführt werden, daß 10 Prozent aller Aufwendungen für wissenschaftliche Forschung nach Angaben der UNO in den militärischen Bereich fließen und daß rund 50 Millionen Menschen direkt oder indirekt mit der Produktion von Kriegsmaterial beschäftigt sind.

Das zu verändern ist also eine Sache der Vernunft, für alle Menschen, in welcher gesellschaftlichen Ordnung sie auch leben mögen, ob sie Christen oder Marxisten sind, welche Weltanschauung oder Religion sie auch immer haben.

Vernünftige, gangbare Abrüstungsschritte sind nötig und sind möglich. Pessimismus ist dabei fehl am Platz, auch wenn wir wissen, daß der Kampf um Abrüstung kompliziert, vielschichtig und langwierig ist. Er ist keine Sache für Ungeduldige oder Resignierende und erst recht nicht für Vabanquespieler des „Alles oder Nichts“.

Abrüstung ist in der Tat ein weitaus schwierigerer Prozeß als der der politischen Entspannung — nicht zuletzt, weil sie den „harten Kern“ des internationalen Monopolkapitals unmittelbar trifft. Zu lukrativ sind den Rüstungskonzernen noch ihre Geschäfte. Zu tief sitzt bei vielen antikommunistischen Kräften noch die Hoffnung, eines Tages den Sozialismus doch aus der Welt bomben zu können. Und deshalb wird die vollständige Abrüstung erst den Schlüsselstein in das Gebäude der friedlichen Koexistenz zwischen Staaten unterschiedlicher Gesellschaftsordnung setzen.

## Einstehen für den Sozialismus

Kampf um Abrüstung bedingt aber geradezu Übernahme von Verantwortung. Für uns drückt sich das nicht nur, aber zuallererst darin aus, Verantwortung für die weitere Entwicklung des Sozialismus zu übernehmen.

Ein Blick in die Welt von heute zeigt doch folgendes: Imperialisten können bei weitem nicht mehr jedes Mittel einsetzen, ohne ihre egoistischen Interessen, ihr Herrschaftssystem zu gefährden. Das internationale Kräfteverhältnis zwischen Sozialismus und Imperialismus ist die Schlüsselgröße zwischen dem, was imperialistische außenpolitische Strategie möchte, und dem, was sie tatsächlich noch kann. Es ist daher weder abwegig noch kurzschlüssig, die wachsende Bedeutung und Ausstrahlung des Sozialismus zu den direkten Sach-

zungen zu zählen, die Politiker des Westens an den Verhandlungstisch führten und zum Abschluß von Vereinbarungen, auch über Rüstungsbegrenzung, veranlaßten.

Unsere Verantwortung für die Abrüstung kann auch dadurch nicht eingeschränkt werden, daß Abrüstungsprobleme für Laien oft unübersichtlich sind. Ich gebe zu, daß die Studie des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR, in der das beklagt wird, darin recht hat. Doch wir sind keine Militärspezialisten noch müssen wir den Ehrgeiz haben, welche zu werden. Wenn man sich auf die politischen und damit die grundlegenden Aspekte orientiert, wenn man bemüht ist, Klarheit darüber zu schaffen, wo die Ursachen der Kriege liegen und welche politischen Kräfte friedensfördernd sind, spielt der Grad der Durchsichtigkeit von militärischen Detailfragen nicht die Rolle.

Wir tun gut daran, bei unseren Mitbürgern diese Einsicht in den Nutzen wachsender Stärke des Sozialismus immer mehr als eigene Verantwortung zu begreifen. Denn wie stark der Sozialismus geworden ist, das umfaßt ja auch ihr eigenes, ganz persönliches Wirken, ihren Dienst am Ganzen. Es bewahrt sich wiederum das Wort Albert Schweitzers: „Das wenige, das du tun kannst, ist viel.“

## Eigenständiger Beitrag zur Abrüstung

Auf diese Weise werden Positionen und Erfahrungen erarbeitet, die es unseren Kirchen immer besser ermöglichen, einen eigenständigen Beitrag im Ringen zur Beendigung des Wettrüstens, zum Verbot der Massenvernichtungsmittel, vor allem der Neutronenwaffe, sowohl in der Ökumene als auch in der säkularen Friedensbewegung zu leisten.

Erfolgreicher Kampf um die Abrüstung bedarf Vertrauen. Hier will ich nicht eingehen auf die bekannte Formulierung: Vertrauen und Verträge. Ich meine das Vertrauen in die Kraft der Volksmassen. Immer größer wird die Aktivität der Friedenskräfte, immer umfassender ihre politische, soziale und geographische Basis. Neben der Friedensmacht der sozialistischen Gemeinschaft, neben dem bedeutenden Beitrag junger Nationalstaaten ist der Einfluß der Friedenskräfte in kapitalistischen Staaten, die öffentliche Meinung zu einem unverzichtbaren Faktor im Kampf um Frieden und Abrüstung geworden.

Abrüstung ist schließlich eine Sache von Verträgen zwischen den Staaten. Doch alles, was bisher an Vereinbarungen zur Rüstungsbegrenzung erreicht wurde, trägt unübersehbar auch die Handschrift der Volksmassen. Sie haben diplomatische Initiativen für solche Verträge ebenso unterstützt, wie sie den Gegnern solcher Vereinbarungen ein ernstes Hindernis waren und sind. Manche zweifeln den Wert sol-

cher vertraglichen Vereinbarungen mit imperialistischen Staaten an. Sie regeln sich nach dem Prinzip von „Treu und Glauben“, aber ihr Wert geht weit darüber hinaus. Er liegt vor allem darin, daß damit einklagbare Tatbestände fixiert worden sind. Die Gegner solcher Tatbestände müssen heute fürchten, daß eine Verletzung solcher Verträge vor der Weltöffentlichkeit angeprangert wird — und sie fürchten es tatsächlich, wie die Erfahrungen lehren. Wir sollten die bereits vorhandenen vertraglichen Vereinbarungen deshalb nicht gering schätzen, sondern mitheilen, auf ihre Einhaltung zu dringen und Voraussetzungen für weitere solcher Verträge zu schaffen.

Die von der Gemeinschaft sozialistischer Staaten vorgelegten neuen Friedensinitiativen zur Verminderung der Rüstung beinhalten voll und ganz unsere Vorstellungen von Entspannung und Frieden. Wir können nichts Besseres tun, als alle Kräfte zur Unterstützung dieser Vorschläge zu mobilisieren.

Zuweilen werden wir gefragt, ob nicht zwischen solchen Vorschlägen und der Betonung des Prinzips der gleichen Sicherheit, der militärischen Verteidigungsbereitschaft, ein Widerspruch bestehe. Ich sehe darin überhaupt keinen Widerspruch, denn wir können die Abrüstung als Weg zum dauerhaften Frieden in heute — angesichts des Bestehens zweier antagonistischer Gesellschaftssysteme, der Wirksamkeit antikomunistischer und militaristischer Kräfte im Lager des Imperialismus — ohne Sicherheit nicht denken. Bereits das II. Vatikanische Konzil hob 1965 in der Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ hervor: „Damit Abrüstung wirklich beginnen kann, soll man nicht einseitig, sondern in verträglich festgelegten gleichen Schritten vorgehen, wobei echte und wirksame Sicherungen vorgesehen werden müssen.“

Hier wird auch ein Grund genannt, weshalb Abrüstungswillen und Verteidigungsbereitschaft für uns keinen Widerspruch, sondern eine echte Einheit darstellen.

## An der Seite aller Friedenskräfte

Vernunft, Verantwortung, Vertrauen und Verträge sind Elemente der Abrüstung. Wir sind als Christen in dieser Sache aber ganz spezifisch gefordert.

Wenn Gottes Wille mit der Welt der Frieden ist, dann haben wir Christen dafür zu sorgen, daß der Krieg aus seiner Schöpfung verschwindet. Es entspricht christlicher Ethik, ihn an der Seite aller Friedenskräfte zu bekämpfen.

Mir scheint, wir hätten viel zur Realisierung von Friedensgesinnung getan, wenn wir immer mehr christliche Mitbürger in unserem Land zu solchen Einsichten führen und sie darin bestärken, dem durch Taten für den Frieden zu entsprechen.

## Bischof Schönherr besuchte Moskau und Irkutsk

Der Vorsitzende der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR, Bischof D. Albrecht Schönherr, und seine Gattin waren, begleitet von Pfarrer Peter Lobers (Roßleben), vom 22. Februar bis zum 1. März bei der Russischen Orthodoxen Kirche zu Gast. Der Aufenthalt in der Sowjetunion, zu dem der Präsident des Außenamtes der Russischen Orthodoxen Kirche, Metropolit Juwenali, eingeladen hatte, bot Gelegenheit zu einer Reihe von Begegnungen und Gesprächen. In Moskau nahmen die Gäste aus der DDR am 24. Februar an der Epiphania-Kathedrale an dem feierlichen Gedenkgottesdienst teil, den Patriarch Pimen in Anwesenheit mehrerer Metropoliten zu Ehren des heiligen Alexej zelebrierte.

Patriarch Pimen gab einen Empfang für Bischof Schönherr. In dem Gespräch wurden die zwischen der Russischen Orthodoxen Kirche und dem Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR geführten Gespräche als für die theologische Arbeit und die Vertiefung der ökumenischen Gemeinschaft der beiden Kirchen bedeutsam hervorgehoben. In diesem Sinne würdigte man auch Vorbereitungen auf „Sagorsk III“, die dritte Runde dieser Gespräche, die Anfang Oktober in der UdSSR stattfinden soll.

Der Vorsitzende des Rates für Religiöse Angelegenheiten beim Ministerrat der UdSSR, W. Kurojedow, empfing Bischof D. Schönherr zu einem längeren Gespräch. Bei dem Gedankenaustausch wurde auch die Möglichkeit eines späteren Besuchs bei den evangelisch-lutherischen Gemeinden in Sibirien und Kasachstan erörtert.

Die Gäste aus der DDR besuchten in Irkutsk den russisch-orthodoxen Bischof Serapion, dessen Bischofssitz Nordmeer und an den Stillen Ozean reichende Diözese die größte der Welt ist. Auch hier nahmen sie an einem orthodoxen Gottesdienst teil, bei dem Bischof Schönherr ein Grußwort an die Gemeinde richtete.

Bischof D. Schönherr nannte die Reise einen Besuch der Freundschaft, der die gegenseitigen brüderlichen Beziehungen bestätigt und gefestigt habe. (ena/NZ)

## Gottesdienst Radio DDR

Am Sonntag, 7.30 Uhr: Morgenfeier der Evangelischen Kirche. Predigt: Oberlandeskirchenrat Ulrich v. Brück, Dresden. — Kirchenmusikschule Halle, KMD Bruhns.

Nach Abschluß der Morgenfeier: Kommentar von Norbert Kraja, Berlin

## Tradition und Verpflichtung

Aus Beiträgen auf der Präsidiumstagung des Hauptvorstandes der CDU am 21. Februar in Burgscheidungen

Pfarrer Johannes Soeder:

## Wider trügerische Sicherheit und Gleichgültigkeit

Bedrohung des Friedens und zunehmende Verelendung eines größeren Teils der Menschheit sind die zwangsläufigen Folgen einer immer stärker eskalierenden Rüstung. Aus christlicher Verantwortung dürfen wir weder zu dem einen noch zu dem anderen schweigen, sondern müssen alles daran setzen, daß dem Wettrüsten Einhalt geboten wird.

Doch abgesehen von einer allgemeinen Zustimmung hierzu stoßen wir gelegentlich auch bei Christen und Kirchen auf eine eher zurückhaltende Einstellung zu konkretem Einsatz für Maßnahmen zur Entspannung und Abrüstung. Das entspringt sicher nicht einem Mangel an gutem Willen, sondern ist wohl eher Ausdruck einer gewissen Rat- und Hilflosigkeit angesichts der Kompliziertheit der Fragen, die mit dem komplexen Rüstung und Abrüstung zusammenhängen. Die Meinung, doch nichts ändern zu können, läßt fatalistische Gleichgültigkeit aufkommen; und die Tatsache, daß ja — auch mit gewissen Erfolgen — verhandelt wird, verleitet zu einem trügerischen Sicherheitsgefühl.

Dank der wirtschaftlichen, politischen, militärischen und vor allem moralischen Stärke der sozialistischen Staatengemeinschaft ist es nicht mehr ohne weiteres möglich, einen großen Krieg zu entfesseln. Aber die Gefahr ist noch nicht gebannt, und der Preis für den heutigen Rüstungsstand ist zu hoch.

Deshalb dürfen diese Fragen

## Kirche im Sozialismus

Zu den Aussagen der Begegnung vom 6. März

Oberkonsistorialrat Hans-Martin Harder, Greifswald:

## Maßstab alltäglicher Praxis

Kirche im Sozialismus: Diese Beschreibung des Standortes unserer Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik als in einem sozialistischen Staat ist im Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR formuliert worden. Es geht darum, diese Standortbestimmung nicht als formale Definition aufzufassen, sondern Konsequenzen für die inhaltliche Füllung der mit dieser Definition gegebenen Form zu ziehen. Um den Inhalt des Begriffs „Kirche im Sozialismus“ ging und geht es bei vielen gemeinsamen Bemühungen von Staat und Kirche.

Einen besonders herausgehobenen Orientierungspunkt für diese Bemühungen bildete das Gespräch vom 6. März zwischen dem Vorsitzenden des Staatsrates der Deutschen Demokratischen Republik, Erich Honecker, und dem Vorstand der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR unter Leitung von Bischof D. Dr. Schönherr. Im beiderseitigen Interesse wurden Festlegungen getroffen sowie Meinungen und Probleme erörtert, die genau dieser Standortbestimmung dienen.

Die Vertreter des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR kamen hierbei nicht mit leeren Händen: Der gemeinsame Kampf für Frieden und Abrüstung in der Welt führte für die Kirchen unter anderem zur Teilnahme an internationalen Aktivitäten wie dem Moskauer Friedenskongreß, dem Treffen der Erbauer des Friedens in Warschau und der Zusammenkunft religiöser Friedenskräfte in Moskau. Mit den durch die vielfältigen ökumenischen Kontakte gegebenen besonderen Möglichkeiten leisten die Kirchen darüber hinaus einen profilierten Beitrag zur Entspannung und Völkerverständigung. Dies findet zur Zeit seinen besonderen Ausdruck in dem durch unsere Kirchen initiierten Gespräch mit den befreundeten Kirchen in den USA über Fragen der Abrüstung. Im internationalen Bereich entspricht der begonnene Prozeß der Bewußtmachung dieser Probleme in den Kirchen bis auf die Ebene der einzelnen Kirchengemeinde.

Unsere Kirchen werden dem christlichen Auftrag gemäß diese Bemühungen fortsetzen, wobei die hohe Wertschätzung, die Erich Honecker dieser Aktivität der Kirchen gegenüber zum Ausdruck brachte, ihr Engagement für die Bewältigung dieses Hauptproblems unserer Zeit bestätigte.

Ebenfalls im Bereich der Lösung internationaler Probleme liegen die humanitären Hilfen, die die Kirchen in der DDR im Rahmen der ihnen gegebenen Möglichkeiten für die jungen Nationalstaaten und Völker in der Dritten Welt aufbringen oder in Katastrophenfällen zur Verfügung stellen.

Ein anderes Gebiet gesamtgesellschaftlicher Wirksamkeit der Kirche bildet ihre vielfältige diakonische Aktivität im Bereich des Gesundheits- und Sozialwesens, die ebenfalls immer wieder auch durch den Staat Würdigung und hohe Anerkennung gefunden hat.

Von besonderer Bedeutung war das Gespräch des höchsten Repräsentanten unseres Staates mit den Vertretern der evangelischen Kirchen aber vor allem auch im Hinblick auf das Verhältnis zwischen Staat und Kirche in unserem Land, zwischen Christen und Marxisten im alltäglichen Umgang miteinander. Hier wurde erneut der Grundsatz der konstruktiven und vertrauensvollen Zusammenarbeit im Sinne einer uneingeschränkten Einbeziehung in die gemeinsamen Bemühungen und Erfolge bekräftigt, und es ist besonders für die jungen christlichen Bürger in unserem Staat wichtig, daß ihre Möglichkeiten, eine hohe Bildung und berufliche Ausbildung zu erwerben, im Interesse ihrer persönlichen Entwicklung auf der Grundlage der Gleichberechtigung aller hervor-

gehoben wurden. Die Erfahrung aus zahlreichen Gesprächen zwischen Vertretern von Staat und Kirche auf den verschiedensten Ebenen lehrt: In aller Regel läßt sich eine gemeinsame Basis bald finden, und menschlich gute, konstruktive Atmosphäre stellt sich ein, auch — vielleicht sogar gerade — wenn es um die Lösung komplizierter Probleme geht. Aber so wie die „Standortbestimmung“ „Kirche im Sozialismus“ nicht nur formale Definition werden darf, sondern mit Inhalt gefüllt werden muß, so geht es darum, die guten Erfahrungen solcher Gespräche in die alltägliche Praxis umzusetzen. Denn „das Verhältnis von Staat und Kirche ist so gut, wie es der einzelne christliche Bürger in seiner gesellschaftlichen Situation vor Ort erfährt“.

Wir wollen uns bemühen, das Gespräch vom 6. März zum Maßstab für die weitere Gestaltung dieses Verhältnisses zu machen.



## In der Nachfolge des Friedenskönigs

Joh. 12,12 — 19

Das erste Auftreten Jesu in Jerusalem löste eine Volksbewegung aus. Die Menschen liefen ihm in Scharen entgegen und begrüßten ihn als den König Israels, der in Zion einzieht. Doch dieser König ritt auf einem Esel, und er erinnerte das Volk an ein Wort des Propheten Sacharja. So gab er mit Gebärde und Wort einen Hinweis darauf, daß er der verheißene Friedenskönig ist, der im Auftrag Gottes der ganzen Welt Frieden bringen wird. Von ihm heißt es bei Sacharja, daß er die Menschen Frieden lehren wird und daß unter seiner Herrschaft die Streitwagen vernichtet, die Bögen zerbrochen und die Heere nach Hause geschickt werden. Unter der Herrschaft des Friedenskönigs wird abgerüstet.

An diesem Wochenende wird in Amsterdam eine große internationale Kundgebung gegen das Wettrüsten und gegen die Einführung der Neutronenbombe stattfinden. Der Niederländische Rat der Kirchen und die katholische Bischofskonferenz unterstützen diese Volksbewegung für den Frieden und für die Abrüstung. Sie engagieren sich im Namen des Friedenskönigs Jesus Christus, von dessen Herrschaft sie sich

## WORT für den Sonntag

reiten, sich selbst bis zum Tode hinzugeben. Und er sieht im Hintergrund der Szene seine Gegner, die ihn beseitigen wollen, die die Volksbewegung schwächen und zerschlagen wollen. Aber sie sind trotz ihrer Macht schwach gegenüber dem Engagement für den Friedenskönig. Sie stehen am Rande und müssen eingestehen: „Ihr seht, daß ihr nichts ausrichtet, alle Welt läuft ihm nach.“ Doch sie warten auf ihre Stunde. Wir wissen, wie die Geschichte weitergeht. Sie werden die Men-

schen in demagogischer Weise so manipulieren, daß sie sich von dem Friedenskönig abwenden, so daß die Volksbewegung zerbricht und Jesus allein bleibt bis zum Tode. An Stelle des Hosianna wird der Ruf „Kreuzige“ erschallen. Die Menschen haben Jesus als König Israels gefeiert, aber sie haben das Geheimnis des Sacharjawortes — den König des Friedens, der sich für eine friedliche Menschheit bis zum eigenen Tod engagiert — nicht erkannt.

Uns Christen heute wird die Frage gestellt, ob wir die Herrschaft Gottes als Friedenskönig erkannt haben, ob wir uns gelegentlich von einer Welle des Gefühls tragen lassen, uns aber schnell wieder durch demagogische Argumente einfangen lassen und uns gar mit Rüstung und Neutronenbombe als „Realitäten“ abfinden. Wir Christen werden gefragt, aber durch die Geschichte Jesu auch ermahnt, das Engagement für den Frieden durchzuhalten, die Volksbewegung zu stärken und in der Nachfolge des Friedenskönigs zu bleiben.

Pfarrer  
Eckehard Schülzen,  
Berlin



# Ein alter Krug wird wieder jung und speist seine Gäste

Im Jahre 1733 schrieben die Amtsakten der Gemeinde Rosenthal für den Krug „zwei Thaler Zapfenzins“ und 12 Hühner als Abgabe vor. Der „Krug“ Hans Bruseberg legte dagegen Verwahrung ein, da er nach dieser Verordnung für das Zapfen noch einen Taler mehr Zins entrichten sollte als vorher. Wie auch immer der Streit um diese Stätte der Gastlichkeit, die damals noch inmitten von Wald und Feld lag, ausgegangen sein mag, der Krug hat viele Generationen von Durstigen gelabt und war 245 Jahre im Familienbesitz der Brusebergs. Bis zum Beginn dieses Jahres. Da wurde eine neue Seite in der Chronik aufgeschlagen. Als Fritz Bruseberg unlängst dem Kommissionär Joachim Bengisch das Restaurant im Ausflugsgebiet des Stadtbezirks Pankow übereignete, weil zum ersten Male ein Sohn nicht in das Gewerbe der Väter „einschlug“, erblickten sie darin dennoch keinen Abschuß, sondern die Fortführung einer langen Familientradition auf neue Weise...

Das Dorf in der Stadt, am Sonntag. Über seiner Hauptstraße liegt Ruhe. Die Glocke vom Turm der Kirche, deren älteste Mauern schon im 14. Jahrhundert errichtet wurden, läutet zur Mittagsstunde. Gegenüber, einen Steinwurf weit, der alte Krug. Altes Haus mit neuem Innenleben. Dem einstigen „Glas-Bier-Geschäft“ entstiegen lukullische Duffe.

Zahlreiche Rosenthaler und ihre „Mitbürger auf Zeit“, die vielen Kleingärtner, Lauben- und Bungalowbesitzer, deren „Saison“ jetzt beginnt, sowie weitere Berliner oder auswärtige Gäste, die es zu einem vorüberstehenden Spaziergang in die sprießende Natur zieht, finden sich ein, um im Dorfkug die Beine unter den Tisch zu stecken.

„Mehr als hundert Essen in einer Stunde sind am Sonntag keine Seltenheit. Alles wird frisch zubereitet. Auch die Bulette ist ein Original-Beefsteak“, bemerkt schmunkelnd Joachim Bengisch, in der Gastronomie seit einem Vierteljahrhundert zu Hause. Seit langem war es sein Wunsch, eine eigene Gaststätte zu haben. Die Förderungsmaßnahmen unseres Staates machten ihm dies möglich. Und so hat er mit seiner Frau und vier weiteren Mitarbeitern diese Rosenthaler Bierstube in ein behagliches Speiserestaurant verwandelt.

„Es macht mir Freude, niveauvolle Gastlichkeit zu bieten, und ich finde Erfüllung in dieser Aufgabe. Dies spüren auch die Vorgänger. Sie haben Vertrauen zu uns und zu dieser Weiterentwicklung, in der sie die Fortsetzung ihrer Arbeit auf einer neuen Stufe sehen.“

Auf den weißgedeckten Tischen geschmackvolle Speisekarten. Das Deckblatt zierte der Krug, das Symbol des Hauses seit zweieinhalb Jahrhunderten, das gegenüber früher 80 jetzt hundert Personen Platz bietet. Für den „kleinen Hunger“ wird den Gästen ein Toast „Hawai“ mit Ananas und Sauerkirschen empfohlen. Wer nicht nur ein solch kleines, mit Käse überbackenes Steak wünscht, kann zwischen dem „handfesten“ Thüringer Rostbrätel, Ungarischem Steak und Karpfen blau wählen.

Als kulinarische Extras im verjüngten Dorfkug, der eine neue Küche samt allem erforderlichen

Zubehör wie Kühlanlagen und Lagerräumen erhalten hat, weiß „Krug“ Bengisch ein Programm an „Spezialabenden“ anzubieten: Forellen- und Eisbeinessen oder Winterabende. Im kleinen Saal, der für Hochzeiten, Jubiläen und Brigadefestern bereits rege „gebucht“ ist, in dem Werkstätte von Bergmann-Borsig wie des Transformatorwerkes frohe Stunden verleben, kann oft auch das Tanzbein nach Klängen der Musik des Quadro-Teams geschwungen werden.

Apropos: Musik, besser Zukunftsmusik. Der Kommissionswirt und sein Kollektiv sind dabei, den dörflichen Charakter des alten Gasthofes noch weiter herauszuarbeiten. Bis zum Herbst wird eine zünftige Dorfkug-Ecke entstehen, und wenn die Tage wärmer werden, sollen draußen unter den Bäumen vor der Dorfkirche rund 30 Gäste einen lauschigen Platz finden.

Bei der Verwirklichung seiner Pläne findet das Kommissionswirts-Ehepaar Helfer im Dorf, unter anderem bei einigen Handwerkern, die dem Männerchor Wilhelmsruh 1900 angehören. Er hat schon lange bei den Brusebergs sein Domizil. Die Sängergemeinschaft wächst. Ich habe mit zweien aus ihrer Mitte gesprochen, mit Horst Hesse und Otto

Walther, dessen Urgroßvater noch Dorfschule war hier in Rosenthal, das einst die königlich-preussische Fasanerie beherbergte und das jetzt als Dorf zusammengekommen ist mit der Stadt, aber immer noch seine eigenen Traditionen bewahrt und pflegt wie den „Rosenthaler Herbst“. Der Männerchor ist dabei wie auch beim „Fest an der Panke“. Und er ist dabei, wenn es den älteren Mitbürgern im Rahmen der Volkssolidarität eine Freude zu bereiten gilt. Neuer Stimmenzuwachs wird dankbar aufgenommen, freitags, wenn im Dorfkug die Chorprobe stattfindet.

Ein Dorf in der Stadt, und im Dorf ein Krug. Wandlung nach zweieinhalb Jahrhunderten. Der Krug ist nicht zerbrochen. Er bekommt neuen Glanz. Er kommt zum ersten Mal in andere Hände. Aber er wird weitergereicht, als Familienstück. Voller Vertrauen.



AUS ALTEN UND NEUEN BLÄTTERN der Chronik des Dorfkuges zu Rosenthal. Bild oben zeigt den Brusebergschen Krug zu einer Zeit, da Rosenthal noch selbständige Gemeinde nördlich von Berlin war. — Darunter: Ehepaar Bengisch an der Zapfsäule, wofür früher „Zapfenzins“ erhoben wurde. — Bilder unten: Blick in den Gastraum und die Küche



Ein Dorf im Norden unserer Hauptstadt, und im Dorf ein Krug. Der Dorfkug zu Rosenthal. Seit fast zweieinhalb Jahrhunderten steht er dort, der alte, nun neue Krug. Wie viele zuvor schauten hinein Wolfgang Hasse (Text) und Reinhold Drowski (Bild)



## Von Kämpfen der Jäger

Die heutige Otto-Nuschke-Straße oft Schauplatz geschichtlicher Ereignisse

Sie nimmt ihren Lauf von der Oberwallstraße, führt am Französischen Dom und am ehemaligen Schauspielhaus vorbei und mündet in die Mauerstraße. Die Rede ist von der Otto-Nuschke-Straße im Stadtbezirk Mitte, die seit nunmehr zwanzig Jahren den Namen des Vaters und Lehrers unserer Partei trägt. In dem markanten Gebäude an der

delssohn, an der Otto-Nuschke-Straße 10, wohnt der Berliner. Er ist ein Sohn der Revolution. Seit 1795 saßen die Jäger in einem Hause in der Jägerstraße. 1848, vierzig Jahre später, eröffnete Reichsbank in der Jägerstraße als Reichsnotenbank ihre Türen.

Hofkunsthändler Louis Sachse lud vor etwa einem Jahrhundert die begüterten Berliner in seinen stadtbekannten Kunstsalon ein. Allerdings standen — wie bissige Zeitkritiker mitzuteilen wußten — weniger die Gemälde, denn die Dekolletés der anwesenden Damen zur Debatte.

Abschließend sei ein Blick in einige Gaststätten geworfen, die den Namen der Straße gleichfalls stadtbekannt machten. Gern kehrten August Bebel und Wilhelm Liebknecht in die Weinstube „Hausmann“ in der Jägerstraße ein. In seinen Erinnerungen berichtet Bebel

## Berliner Chronik

Ecke Charlottenstraße hat das Sekretariat des Hauptvorstandes der CDU seinen Sitz.

Vor dem 21. Februar 1958 trug dieser befestigte Weg durch die Häuserzeilen des Stadtzentrums den Namen Jägerstraße. Die Herkunft des Namens ist umstritten. Die einen Chronisten führen ihn auf den Jägerhof zurück, in dem um 1690 der Oberjägermeister und das Jagdpersonal wohnten. Andere — wie Daniel Spitzer — meinen, damit solle eine Waffengattung besonders hervorgehoben werden: „...so gibt es beispielsweise eine Füsiliere, eine Kanoniere, eine Kürassiere, eine Pioniere, eine Jäger, eine Schützen-, eine Dragoner- und eine Ulanenstraße.“

Nicht selten war diese Straße der Schauplatz geschichtlicher Ereignisse. In der Zeit der Befreiungskriege gegen das napoleonische Joch war die Straße Treffpunkt von Berlinern, die sich an den Kämpfen beteiligen wollten — sei es als Schützen oder als Spender von Geld oder Schmuck. Vor 130 Jahren entstand in der 48er Revolution in der Jägerstraße eine Barrikade, auf der Schlosserlehrling Ernst Zinna heldenmütig gegen das preußische Militär focht.

Ende der dreißiger Jahre des 18. Jahrhunderts entstand an der Ecke Markgrafenstraße (heute: Wilhelm-Külz-Straße) auf Geheiß Friedrich Wilhelms I. ein königliches Domestiken-Haus. Der Geheime Kriegsrat Eckardt residierte hier — bis er in Ungnade fiel, von Boden, der Staatsminister, übernahm dann das Gebäude, in das schließlich 1777 die Seehandlungs-Compagnie einzog. In der Jägerstraße 64 befand sich einst das königliche Leihamt.

Lange Zeit galt Ernst Mendelssohn-Bartholdy, Urenkel des Philosophen Moses Men-



DIE SCHLOSSERLEHRLINGE Zinna und Glasewald im März 1848 auf der Barrikade

davon u. a.: „Bleiben Liebknecht und ich über Sonntag in Berlin, so trafen wir... in einer Weinstube zusammen. Nach stillschweigender Übereinkunft tranken alle einen billigen Moselwein, sogenannten Kutscher, den Schoppen zu 50 Pfennig... Meine Leistung im Trinken war allezeit eine minimale, aber Schweichel, Liebknecht, Guido Weiß, Mehring waren trinkfeste Männer. Mehr als einmal gingen wir, doch stets aufrechten Hauptes, als schon die Sonne hell leuchtend am Himmel stand.“

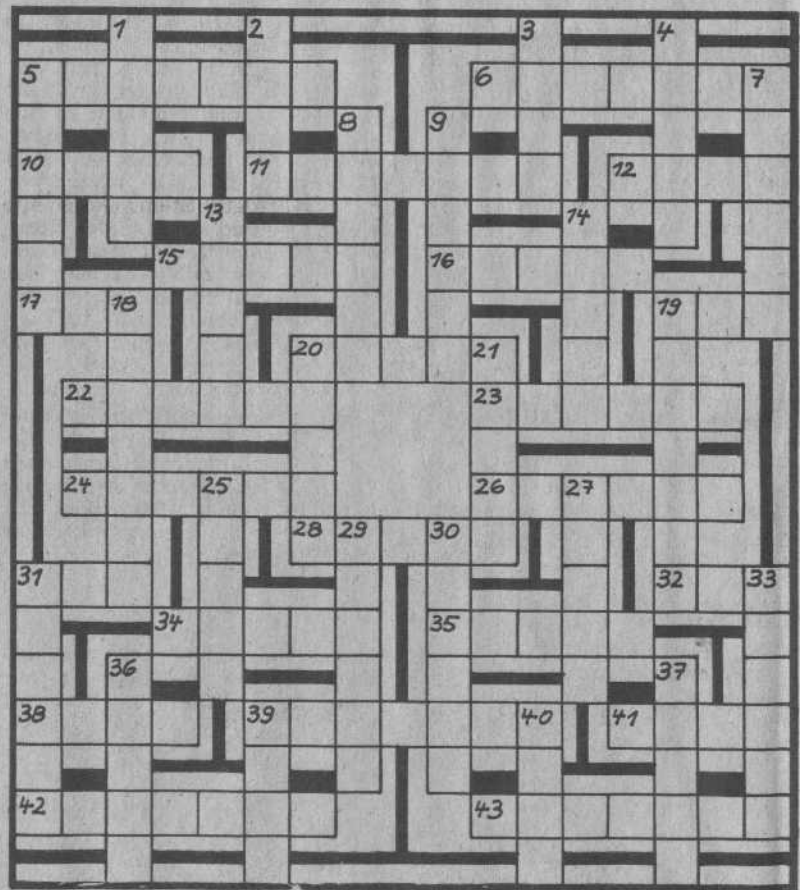
Berühmt war auch die „Rote Stube“ vom Café des Schweizer Stehels. Karl Marx weilte hier gern. Ludwig Pfetsch bezeichnete Stehels vier Zimmer als „Hauptquartier der Literaten und Journalisten, aber auch mancher Berühmtheiten des Katheders“. Sch.

## PREIS kreuzworträtsel

ga. Waagrecht: 5. fester Niederschlag, 6. Name eines Monats, 10. moorige Gegend, 11. Satiriker (oe = ö), 12. Vögel, 15. nordamerikanischer Gelegenheitsarbeiter, 16. eines Sinnes, 17. Erdzeitalter, 19. Fragewort, 20. aus einer bestimmten Holzart, 22. Tuchmacher aus Zwickau, 23. Siegelmarke, 24. früher für: Bergmann, 26. mißgönnen, 28. Ei der Laus, 31. norwegischer Schriftsteller, 32. lediglich, 34. ohne Sprache, 35. wider, 38. Singgemeinschaft, 39. Sinnspruch, 41. Farbe, 42. Druckplatte, Stempel, 43. Teile der Schule.

Senkrecht: 1. Hausteil, 2. Fisch, 3. Anlage im Wasser, 4. Grundschleppnetz, 5. Befähigungsfeld für ein Hobby, 7. Bildelement, 8. Leib (oe = ö), 9. steile, enge Treppe, 13. Befehl, 14. Vogel, 18. runder Bau, 19. derb schimpfen, 20. auszeichnen, loben, 21. Waldschädling, 25. Postgebühr, 27. aus Erde, 29. unermesslich, 30. Sportler, 31. Zweiflügler, 33. knollige Speicherwurzeln, 36. Wetteinrichtung, 37. Melodie, 39. Jungenname, 40. altes Längenmaß.

Bei richtiger Lösung nennen folgende Buchstaben den Namen eines Schaubergwerkes im Kreis Schmalkalden: 6, 27, 28, 11, 15, 16, 10, 15, 12, 36.



Bitte teilen Sie uns diese Bezeichnung auf einer Postkarte mit, die Sie bis zum

Dienstag, 21. März 1978

an NEUE ZEIT, 1056 Berlin, Postfach 1228, adressiert und in

den Briefkasten geworfen haben müssen.

Bitte geben Sie neben dem Familien- auch den Vornamen sowie Alter und Beruf an.

Bei richtiger Lösung nehmen Sie dann an der Auslosung folgender drei Buchgewinne teil:

1. „Wenn man nach Mythen düst“, Novellen. Von Satimshan Sanbajew;
2. „Die ganze Zeit meines Lebens“, Geschichten, Gedichte, Berichte. Von Dinah Nelken;
3. „Perpetue und die Gewöhnung ans Unglück“, Roman. Von Mongo Beil.

Auflösung unseres vorigen Preis-Kreuzworträtsels

Die Gewinner in dieser Woche waren:

1. Johanna Henke, 232 Grimmen, August-Bebel-Straße 46;
2. Edith Tacke, 117 Berlin-Köpenick, Grüne Trift 153;
3. Regina Bellmann, 12 Frankfurt (Oder), Wilhelm-Pieck-Straße 65.

Waagrecht: 5. Station, 6. Partner, 10. Hume, 11. Abraham, 12. Helm, 15. Debet, 16. Nebel, 17. Eos, 19. Sol, 20. Gieg, 22. Sinter, 23. Leiste, 24. Sermon, 26. Traber, 28. Drift, 31. Set, 32. Nus, 34. Eleml, 35. Ilona, 38. mein, 39. Stengel, 41. Ober, 42. Richard, 43. Taberne.

Senkrecht: 1. Wamme, 2. Iowa, 3. Lamm, 4. Enkel, 5. Schule, 7. Rummel, 8. Krater, 9. Chance, 13. Debit, 14. Penni, 18. Spinett, 19. satteln, 20. Grand, 21. glatt, 25. Meile, 27. Amine, 29. Reiter, 30. Fliege, 31. Sommer, 33. Sterne, 36. Pieck, 37. Abart, 39. Sire, 40. Lias.

Gesucht war: St. Maria Magdalena.

Auflösung aus voriger Ausgabe

Waagrecht: 1. Taste, 5. Kuz, 8. Erie, 9. Loh, 10. Raste, 11. Met, 12. Gere, 13. Igel, 19. das, 20. Zieme, 23. Erek, 24. Etat, 25. Ren, 28. Arena. — Senkrecht: 1. Ter, 2. Aral, 3. SIS, 4. Tete, 5. Kommet, 6. Uher, 7. Zeter, 13. Zider, 14. Besen, 16. Gare, 17. Bier, 18. Eman, 21. Ete, 22. Eta.

## FERNSEHEN

Sonntag, 19. März

### I. Programm

10.00: Die Frau hinter dem Ladentisch. Tschechosl. Fernsehserie (1977) (F)  
11.00: Phon. Musikillustrierte  
11.30: Es singt Karel Gott. Sendung des Tschechosl. Fernsehens  
12.15: Das Professoren-Kollegium  
14.00: Flimmerstunde. Der Ring der Fürstin Anna. Polnischer Spielfilm (1970) (F)  
15.50: Piff! (F)  
16.00: AHA. Eine unterhaltsame Stunde mit namhaften Wissenschaftlern (F)  
17.00: Alle Wiesen sind Apotheken. Über Heilkräuter (F)  
17.35: Sport aktuell  
19.00: Dr. Pinot und seine Patienten. Mehrteil. französischer Fernsehfilm (1975) (F)  
20.00: Gala '78. Direktübertragung aus dem Palast der Republik. Interventionssendung (F)  
22.15: Verbrechen zu verkaufen. Kriminalfilm des Belgischen Fernsehens (1972) nach einem Roman von Stanislaw-André Steeman  
II. Programm  
15.10: Probenreport von der Dresdner „Revisor“-Inszenierung  
16.15: Der Gangsterhut. Polnisches Filmlustspiel (1957)  
18.00: Das Mädchen Krümel (7) (F)  
19.00: Visite  
20.00: Die Wildente. Schauspiel von Henrik Ibsen in der Volksbühne Berlin (1975) (F)  
22.45: Robert Schumann: Dichterliebe. Nach Versen von Heinrich Heine

Sonntag, 19. März

### I. Programm

10.00: Sport und Spiel mit Adi und Tina. Interventionssendung (F)  
11.00: Stars von Oper, Folklore und Ballett. Ausschnitte vom Finale des sowjetischen Kunstfestivals „Russischer Winter“ (F)  
12.00: Alltag im Westen. Wie lebt man in Frankreich? (F)  
13.00: Goldener Löwe Leipzig '78. Messe-Nacht-Revue (F)  
14.30: Der Ätna. Größter tätiger Vulkan Europas (F)  
15.00: Besuch im Märchenland  
15.30: Berlin original  
16.30: Entscheidung am Schipka-Paß (3). Bulgar.-sowj. Serie (F)  
17.35: Sport aktuell  
20.00: Der Revisor. Komödie von Nikolai Gogol im Großen Haus der Staatstheater Dresden (F)  
22.20: Giselle. Werk und Interpretationen

### II. Programm

16.40: Zwei Kapitäne (3) (F)  
18.05: Städteporträt Sagorsk (F)  
18.35: Trickfilmserie mit Hase und Wolf (F)  
20.00: Kavalier mit der schwarzen Maske. Italien.-französischer Abenteuerfilm (1963) (F)  
21.30: Schlagerimport aus Budapest (F)

Verlag Neue Zeit, 108 Berlin, Postfach 1228, Mittelstraße 2-4. — Sammel-Nr. 2 00 04 21. Fernschreib-Nr. 11 2336. — Satz: Union Druckerei (VOB), 108 Berlin. Druck: Druckerei Neues Deutschland, Franz-Mehring-Platz. Veröffentlichung unter der Lizenz-Nr. 134 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. Erscheint sechsmal wöchentlich. Abonnementspreis (im voraus zahlbar) frei Haus durch die Post 4,- M monatlich. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Ausgabe A 30 067 AN (EDV) 603 464 Ausgabe B 30 068 AN (EDV) 603 308



# Die Suche nach dem menschlichen Maß

Berichte von Begegnungen in Frankreich

„Wir sind für den Sozialismus, nicht weil wir Christen sind, sondern weil wir Arbeiter sind.“

Die erste Station unserer Reise war Montbéliard, eine Stadt, die zu einem großen Gebiet ineinandergreifender Städte gehört. Das ganze Gebiet wird wie von einer Monokultur von den Peugeot-Werken beherrscht. Die Gruppe wurde dann geteilt. Gerhard Johann und Eckhard Schülzgen fuhren nach kurzem Zwischenaufenthalt im Kloster Bosserville bei Nancy weiter in die Industriearbeiterstadt Hagondange. Den Abschluß der Reise bildete ein Aufenthalt in Paris, wo die Sekretariate der einladenden Organisatio-

nen (Mission Populaire Evangélique en France und Action Catholique Ouvrière — ACO) arbeiten.

Das Programm war mit Gruppendiskussionen, öffentlichen Veranstaltungen, Einzelgesprächen und Besichtigungen angefüllt, die uns einen tiefen Einblick in die Situation gesellschaftlich engagierter Menschen vermittelten und von uns ausgiebige Informationen über das Leben und die Kirchen in der DDR verlangten. Unsere Gesprächspartner waren vor allem Pastoren, Priester und Laien,

die sich für eine sozialistische Gesellschaft in Frankreich einsetzen. Von daher trafen wir auf ein auf richtiges Interesse an dem Leben in der DDR, und es fehlten bis auf geringfügige Ausnahmen Fragen mit aggressivem Hintergrund. Zu den Begegnungen gehörten auch Gespräche mit kommunistischen Kommunalpolitikern, ein öffentliches Forum im Stadttheater von Montbéliard und ein Treffen mit der Freundschaftsgesellschaft Frankreich-DDR in Bethoncourt.

„Der Sozialismus kommt auch bei uns, denn vom Kapitalismus haben wir genug.“ Mit diesem voller Überzeugung ausgesprochenen Satz begrüßte uns beim Frühstück einer der 35 Priester, die im Kloster Bosserville zu einer Tagung versammelt waren. Dann erzählte er seine Geschichte. Sein Vater war Arbeiter und Mitglied der Kommunistischen Partei Frankreichs. Der Sohn hat den Vater oft am Wochenende über das wenige Geld weinen sehen, das er als Lohn harter Arbeit nach Hause brachte und mit dem er die Familie ernähren mußte. Sonntags ging die Familie zur Messe. Als sich der Vater während der Predigt einmal die Nase schnaubte, unterbrach der Priester seine Rede. Er fragte ihn vor der versammelten Gemeinde, was er als Kommunist eigentlich im Gottesdienst zu suchen habe. Der Vater ist von dem Tage an nie wieder zur Messe gegangen. Der Sohn hat diese diffamierende Szene nicht vergessen.

Aber dann wollte der Sohn Priester werden. Zwei Jahre hat es gedauert, ehe der Vater die Zustimmung gab. „Werde aber nicht wie die anderen Priester“, war die Mahnung, die er dem Sohn mit auf den Weg gab. Heute kämpft dieser Priester in der ACO mit den Arbeitern um eine neue sozialistische Ordnung in Frankreich.

Die Geschichte zeigt den Hintergrund vieler Priester, die in der ACO mit in den revolutionären Gewerkschaften engagierten Laien zusammenarbeiten. Sie zeigt auch die Grundstimmung vieler Diskussionen. Wir kamen in eine Kampfsituation. Insbesondere in dem von Peugeot beherrschten Gebiet um Montbéliard wird dieser Kampf mit großer Schärfe geführt. Vor einigen Jahren hatte es hier während eines Streiks zwei Tote und 150 Verletzte gegeben, als Waffen und Handgranaten gegen die Streikenden eingesetzt wurden. Seit dieser Zeit verfolgt die Unternehmensleitung verstärkt eine Politik, die gegen die organisierte Arbeiterschaft gerichtet ist.

Um die Arbeiter zu spalten, hat das Unternehmen eine eigene Gewerkschaft gegründet, für die es Kader ausbildet und Propagandamaterial herausgibt. Verleumdung der revolutionären Gewerkschaften, Antikommunismus und Diffamierung der sozialistischen Staaten sind Mittel dieser Politik. Ihr Ziel ist es, Angst unter den Arbeitern zu verbreiten. Darum hat das Unternehmen auch eine „Privatarmee“ aufgestellt, deren Funktion weit über den normalen Betriebsschutz hinausgeht; sie wird zur Bespitzelung der Arbeiter im Betrieb und gegen Streiks eingesetzt.

Um eine schnelle Solidarisierung der Arbeiter zu erschweren, fahren beispielsweise die Busse, die die Arbeiter in den Betrieb bringen, nicht mehr wie früher nur bis zum Werkstor, sondern bis zu den einzelnen Werkhallen und von dort wieder zurück in die Wohngebiete. Der gleiche Zweck wird verfolgt, wenn

Mitglieder der Reisegruppe mit dem kommunistischen Bürgermeister, im Hauptberuf Schuldirektor (dritter von rechts), vor dem Rathaus in Bethoncourt



Gespräch im evangelisch-lutherischen Pfarrhaus von Montbéliard, v. l. n. r.: der evangelisch-lutherische Pfarrer Bottinelli, ein katholischer Priester und Pastorin Burkhardt aus Halle

Fotos: Orphal (2), Johann

möglichst Arbeiter verschiedener Nationalität und Sprache an einen Arbeitsplatz gestellt werden. Immer wieder werden Funktionäre der revolutionären Gewerkschaften gemäßregelt.

In diesem Klima hat sich das Bewußtsein des Klassenkampfes für die Befreiung der Arbeiterklasse und eine sozialistische Gesellschaft entwickelt. Auch die in der ACO vereinigten Arbeiter und Priester sind von diesem Bewußtsein erfüllt. Einer der Sekretäre der ACO drückte ihre Haltung auf Grund der täglichen Erfahrung mit dem Satz aus: „Wir sind für den Sozialismus, nicht weil wir Christen sind, sondern weil wir Arbeiter sind.“ Der erste Ort des Kampfes ist der Betrieb, aber die französischen Freunde sehen drei Ebenen, auf denen der Kampf geführt wird: die betriebliche, die gesamt-politische und die ideologische.

Die Kampfsituation erfordert Organisation und Solidarität der Arbeiter. Zunächst waren wir erstaunt, daß nur etwa 20 Prozent der Arbeiter in Frankreich gewerkschaftlich organisiert sind, in den Peugeotwerken nur etwa 12 bis 15 Prozent. Entsprechend der gewerkschaftlichen Tradition in Frankreich bilden die revolutionären Gewerkschaften jedoch eine Avantgarde im Klassenkampf. Ihre Stärke hängt nicht so sehr von ihrer Mitgliederzahl als vielmehr von ihrer Organisation und dem aktiven Einsatz ihrer Mitglieder ab. Trotz der Aufspaltung in mehrere Organisationen beeindruckt die Geschlossenheit und Zusammenarbeit aller revolutionären Kräfte.

Um die katholischen Arbeiter in ihrem Kampf zu begleiten und ihnen die Möglichkeit zur theologischen Reflexion ihres Kampfes zu geben, wurde die ACO (Action Catholique Ouvrière) innerhalb der katholischen Kirche gegründet. Sie wird von den in der CGT und der CFDT engagierten katholischen Laien getragen, die in dem Bewußtsein, eine neue Kirche und eine neue Theologie vorzubereiten, ein hohes Maß an Klarheit des Weges und der Klassenkampfsituation entwickelt haben. Es ist eine Überraschung zu erleben, wie hier ein nicht unerheblicher Teil der Kirche auf der Seite der Arbeiterklasse kämpft.

Während die Mission Populaire Evangélique en France ihre Aufgabe zuerst in der Entwicklung des Klassenkampfes und in der Ermutigung zum Engagement sieht, geht die ACO von den Erfahrungen der katholischen Arbeiter aus, die mit ihrer ganzen Existenz in den Kampf verwickelt sind. Entscheidend ist dafür vermutlich, daß sie

soziologisch stärker in der Arbeiter-schaft verwurzelt ist. Die Laien sind das tragende Element. Ihre alltäglichen Erfahrungen werden theologisch reflektiert und führen zu einer neuen Erfahrungstheologie, deren Aussagen existentiell gedeckt sind. An dieser Stelle muß noch einmal der Satz, den man nicht lange genug in verschiedenen Richtungen meditieren kann, zitiert werden: „Wir sind für den Sozialismus, nicht weil wir Christen sind, sondern weil wir Arbeiter sind.“ Mit diesem Satz soll bewußt ein christlich begründeter Sozialismus abgewehrt werden und ein Zusammengehen mit den Marxisten ohne Vorbehalte ermöglicht werden; denn die Wurzel ist das gemeinsame Leben und der gemeinsame Kampf der Arbeiter in der organisierten Arbeiterbewegung.

Theologisch wird die Situation durch den Glauben qualifiziert, daß Gott heute im Befreiungskampf der Arbeiterklasse wirkt. Gott steht, so sagen diese katholischen Priester und Laien, im Klassenkampf für eine sozialistische Gesellschaft auf der Seite der Arbeiterklasse — auch in Frankreich. Die katholischen Arbeiter verstehen ihren Kampf als Teilnahme an der Aktion Gottes am konkreten Ort; das ist ihre Mission. Wer sich hier engagiert, ist mit dem Geist Gottes erfüllt. So ist eine „neue Kirche“ im Bunde mit dem Wirken Gottes heute im Werden. Die „alte Kirche“, aus der sie sich zwar meist nicht völlig zurückziehen, interessiert eigentlich nur noch am Rande. Eines Tages wird es zu einer neuen Begegnung des arbeitenden und kämpfenden Volkes mit Christus kommen. Die katholischen Arbeiter der ACO glauben, daß sie mit ihrer Existenz diese Begegnung vorbereiten.

Trotz der Parallelität theologischer Gedanken bei ihnen und bei uns kam doch die Verschiedenheit der Situationen in Frankreich und in der DDR deutlich zur Geltung. Für unsere Freunde in Frankreich steht der Kampf um eine revolutionäre Umgestaltung der Gesellschaft im Mittelpunkt. In der DDR geht es um die Gestaltung einer neuen Gemeinschaft und um die Entwicklung engagierter, verantwortungsbewusster Menschen in der sozialistischen Gesellschaft. Wir sind verbunden in der Hoffnung, durch gesellschaftliche Existenz für die sozialistische Gesellschaft zur Gerechtigkeit und zum Frieden beizutragen, und glauben uns im Bunde mit dem Volke Gottes in unserer Zeit. Hier liegt für uns und für die Freunde in Frankreich auch der Ansatz für die Hoffnung auf eine neue Kirche. Für uns bleibt die Aufgabe, neue Probleme in unserem Engagement zu präzisieren, auf dem Hintergrund unserer existentiellen Erfahrung die biblischen Texte neu zu lesen und besser zu begreifen, was wir nach 30 Jahren Aufbau der sozialistischen Gesellschaft von der Arbeiterbewegung und dem Marxismus gelernt haben.

Unser Besuch wurde von dem Sekretär der ACO, Paul Maire, als eine große Hoffnung für die Freunde der ACO bezeichnet. Zum ersten Mal haben sie Christen aus der DDR getroffen, die bewußt für die sozialistische Gesellschaft eintreten. Diese Begegnung bedeutete für sie eine Stärkung in ihrem Kampf und eine Ermutigung in ihrer Zielstellung, der sozialistischen Gesellschaft. Es bedeutete aber auch eine Bestätigung ihres Glaubens an eine „neue Kirche“, weil sie Menschen getroffen haben, die sie nicht gekannt haben und die in gleicher Weise an eine „neue Kirche“ glauben wie sie selbst. Mit diesen Worten verabschiedete uns Paul Maire in dem Schlußgespräch und drückte den starken Wunsch aus, diese Begegnungen weiterzuführen.

Eckhard Schülzgen



Die Reisegruppe bei einem Stadtbummel in Paris

## Dokumente der Mission Ouvrière

Wir stehen an sehr unterschiedlichen Stellen dieses Arbeiterlebens. Aber jeweils von dort brechen wir auf, um die Unterschiede zu entdecken und ihre Bedeutung, die sie vor Jesus Christus und der Kirche haben. In dem folgenden Text wird versucht, die Teilnehmer an einer Tagung daran zu erinnern, daß wir in einer für die Arbeiterklasse sehr harten Periode leben.

### Dort muß man sein ...

Dort, an der Seite der Sklaven, an der Seite der so schön eingefahrenen Sklaverei, wo die Leute sind, denen in den Hintern getreten wird.

dort, wo die Versuchung auszubrechen ständig größer wird, und man doch die Wurzeln spürt, die einen festhalten.

Dort — wie ein Kettenglied: Da ist ein ungeheurer Zug, aber es muß halten, wenn nicht alle auf die Schnauze fallen sollen.

Dort, zwischen allen und gegen alle, um der Macht der Befreiung wegen, die sich nur hier zeigt.

Dort, wo sich die Menschen aufrichten und organisieren. Aufgerichtet zu sein, das ist so wichtig.

Dort, wo die Menschen ihr Herz verloren haben, nur auf Rache sinnen, alles kurz und klein schlagen möchten oder keinen anderen Ausweg sehen, als schnellstens abzuhauen.

Dort, wo eine neue Gesellschaft entsteht und eine Strategie, sie zu erreichen, auch wenn es ein langer Weg sein sollte,

dort, wo die Arbeiter die ersten sein werden.

### So wirst du ein anderer

Indem du mit den bis ins Innerste frustrierten Leuten lebst, wirst du ein Mensch, der weiß, was „Verlangen“ ist, du wirst wieder lernen, welches die Hoffnung des Armen ist.

Indem du mit denen lebst, die nichts oder das Verkehrte gelernt haben, wirst du endlich begreifen, daß die höchste Würde die der Hände ist.

Indem du mit denen lebst, die es an-akotzt, anderen in den Hintern zu kriechen, die sich blindwütig in ihre Arbeit stürzen, wird dir der Zorn Gottes verständlicher werden.

Indem du mit denen lebst, die kämpfen, wirst du wieder oder zum ersten Mal lernen, was Hoffnung ist: Das Ziel, das wir uns gesteckt haben, ist es wert, einen mühevollen Weg zu gehen — und wir werden es erreichen.

Indem du mit solchen Kämpfern lebst, wirst du die historische Dimension der Vergebung entdecken: Niemals darf einer aufgegeben werden, so erbarmlich er auch sein mag, alle sind gerufen, sich der großen Sammlung der Arbeiter anzuschließen, niemand soll sich entmutigen lassen.

Indem du mit denen lebst, die sehr menschliche Projekte der Befreiung vor Augen haben, die ihre Tempel mit Menschenhänden bauen wollen, mit denen, die sich ihnen entgegenstrecken, fällt dir da nicht ein, was Jesus über den Durst der Frau aus Samarien (Joh. 4) gesagt hat?

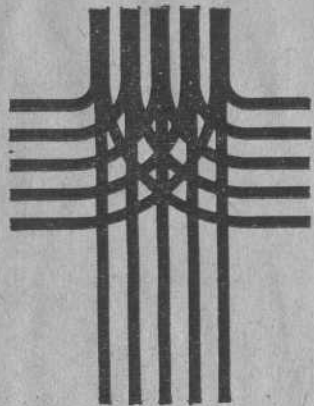


## Aus der Kirchenprovinz Sachsen:

### Ein Symbol — eine Einladung

Diese Grafik tauchte in den ersten Wochen des Jahres an verschiedenen Stellen im kirchlichen Bereich auf, vor allem in den Gemeinden in Halle und Umgebung. Auf Schleifenband gedruckt, kommt sie nach und nach unter die Leute.

Eine sehr klar und präzise wirkende Zeichnung zeigt gelbe Linien auf blauem Grund. Sind es Eisenbahngleise? Soll es ein Entwurf für eine Kreuzung fünfspuriger Straßen sein? Das wäre allerdings verkehrstechnisch völlig unmöglich. Aber das ist nicht der Sinn dieser Darstellung. Sie



will vielmehr Wege zeigen, sie aber nicht vorzeichnen.

Ein Kreuz ist hier deutlich zu erkennen. Doch das ist sicher nicht der alleinige Inhalt. Ich fragte Bekannte, welchen Sinn sie in diesem Symbol sahen. Alle gingen aus von dem Eindruck, daß es sich um Wege handele. Vielleicht lag das auch an dem darüberstehenden Text, obwohl er nicht sofort auffällt: „Gottes Wege führen weiter“. Und hier einige Antworten:

**Eine Rentnerin:** Wege kommen von allen Seiten, verbinden sich und gehen alle in der gleichen Richtung weiter. Sie bilden ein Kreuz. Das soll zeigen, daß es Wege Gottes sind.

**Ein Diplomingenieur:** Wege, die von einer Stelle — von oben, von Gott — herkommen, verteilen sich in alle Himmelsrichtungen. Gottes Wege gehen zu allen Menschen, Menschen gehen in Gottes Auftrag überallhin.

**Ein Schüler:** Viele Wege aus verschiedenen Richtungen treffen sich, jeder kreuzt oder berührt andere. Wo sie zusammen weitergehen, werden sie breiter.

**Ein Naturwissenschaftler:** Ein gutes ökumenisches Symbol. Kirchen aus

allen Richtungen treffen sich, gehen aufeinander zu. Einige vereinigen sich und werden dadurch stärker. Alle gehen schließlich parallel weiter...

Ein Pfarrer fragte eine Gruppe seiner Gemeinde: Kommen die Wege von oben, oder gehen sie nach oben? Hier die Antwort: Beides ist denkbar. Verschiedene Wege sind möglich, keiner ist der einzig richtige. Wenn man „die Kurve gekriegt“ hat, gehen die Wege parallel. Die Eini-gung geschieht durch das Kreuz. Gemeinsame Wege werden breiter. Neben den Wegen ist es dunkel. Ein wirkungsvolles Symbol.

Vielleicht sind nicht alle Gedanken, die es weckt, so positiv. Mancher wird von seiner eigenen Lage aus sa-

gen, daß Gottes Wege durchaus nicht immer so gerade, symmetrisch und wohlgeordnet erscheinen. Aber das Symbol erfüllt offenbar seinen Zweck: Es gibt zu denken.

Das Symbol ist eine Einladung. Es lädt alle, denen es vor die Augen kommt — zum Kirchentag in Halle vom 17. bis 19. September ein. Machen wir uns auf den Weg. Treffen wir uns mit denen, die auf verschiedenen Wegen dorthin kommen werden. Gehen Sie ein Stück mit im gemeinsamen Nachdenken. In den Arbeitsgruppen des Kirchentages kommen wir sicher zu unterschiedlichen, aber vielleicht parallelen Ergebnissen. Lassen wir uns die Erfahrung nicht entgehen, die man da machen kann, wo Christen sich treffen: „Gottes Wege führen weiter“.

### Ältesten- und Männerrüstungen 1976

Die Männerarbeit der Kirchenprovinz Sachsen lädt Kirchenälteste und Männer zu diesen Rüstzeiten herzlich ein:

4. bis 7. März auf Schloß Mansfeld (vorwiegend für den Propstsprengel Altmark). Anmeldung an Pfarrer Gregor, 1801 Bendorf.

4. bis 7. März im Zinzendorf-Haus Neudietendorf (vorwiegend für den Propstsprengel Magdeburg). Anmeldung an Pfarrer Schwennicke, 60 Suhl, Steinweg 24.

12. bis 14. März auf Schloß Mansfeld (vorwiegend für den Propstsprengel Naumburg). Anmeldung an Pfarrer Ziebarth, 49 Zeitz, Michaeliskirchhof 10.

18. bis 21. März auf Schloß Mansfeld (vorwiegend für den Propstsprengel Magdeburg). Anmeldung an Pfarrer Gregor, 1801 Bendorf.

26. bis 28. März auf Schloß Mansfeld (vorwiegend für den Propstsprengel Halberstadt-Quedlinburg). Anmeldung an Superintendent

Mütsch, 4323 Ermsleben, Bahnhofstraße 12.

1. bis 4. April auf Schloß Mansfeld (vorwiegend für den Propstsprengel Halle-Magdeburg). Anmeldung an Pfarrer Thon, 4251 Volkmaritz.

Vom 31. Mai bis zum 3. Juni findet auf Schloß Mansfeld die Provinzialmännerrüstungen der Kirchenprovinz Sachsen statt, zu der Teilnehmer aus der ganzen Kirchenprovinz erwartet werden. Pfarrer Gottschalk, 3241 Rätzlingen, Straße der Genossenschaft 6, nimmt Anmeldungen entgegen. Zu dieser Rüste können auch die aus Altersgründen aus dem Amt geschiedenen Ältesten kommen. Ehefrauen sind ebenfalls herzlich willkommen.

Einzelheiten über Verlauf und organisatorische Notwendigkeiten gehen Teilnehmern außerhalb der jeweils genannten Propstsprengel nur nach Anmeldung zu.

Geschäftsstelle der Männerarbeit in der Kirchenprovinz Sachsen, Pfarrer Gottfried Braasch, 4736 Wiehe, Markt 2.

### Vor der Halleschen Missionskonferenz

Zur Halleschen Missionskonferenz vom 14. bis 16. März 1976 in Halle (Saale) im Gemeindehaus der Johanneskirche, hat in diesem Jahr ein von Bischof Dr. Werner Krusche eingesetzter Vorbereitungsausschuss eingeladen. Der bisherige Vorstand dieser an Jahren und Tradition reichen Konferenz ist zurückgetreten. Provinzialpfarrer im Nebenamt Dietrich Orland hat sein Amt abgegeben. Bei der diesjährigen Zusammenkunft von an Mission und Ökumene interessierten Leuten (Kreisbeauftragte von jetzt 60 Kirchenkreisen inbegriffen) wird der Bischof den neuen Provinzialpfarrer für Ökumene und Mission der Kirchenprovinz Sachsen, Pfarrer Eckhardt Sehmsohn (38), aus Annaburg im Kirchenkreis Jessen einführen. Auch er wird — wie seine Vorgänger — Gemeindepfarrer bleiben.

Es ist nicht ganz klar, wer am 15. März bei wem zu Gast ist: die Hallesche Missionskonferenz beim

Propsteipfarrkonvent Halle—Merseburg oder die Pfarrer bei der HMK, jedenfalls wird „unser“ Delegierter in Nairobi seinen Bericht über die Weltkirchenkonferenz vor vielen Teilnehmern geben. Informationen zur kirchlichen Lage in Tansania — die Südsynode ist „Partnerkirche“ der Kirchenprovinz Sachsen —, Namibia und Äthiopien stehen auf dem Programm.

Am 16. März ist bei einer Anhörung Gelegenheit zum Gespräch darüber, welches Profil die Hallesche Missionskonferenz bekommen soll. Der Einladungsbrief spricht von einer „neuen Orientierung auf die Erfordernisse, die sich aus den heutigen Voraussetzungen in der Missionsarbeit und im ökumenischen Bezugsfeld ergeben“. Der neue Provinzialpfarrer und auch das Ökumenisch-Missionarische Zentrum Berlin, das sich bei der Vorbereitung auf Nairobi in den Versammlungen der Kirchenkreise im letzten Jahr viel Mühe gegeben hat, werden — so ist zu hoffen — gute Geburtshelfer für die weitere Arbeit in Sachen Mission und Ökumene sein.

### Kirchenmusik in der Passionszeit

**Bitterfeld, Ev. Stadtkirche**  
Karfreitag, 16. April, 17 Uhr, Passionsmusik, Bitterfelder Bachchor, Leitung: Kantor Matthias Jacob.

**Halle/Saale, Marktkirche**  
So., 4. April, 19.30 Uhr, Johann Sebastian Bach: Johannes-Passion, Hallesche Kantorei mit Orchester und namhaften Solisten, Leitung: Kantor Helmut Gleim.

**Merseburg/Saale, Stadtkirche St. Maximi**  
So., 4. April, 19.30 Uhr, Reinhard Keiser: Markus-Passion, Merseburger Kantorei, Leitung: Kantorin Eva Hinz.

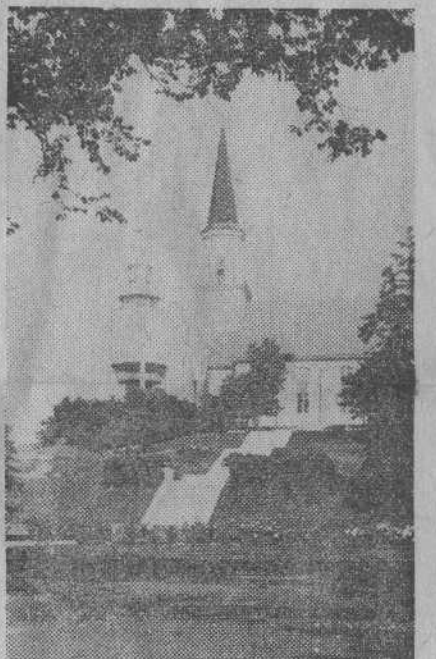
**Naumburg/Saale, Marienkapelle (Domaula)**  
Sbd., 6. März, 19.30 Uhr, Johann Sebastian Bach: Die Kunst der Fuge. Ausführende: Leipziger Kammermusik-Vereinigung.

**Salzwedel, Kirche**  
So., 4. April, 19.30 Uhr, Johann Sebastian Bach: Kantate 131 und Bruckner: „Requiem d-Moll“. Ausführende: Kantorei Salzwedel, Solisten, Orchester, Leitung: Joachim Barthels.

**Stendal, Dom (Cordatusaal)**  
So., 14. März, 16.30 Uhr, Solo-Lieder und Klaviermusik zur Passion. Ausführende: Mechthild Wenzel, Senta Zock. So., 11. April, 20 Uhr, Im Dom St. Nikolaus, Reinhard Keiser (Zeitgenosse Bachs): Markuspassion, Domkantorei, Solisten, Orchester, Leitung: Kantor Horst Lehmann.

**Suhl, Hauptkirche St. Marien**  
Karfreitag, 16. April, 15 Uhr, Passionsmusik. Ausführende: Sühler Kantorei und Kinderchor, Leitung und Orgel: Kantorin Elisabeth Schubert.

**Lutherstadt Eisleben, St. Andreaskirche**  
So., 11. April, 16.30 Uhr, Johann Sebastian Bach: Johannes-Passion. Ausführende: Kantoreien Eisleben, Artern, Sangerhausen und Katholischer Kirchenchor Eisleben, Leitung: Kantor Werner Stoll.



Kirche in Hangö, größter Winterhafen Finnlands  
Foto: Ihlou

**Das Berliner Sprachenkonvikt**, die Theologische Ausbildungsstätte der Evangelischen Kirche Berlin—Brandenburg, eröffnet das Frühjahrssemester 1976 am 9. März mit einer Festvorlesung von Dozent Dr. habil. Mau und der Immatrikulation der neu zugelassenen Studenten durch den Rektor, Frau Dr. von Loewenclau.

### Freie Stellen

In Dippoldiswalde ist die Stelle des Kircheners, Glöckners und Hausmeisters sofort zu besetzen. Sie umfasst die Dienstbereiche des Kircheners (Stadtkirche und Friedhofskirche) und des Hausmeisters der kirchlichen Gebäude (Superintendentur, Pfarrhaus und Kantorat). Die Mitarbeit der Ehefrau als Raumpflegerin ist erwünscht. Dienstwohnung ist vorhanden (drei Zimmer, Küche und Mitbenutzung des Bades). Dippoldiswalde liegt im Ost-erzgebirge, 20 km südlich von Dresden, in gesunder Lage. Bewerbungen (Lebenslauf und Zeugnisse) an den Ev.-Luth. Kirchenvorstand, 623 Dippoldiswalde, Kirchplatz 12.

Wieder zu besetzen ist die durch Emeritierung frei gewordene Pfarrstelle der Kreuzkirchengemeinde Görlitz (5 Pfarrstellen, 7500 Gemeindeglieder). Pfarrwohnung im Paul-Gerhardt-Haus, an der Jakobuskirche 2, nahe Bahnhof, sechs Zimmer. Erwartet wird Aufgeschlossenheit für Gemeindeaufbau und Besuchsdienst, Jugendarbeit und Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit Amtsbrüdern und Mitarbeitern. Besetzung durch Gemeindevwahl. Bewerbungen an das Evangelische Konsistorium, 89 Görlitz, Berliner Straße 62.

**Morgenfeier**  
Radio DDR 7.30 Uhr  
Sonntag, 7. März  
Pastor Frieder Ringels (Berlin)  
Evangelisch-Methodistische Kirche

Herausgeber: Evangelische Kirchenleitung Berlin-Brandenburg, Lizenzträger: Bischof D. Albrecht Schönherr, Chefredakteur: Pastor Gerhard Johann, Redaktion und Verlag: 102 Berlin, Sophienstraße 3. Fernruf: 2 82 30 97. — Veröffentlicht unter der Lizenznummer 425 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. — Druck (36a) Union Druckerei (VDB), 108 Berlin. — Monatlich: Berliner Ausgabe (32 205) 0,65 Mark; Allgemeine Ausgabe (32 206), Görlitzer Ausgabe (32 207) und Greifswalder Ausgabe (32 208) 0,85 Mark. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte.

### Wie ökumenisch wird der Kirchentag in Halle?

Diese Frage stellt sich für ein Vorhaben, das unter der Losung „Gottes Wege führen weiter“ steht. Man ist versucht hinzuzufügen: Führen sie im Zusammenleben der Kirchen und Konfessionen zur Einheit weiter? So zu fragen, ist berechtigt angesichts eines merkwürdigen Widerspruchs, den wir immer wieder erleben. Das direkte Gespräch der Konfessionen ist nach dem Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils relativ rasch ins Stocken geraten. Der erwartete Aufschwung ist ausgeblieben oder doch abgeebbt. Im Alltag findet man oft eine schnelle Verständigung zwischen einzelnen katholischen und evangelischen Christen am Arbeitsplatz und in der Nachbarschaft. Dort bindet sie gemeinsames Müssen um gleiche Probleme. Sie werden deutlich darauf hingewiesen, wie sehr sie den gleichen Herrn haben, der sie zum Gehorsam ruft. Unter sich sind die Gemeindeglieder reibungslos einig. Die gemeinsamen Probleme führen zusammen, dem noch Trennenden räumen sie oft nicht das gleiche Gewicht ein, wie das die leitenden Fachleute der Kirchen tun. Der katholische Theologe Johann Baptist Metz hat diesen Weg die „indirekte Ökumene“ genannt, im Gegensatz zur direkten, die im unmittelbaren Lehrgespräch gewonnen wird.

Den heute gestellten Problemen nachzugehen, hat sich der Kirchentag in Halle vom 17. bis 19. September vorgenommen. Alle bei uns ver-

tretenen Kirchen und Freikirchen sind als Gäste beim Kirchentag eingeladen. Daß sich zur Vorbereitung der Arbeitsgruppen des Kirchentages Christen verschiedener Kirchen und Gemeinschaften zusammensetzen/läßt uns hoffen. Der für die Gemeinde der kleinen Zahl ohnehin nötige Kontakt über Kirchentagsgrenzen hinaus gestaltet sich auf diese Weise noch lohnender. Die „indirekte“ Ökumene führt uns dann auch zur direkten, dem besseren Verstehen untereinander.

Wie ökumenisch der Kirchentag in Halle wird, läßt sich noch nicht überblicken, solange die Vorbereitungen im Gange sind. Es wird davon abhängen, was aus dem Angebot bis zum September gemacht wird. Er will Gelegenheit zum Zusammensetzen der verschiedenen, oft voneinander getrennten Christen und Kirchen geben.

Verdient nicht der Impuls der Dresdener Pastoralsynode aufgenommen zu werden, wonach von katholischer Seite aus mindestens eine gemeinsame Zusammenkunft im Jahr auf regionaler Ebene empfohlen wird? Müßten nicht die übrigen Kirchen und Freikirchen, nachdem sie in Nairobi vertreten waren, in dem Umkreis, in dem sie leben, auch weitere „Schritte aufeinander zu“ wagen? Nicht zuletzt von solcher ökumenischen Initiative wird der bleibende Gewinn eines Kirchentages abhängen.

Dr. Nierth

### Tagung im Kirchlichen Forschungsheim Wittenberg Lutherstadt

Unter dem Thema „Die wissenschaftlich-technische Zukunft der Welt und der Glaube der Christen“ steht eine Tagung im Kirchlichen Forschungsheim Wittenberg vom 17. bis 25. März. Diese Tagung richtet sich sowohl an Pfarrer und kirchliche Mitarbeiter, in deren theologischem Denken und kirchlichem Dienst dieses Thema wichtig ist, als auch an Gemeindeglieder, die durch ihren Beruf und ihre Situation mit diesem Problem konfrontiert sind. Auch die Teilnahme nur über das Wochenende (20. und 21. März) ist durch einen in sich geschlossenen Programmteil möglich.

Thematische Ausgangspunkte sind das explosive Bevölkerungswachstum, die Belastung der natürlichen Umwelt durch die Industrialisierung und ferner die Nahrungs- und Rohstoffverknappung. Fachkundige Referenten der Tagung sind u. a. Propst Dr. Heino Falcke (Erfurt), Teilnehmer an der Konferenz des Ökumenischen Rates über wissenschaftlich-technische Zukunft, Bukarest 1974, Professor Dr. Erich Hoffmann (Halle/Saale), Ökonom, und Dr. Günter Scholz (Gatersleben), Landwirtschaftswissenschaftler. Teilnehmer an der Weltkirchenkonferenz Nairobi 1975.

Es sollen theologische Ansätze dargestellt werden, die den genannten Problemen nachgehen und auf sie eingehen. Anliegen des Kirchlichen Forschungsheims ist es dabei besonders, den Dimensionen und der Trag-

weite der christlichen Rede von der Schöpfung nachzudenken und das Thema „Schöpfung“ aus apologetischer Enge herauszuführen. Am Ende der Tagung soll genügend Zeit für die Teilnehmer sein, gemeinsam einen Entwurf für ein Gemeinseminar zum Thema zu erarbeiten. Die Tagung ist Bestandteil des kirch-

### Du oder Sie

Die Eltern hatten ihrer kleinen Tochter gerade den Unterschied von „Sie“ und „Du“ beigebracht. So erklärten sie dem Kind, soweit das verstehen konnte, daß das „Sie“ einen Abstand kennzeichnet, Ehre und Achtung bezeugt. Am Abend waren sie dann allerdings sehr verwundert, als das Kind in seinem Abendgebet Gott mit „Sie“ ansprach, dem es doch Ehre und Achtung schuldig war. Sie sagten zu der Tochter: „Zu Gott darfst du getrost ‚Du‘ sagen, wie ja zu uns auch.“

Anschließend dachten die Eltern darüber nach, wieso man eigentlich zu den übergeordneten und höhergestellten Menschen „Sie“ sagt und sogar noch Titel und Anreden dazwischensetzt, aber gerade Gott, den Allerhöchsten, vertraut mit „Du“ anspricht. „Da alles, was von Gott und über ihn gesagt wird, ja also vom Menschen kommt“, meinte die Frau, „wird man gewiß deshalb so sagen, um Gott gleichsam als

eigene Erfindung nicht zu bedeuten werden zu lassen.“ Der Mann entgegnete: „Ich nehme an, das hängt damit zusammen, daß das Volk, von dem wir Gott kennengelernt haben, nur diese Anrede kannte, so daß man sie einfach übernommen hat. Sicher gibt es dafür eine sprachwissenschaftliche Erklärung. Aber es wäre vielleicht gar nicht so übel, wenn man es sich einfach folgendermaßen denkt: Wir sagen zu jedem Kind ‚Du‘, vermutlich doch, um unsere Verbundenheit mit ihm zu zeigen oder auch etwas herablassend. Wenn wir aber einen erwachsenen Menschen duzen, dann muß er uns schon etwas bedeuten, sei es, daß man sich liebt oder befreundet ist, oder sei es, daß man ihn in seiner Arbeit und in seinem Leben sehr schätzt. Das ‚Sie‘ ist kühl und auf Abstand aus, das ‚Du‘ jedoch verbindet uns mit solchen, die wir lieben und ehren. Vielleicht kann man sich so auch erklären, daß man Gott nicht siezt.“

### Daniel bei den Löwen

Was macht man, wenn man einen Kinderchor hat, der immer beschäftigt sein will und nicht damit zufrieden ist, wenn er immer nur „Liedlein“ singen soll?

In Naumburg war diese Frage Anlaß zur Entstehung einer Kantate nach der Ballade „Die Geschichte von Daniel und den Löwen in der Grube“ von Klaus-Peter Hertzsch, zu der Wolfgang Elger die Musik schrieb. Die Uraufführung am 1. Advent, 1974 durch die Singschule der Naumburger Domkantorei war ein überwältigender Erfolg. Es kamen Anfragen nach Wiederholung und viele Einladungen. So ist diese Kantate inzwischen in acht verschiedenen Gemeinden musiziert worden. Nach Aufführungen in der näheren Umgebung (Freyburg/Unstrut, Weißenfels, Bad Kösen) reiste der Chor bis nach Delitzsch und Halle, St. Johannes. Für 1976 liegen Einladungen nach Eisleben und zum Kirchentag in Halle vor. Der Wittenberger Kinderchor sang das Werk unter Leitung von Klaus-Dieter Mütsch in Oranienbaum und plant weitere Aufführungen.

Diese Kantate, in der die bildhafte Sprache des Textes durch eine musizierfreudige und farbenfrohe Musik ergänzt wird, kann von allen mittleren Kinderchören gesungen werden. Die Drucklegung bei der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin in diesem Jahr wird manchem Chorleiter ein Stück weiterhelfen.



# Gossners Missionsblatt

Berlin, April 1961 (Nr. 2)

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Gegründet 1834





## »ER REDET GEWISSERMASSEN MARSCHIERENDE KOLONNEN AN...«

Die Mission ist uns auf den Leib gerückt. Die Welt ist klein geworden. Vor 50 Jahren noch lasen Afrikaner und Asiaten am Missionar ab, was Christsein heißt. Heute brauchen sie dazu keinen Missionar. Heute sind die Afrikaner und Asiaten bei uns. Und die anderen lesen in den Zeitungen und hören im Rundfunk, sehen in den Bildzeitschriften und in den Kinos das, was ihrer Meinung nach Christentum ist. Sie nennen es die RELIGION OHNE GLÄUBIGE. Und die Brüder aus der jungen Christenheit können es nicht verschweigen: Ihr legt uns Lasten auf mit dem, was ihr sagt, mit den Gliedern eurer Kirche, die im weltlichen Beruf zu uns kommen und durch ihr ganzes Sein wider uns zeugen und doch zu euch gehören. Mehrere von denen, die in Europa waren und durchaus nicht naiv urteilen, haben an mich — und zwar aus dem heraus, was sie an gottesdienstlichem Leben miterlebten — eine merkwürdige Frage gestellt: „Wie stehen die Glieder eurer Kirchen eigentlich zu den Religionen? Wissen sie, was sie von den Religionen trennt? Wir haben manchmal den Eindruck, daß es im europäischen Christentum um dieselben Dinge geht wie in unserer heidnischen Umwelt auch. Man braucht Trost und Kraft. Man möchte in der Neigung zum Guten bestärkt werden und die Zuversicht genährt haben, daß es schließlich nicht so schlimm kommt. Und das alles knüpft sich an den Nothelfer Jesus. Nur der Name ist verschieden. Bei uns heißt es: Krishna, Buddha oder Mohammed. Wissen die Glieder eurer Kirchen eigentlich, warum sie Christen sind, oder sind sie es doch nur, weil sie in christlicher Umgebung geboren sind? Wie lebt ihr mit den Nichtchristen bei euch? Wir haben kaum etwas anderes gesehen als zeugnislose Koexistenz.“ Das sind nicht nur neugierige Fragen. Sondern dahinter steht das, was ein Christ aus Asien einmal so ausgedrückt hat: „Ihr könnt uns nichts Größeres und Notwendigeres tun, als daß ihr wirklich Kirche seid.“

*Der Botschafter an Christi Statt,*

steht heute in Asien nicht in einer sich auflösenden Welt, in der er den einzeln gewordenen Menschen anreden kann, sondern in einer Welt, die sich neu formiert.

### »ER REDET GEWISSERMASSEN MARSCHIERENDE KOLONNEN AN«

*Prof. D. Walter Freytag †*

---

Zu unserem Titelbild: Die Türglocke zur Gossner-Mission, Zweigstelle Ost, Göhrener Straße 11 (Ostberlin), steht nicht still



# Der Protestantismus im Rückzug angesichts der offenen Türen in Indien

Ein Artikel der „International Review of Missions“, Oktober 1960, geschrieben von Rev. *Din Dayal*, der als Missionar der „Vereinigten Kirche Nordindiens“ unter den Indern in Afrika wirkt und hier seine Beobachtungen während eines Heimaturlaubs mitteilt — ins Deutsche übertragen von Präses Lic. *Stosch*.

Indien geht einer Zeit so reicher Möglichkeiten durch die Verkündigung des Evangeliums entgegen wie noch nie in diesem Jahrhundert. Diese Überzeugung hat sich dem Verfasser dieses Aufsatzes aufgedrängt, während er kürzlich mehr als 10 000 Meilen in Indien und Pakistan reiste, mehr als 130 Gruppen von Christen besuchte und vielen Hundert Christen persönlich begegnet ist. Dem steht die betrübliche Tatsache entgegen, daß überall in den protestantischen Kirchen und Missionen eine mutlose Rückzugsstimmung herrscht und daß man deshalb nicht bereit ist, dem Ruf des Indiens von heute zu folgen.

In welcher Stärke dieser Ruf an uns ergeht, mögen wir aus folgenden Beispielen erkennen, die aus verschiedenen Gegenden Indiens gewählt sind: Ein Missionar im Panjab erklärte, es müßten wenigstens 20 bis 25 Bibelkreise in seinem Distrikt existieren, er wisse nur von 4 oder 5. Diese seien gegründet worden von Nicht-Christen zwecks Studiums der Bibel. Jeder dieser Kreise habe zwischen 15 und 50 Mitglieder. Kein Missionar, kein Christ sei an der Gründung beteiligt gewesen. Der Verfasser fand in fast jeder Gemeinde im Panjab neubekehrte und suchende Menschen, und zwar gehörten die meisten von ihnen den höheren Kasten und Bildungsschichten an. Diesen erstaunlichen Vorgang erklärten sich die Gemeindeleiter aus der Beobachtung, daß die Angehörigen der niederen Kasten gegenwärtig mehr Interesse hätten für die ihnen jetzt verfassungsmäßig zugestandenen Rechte und Freiheiten als für geistliche Dinge. Infolge davon haben die Bekehrungen von Gruppen aus den niederen Kasten fast ganz aufgehört. — Jemand hat zu bedenken gegeben, ob nicht Gott uns jetzt an die lange vernachlässigten höheren Kasten und an die Gebildeten weist, während wir immer noch versuchen, die niederen Kasten zu gewinnen.

Ein Geschäftsmann aus dem Stamme der Sikh gab kürzlich einen Kalender heraus mit einem Bibelspruch auf jeder Seite. Die Zahl derer, die an einem biblischen Fernunterricht sich beteiligen, geht schon in die Millionen. Unter den Neubekehrten findet man Regierungsbeamte, Doktoren, Kaufleute, Rechtsanwälte, Studenten. Während die Neubekehrten aus den niederen Ständen es oft an Ernst fehlen lassen, zeigen die Bekehrten aus der Oberschicht ungewöhnlichen Eifer und Einsatzbereitschaft.

Ein Doktor, der vor wenig mehr als einem Jahr getauft wurde, ist wegen seines Einsatzes für das Evangelium zum Pastor seines Ortes berufen worden. Ein Regierungsbeamter im westlichen Teil Indiens holte zur Feier des Tages, an dem er getauft wurde, eine Musikkapelle heran und ließ Süßigkeiten am Ort verteilen, wie es an Festtagen üblich ist. Ein Händler sagte, er sehe eine Aufgabe darin, an seine Kunden nebenher christliche Blätter abzugeben. Man

könnte noch mehr solcher herzerfreuender Beispiele berichten.

Wir haben schon allzuvielen Klagelieder hören müssen über die finsternen Zukunftsaussichten der Mission in Indien. Daher ist es hohe Zeit, die Aufmerksamkeit auf die sich neubietenden Missionsgelegenheiten zu lenken. Zwar kann man nicht leugnen, daß es bald nach der Unabhängigkeitserklärung Indiens Widerstand gegen die Mission und sogar Verfolgung gegeben hat — was übrigens der Kirche gut bekommen ist. Aber jetzt sind wir bereits in eine neue Periode eingetreten. So mußte es kommen. Die indische Öffentlichkeit beginnt, sich ein überlegteres und gerechteres Urteil über die Mission zu bilden. Man sieht allmählich, daß die Gegner der Mission in ihrer Kritik rein negativ und niederreißend verfahren und daß viele Vorwürfe, die man der Mission macht, auf Unwissenheit beruhen. Kürzlich hatte ein Missionshospital der Kirche von Schottland allerlei auszustehen von einer Krakeel machenden Bande von Hindus. Ein Nicht-Christ, der freundlich über das Hospital dachte, traf zufällig auf der Straße den Anführer dieser Leute und fragte ihn, warum er die nützliche Tätigkeit der Missionare störe. Die Antwort war: „Diese amerikanischen Missionare sind eine widerliche Gesellschaft, die müssen wir loswerden.“ Als ihm gesagt wurde, daß diese Missionare keine Amerikaner seien, sondern Schotten, sagte der Mann: „Na ja, ist etwa Schottland kein Teil von Amerika?“ Die Bevölkerung Indiens kann den liebevollen Dienst der Missionare nicht vergessen. An manchen Orten wendet sich das Volk gegen solche Fanatiker. In einem entlegenen Städtchen im westlichen Indien erschienen Unruhestifter von außerhalb, um gegen die Mission zu hetzen. Sie zogen vor das Hospital und ließen ihre Kampfkündigungen gegen die Missionare ertönen. Der Leiter des Hospitals erklärte sich bereit, ihnen den Schlüssel des Hospitals auszuhändigen; wenn die Leute am Ort ihre Dienste nicht mehr wünschten, seien die Missionare bereit zu gehen. Jetzt meldeten sich diese Leute am Ort, die sich bis dahin im Hintergrunde gehalten hatten, und sorgten dafür, daß die Unruhestifter die Stadt schleunigst verließen. In einem anderen Städtchen wurden solche zudringlichen Hetzer von ihrem Podium heruntergeholt, von dem aus sie die christlichen Missionare schlecht machten. Sie wurden verprügelt, bis sie schrien: „Sieg für Jesus Christus“. In diesen beiden Fällen hatten die Christen nicht nötig, auch nur ein einziges Wort zu ihrer Verteidigung zu sagen.

Obschon es so etwas wie eine Wiedererhebung und Wiederbelebung des Hinduismus gegeben hat und noch gibt, so hat doch längst christliches Denken und westliche Kultur den Erfolg gehabt, die alten Religionen des indischen Volkes in ihren Grundfesten zu er-



schüttern. Im Leben der Menschen ist ein Hohlraum entstanden. Äußerlich mag man im Brauchtum der Hindus weiterleben, wie auch im alten römischen Reich nach Überwindung des Heidentums viele heidnisch weiterlebten. Die Christenheit ist aufgerufen, diesen Hohlraum in Indien jetzt auszufüllen, wie einstmals im römischen Reich. Die gestürzten Götter und Göttinnen Indiens können die Herzen der Gebildeten nicht zurückerobern, und die wiederaufgelebte Philosophie kann höchstensfalls nur wenige befriedigen. Dies ist die Verlegenheit, in der sich die hinduistische Reformbewegung befindet, und eben dies

ist die Gelegenheit, die sich der Christenheit jetzt und künftig bietet, in die entstandene Lücke zu treten.

Allein, die protestantischen Missionen und Kirchen sind nicht gerüstet, dem Ruf Indiens zu folgen. Hinsichtlich der indischen Kirchen ist zu sagen, daß sie immer noch mit ihrer Organisation beschäftigt sind. Die meisten haben immer noch nicht die hohe Verantwortung begriffen, die ihnen mit ihrer Selbständigkeit auferlegt ist. Prozesse, der Spektakel um Missionseigentum, Wahlkämpfe beschäftigen und belasten sie. Die Demokratie ist für manche Kirchen zum Fluch



Oben links:  
Der Tempelteich in der  
Tempelstadt Madura  
(Südindien)



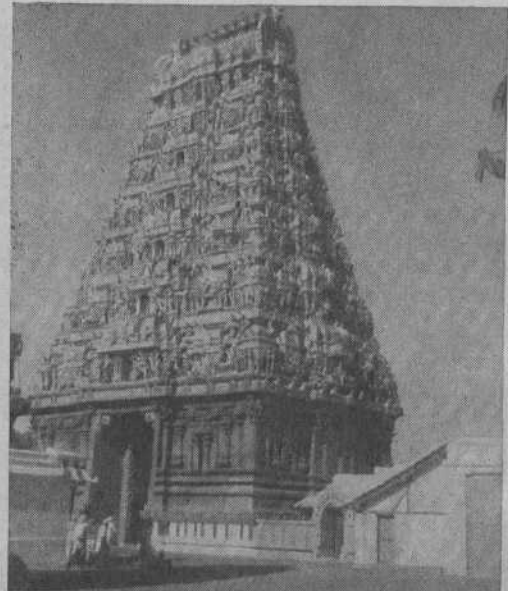
Mitte:  
Raj-Lingam-Tempel in  
Bhubaneswar (Orissa)

Unten links:  
Gandhi-Tempel an der  
Südspitze Indiens (Kap  
Cormorin), in dem Gandhi  
göttliche Verehrung dar-  
gebracht wird

Oben rechts:  
Tempeltor bei Madras

Mitte:  
Der moderne Birla-  
Tempel in Neu-Delhi

Unten rechts:  
Ein Sadhu (Hindupilger)





geworden, denn über all diesen Sachen bleibt wenig Zeit, noch an Missionsarbeit zu denken.

Unter den Missionaren herrscht viel Unklarheit und Meinungsverschiedenheit über das Problem der sich selbst erhaltenden und sich selbst ausbreitenden Kirchen. Es scheint, daß die meisten alten Missionen zu dem Schluß gekommen sind, daß ihre Aufgabe Indien gegenüber erfüllt ist, jedenfalls hinsichtlich der Möglichkeit der Missionsarbeit im eigentlichen Sinne, nämlich der Verkündigung der christlichen Botschaft an solche, die sie noch nicht gehört haben.

In vielen Provinzen Indiens sind kaum noch Missionare alter Missionsgesellschaften zu finden. Wahrscheinlich haben die Kirchen Europas und Amerikas keine Vorstellung davon, daß Indien das größte Missionsfeld der vom Kommunismus nicht beherrschten Welt ist. Der Verfasser ist zwar davon überzeugt, daß der alte Typ des Missionars, der auf seiner Station die Herrschaft führte, nicht mehr erwünscht ist, weil die Ortsgemeinde weit größere Verantwortung für die Ausbreitung des Evangeliums auf sich nehmen muß. In einzelnen Fällen ist vielleicht sogar die Anwesenheit eines Missionars auf einer früheren Station vom Übel für die Ortsgemeinde. Gewiß sollen in solchen Fällen die Missionare nicht auf ihren alten Missionsstationen bleiben. Aber es gibt viele Gebiete, die sich der Missionsarbeit öffnen würden. Man könnte auch neue Wege entdecken, wie das Zeugnis von Christus der Welt von heute gesagt werden muß. Diejenigen, welche solche neuen Wege betreten haben, finden, daß es sich reichlich lohnt.

Wir stehen heute vor dem betrüblichen Ergebnis, daß die alten Missionare sich mehr und mehr zurückziehen und daß in ihren Heimatkirchen sich schwer ein Ersatz findet. Unter denen, die noch kommen, sind manche, die nicht begreifen, was das Indien von heute von ihnen erwartet, die es versäumen, sich der gegen früher stark veränderten Situation anzupassen. Diejenigen, die ihre Aufgabe erkennen und denen es gelingt, sich in das neue Indien einzugliedern, finden sofort freundliche Aufnahme, bei Christen und Nicht-Christen in gleichem Maße. Es wäre nicht möglich, aber es ist leider so: auf vielen, jetzt verlassenen Missionsfeldern herrscht Verzweiflung und Mutlosigkeit. Ein Beamter an der Spitze eines Landkreises beklagte es, daß keine neuen Missionare in seinen Kreis kämen; die Schulen, die dem Aufbau der Gemeinde gedient hätten, seien geschlossen worden. Er

sprach die Befürchtung aus, daß spätestens 1968 die Missionsarbeit in jener Gegend ihr Ende erreicht hätte, und damit würde es auch zu Ende sein mit der christlichen Arbeit überhaupt und mit der Kirche in den Dörfern, fügte er hinzu. — Ein Beispiel für die pessimistische Einstellung einer Missionsgesellschaft, und nicht nur einer: Die Regierung einer indischen Provinz bat die protestantischen Missionen, eine Hochschule in der neuen Regierungshauptstadt zu eröffnen. Diese Missionen lehnten ab. Darauf boten die römischen Katholiken ihre Hilfe an, die bereitwillig angenommen wurde. Da in dieser Stadt keine geeigneten Häuser vorhanden waren, wurde ein Regierungsgebäude und Land zur Verfügung gestellt für das neue Schulhaus. In dieser Stadt haben die Protestanten keinerlei Stützpunkt.

Wenn man reist, kann man deutlich den stärker werdenden Hunger nach dem Evangelium im indischen Volke spüren — und gleichzeitig den Niedergang der protestantischen Missionen. Sie haben den sieghaften Mut und Unternehmungsgeist verloren.

Im Gegensatz zu der rückläufigen Bewegung im Protestantismus bemerkt man überall in Indien den ungeheuren Fortschritt des römischen Katholizismus. Wenn dies so weitergeht, werden die Protestanten vielleicht nach 100 Jahren merken, daß die Felder, auf denen sie die mühsame Säemannsarbeit getan haben, von den römischen Katholiken besetzt sind und daß diese die reiche Ernte eingeheimst haben, deren Samen einst die Protestanten gestreut haben.

Bis vor kurzem waren die römischen Katholiken nur in Südindien und an der Westküste stark vertreten. Jetzt sind sie im Anmarsch nach Mittel- und Nordindien. Sie haben ihr größtes Seminar für Südindien in Poona errichtet. Überall schießen ihre Schulen und Hochschulen aus der Erde. Niemandem kann der Gegensatz zwischen dem zurückweichenden Protestantismus und dem vordringenden römischen Katholizismus verborgen bleiben.

Dies sollten die protestantischen Missionen und Kirchen sich zu Herzen nehmen. Ist das der rechte Weg, sich furchtsam seinen Verpflichtungen zu entziehen? Ist Mission eine beständige Aufgabe der Kirche, oder ist sie nur dort zu treiben, wo eine Regierung sie begünstigt? Glauben wir, daß Indien schließlich doch zu Christus finden wird? Tun wir recht, Indien aufzugeben zu einer Zeit, wo sich in so großer Zahl Herzen für die Botschaft öffnen? *Din Dayal*

Links: Kongreß der Weltreligionen in Neu-Delhi 1956, besucht von Hindus, Buddhisten, Mohammedanern, Christen. Ein Sikh eröffnet den Kongreß (siehe Bild rechts). Auch die orthodoxe Kirche in Sowjet-Rußland ist vertreten.







# Äußere Mission und Ökumenische Diakonie

Leitsätze  
von Kirchenrat  
Dr. Christian Berg,  
Stuttgart / Berlin

## I.

1. Die gesamte Christenheit steht unter dem Herrengebot wie auch der Verheißung der *Sendung in die Welt*. Alle einzelnen Funktionen und Dienste der Kirche haben Anteil am „Amt der Versöhnung“ (2. Kor. 5), die sie als Heilswillen des Dreieinigten Gottes auf dem Grund seiner Selbstoffenbarung allen Völkern kundzumachen hat.  
2. Im engeren Sinn verstehen wir *Mission* als den Ruf an die Völker zur Kindschaft Gottes, zur Jüngerschaft Jesu Christi und zur Kirchbildung in der Kraft des Heiligen Geistes, der lebendig macht. Dieser Auftrag des Dreifaltigen Gottes wird bis zum Ende der Tage nicht sein Ende finden.  
3. Untrennbar von diesem missionarischen Dienst war und ist das helfende Handeln der *Diakonie*. Sie hat oft die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß der Ruf hörbar werden konnte (ärztlicher Dienst an den Kranken); sie ist in Konsequenz des verkündigten Wortes und als dessen Frucht mit, in und unter der Bildung von Gemeinden und Kirchen gewachsen. Weil diese Diakonie bei allen heranwachsenden Kirchen auf dem Erdenrund zu finden ist und geschehen soll und soweit diese sich gegenseitig in ihrem Auftrag stärken, heißen wir sie *ökumenisch*.

## II.

4. Aus dem Dienst der *Mission* sind in Afrika und Asien Kirchen erwachsen, deren Verhältnis zu den Mutterkirchen in Willingen als „partnership in obedience“ (Partnerschaft im Gehorsam des Glaubens) bezeichnet wurde. Sie selber sind jetzt in erster Linie Träger des missionarischen Dienstes in ihren mehrheitlich nichtchristlichen Völkern. Sie haben Anteil an deren nationaler Empfindlichkeit angesichts der eben gewonnenen oder noch erstrebten Autonomie. Sie müssen den Anschein vermeiden, Einfallstor und Wirkungsfeld ausländischer Einflüsse zu sein, damit ihre Stellung in ihren jungen Staaten nicht erschwert und kompliziert wird.  
5. Sie bedürfen zweifellos und zugegebener Maßen zur Erfüllung ihres Auftrages *brüderlicher Hilfe*, oft noch stärker als vorher. Diese sollte ihnen auf ihre verantwortlich ausgesprochene Bitte hin brüderlich, wenn auch nicht bedingungslos gewährt werden.  
6. Diese Hilfe muß zugleich materieller und personeller Art sein. Nur in solcher Einheit ist sie wirksam und gesegnet.  
7. Der Charakter missionarischen Dienstes aus den „Mutterkirchen“ — vollends im Licht des bevorstehenden Zusammenschlusses des Internationalen Missionsrates mit dem Ökumenischen Rat der Kirchen — erfährt immer stärker Wandlungen bezüglich der organisatorischen Probleme in der Heimat (Verhältnis Missionsgesellschaften-Kirchen). Dabei ist die freie Entfaltung missionarischer Kräfte und die Verantwortung der Kirchen für die Mission immer mehr in Einklang zu bringen.  
8. Die missionarischen Kräfte der Heimat, die in Missionsgesellschaften gesammelt sind, sollten danach trachten, *Pionier-Aufgaben* in noch unerschlossenen Gebieten der Welt in Angriff zu nehmen.

## III.

9. Die *ökumenisch* ausgerichtete *Diakonie* — unentbehrliche Funktion der Kirche Christi, vollends in ihrer heutigen Situation — hat zwei charakteristisch unterschiedliche Aufgaben:

- a) Die *allgemeine Nothilfe*, die Menschen in leiblicher Gefährdung und Bedürftigkeit ohne Ansehen der Rasse, der Religion oder der politischen Überzeugung zugewandt ist, wie sie bei uns vor allem in der Aktion „Brot für die Welt“ Gestalt gewonnen hat.
- b) Die *Stärkung schwacher Bruderkirchen* für die intensivere Erfüllung ihres gesamten Dienstes in ihrer nichtchristlichen Umwelt.

10. Dieser Dienst muß ebenfalls in der *Einheit personeller und materieller Hilfe* erfolgen und hat in der Regel konkrete Bittgesuche der Bruderkirchen zur Voraussetzung.

11. Er hat der *Versuchung* zu widerstehen, ein quasi deutsches „Welt-Hilfswerk“ aufzurichten, weil notwendig eine Überbetonung der nationalen Mitbeteiligung erfolgen würde. Er ist vielmehr dankbar dafür, wenn er in ständiger Zusammenarbeit mit den Bruderkirchen und der Ökumene geschehen kann.

12. Er vermag die *Mission* in den sozialen und diakonischen Aufgaben zu entlasten und ist andererseits auf deren *Erfahrungen* angewiesen, wenn er nach kundigen und verantwortlichen Trägern seiner Hilfsmaßnahmen Ausschau hält.

13. Die ökumenische Diakonie hat in der Heimat Glieder unserer Gemeinden auf ihre Verantwortung für den „fernen Nächsten“ anzusprechen vermocht, die von den traditionellen Bemühungen der Mission nicht erreicht wurden.

Daher sind nicht *Empfindungen der Konkurrenz*, sondern Dankbarkeit für die erweiterten Dienstmöglichkeiten und Absprachen in der Zusammenarbeit zwischen den Funktionen der Kirche am Platz.

## IV.

14. Mission und ökumenische Diakonie — je in der Besonderheit ihres Auftrages erweisen auch darin ihre *Einheit* als zwei unveräußerliche Lebenserweisen der Kirche im Blick auf die Welt, daß sie *gemeinsam der Vermischung mit der staatlichen Entwicklungsbilfe* konsequent widerstehen und das Maß ihrer Wirkungsmöglichkeiten vom Opfer der Gemeinden und Beitrag der Gliedkirchen bestimmt sein lassen.

15. Sie *wünschen eine kräftige und planvolle staatliche Entwicklungsbilfe*, aus welchen politischen und wirtschaftlichen Erwägungen sie immer geschehen mag. Sie sind bereit, mit ihrem Rat und ihren Erfahrungen an ihr mitzuwirken, soweit ihre Mitarbeiter als Bürger des Staates darum er sucht werden.

Für *Aufgaben*, die in Deutschland anfallen (Ausbildungsstätten, Hilfen in der Stipendiengewährung an Studenten aus Übersee, Frachtkosten für gesammelte Kleidung etc.), läßt sich eine Unterstützung ökumenischer Hilfsmaßnahmen der Kirchen aus öffentlichen Mitteln denken.

16. Die Gründe ihrer *Warnung* davor, daß sich kirchliche Gruppen als Kanäle staatlicher Gelder in die afro-asiatischen Länder zur Verfügung stellen, sind im wesentlichen folgende:

- a) Eine *Zerreißen der EKD* würde erfolgen, da in der DDR eine solche Praxis unvermeidbar wäre und unsere Gemeinden dort schärfsten Angriffen ausgesetzt und an der Gemeinsamkeit des Handelns Hinderungen erfahren würden.
- b) Eine *Ablötung des Opferwillens auch in Westdeutschland* wäre unvermeidlich, wenn große staatliche Summen den Kirchen zur Verfügung gestellt und angenommen würden.
- c) Die Rücksicht auf die *begrenzte Leistungsfähigkeit* unserer Bruderkirchen in Übersee in personeller und verwaltungsmäßiger Hinsicht.
- d) Deren zu erwartender begreiflicher *Argwohn* — oder doch der ihrer Länder und Regierungen — daß unter dem Deckmantel bedingungsloser kirchlicher Hilfe massive *politische und wirtschaftliche Einflüsse* erfolgen könnten.

17. Mission und ökumenische Diakonie haben deshalb die dringende Bitte an die Kirche, in dieser bedeutungsvollen Frage *einfältig zu handeln* und den verheißenen Segen ihres Herrn um des verlockenden Mammons und vorge spiegelter erweiterter Wirkungsmöglichkeiten willen nicht aufs Spiel zu setzen.

18. Mission und ökumenische Diakonie haben gemeinsam die große Aufgabe, den *Horizont unserer Gemeinden* zu weiten, damit sie das zur Ernte weiße Feld in der Welt erkennen und auf den Ruf des Herrn zum finanziellen Opfer und zur persönlichen Hingabe gehorsam antworten.



# Die indische Frau im modernen Indien



Harte Arbeit im Erzlager (Bauxit)

Es ist nicht möglich, dieses Thema für Indien zu verallgemeinern, da es so viele verschiedene Rassen und Stämme, und somit auch verschiedene Sprachen, Sitten und Gebräuche gibt, die sich nicht verallgemeinern lassen. So will ich mich auch nicht mit der modernen Hindufräule oder mohammedanischen Frau befassen, sondern von der Frau der Ureinwohner Indiens („Adivasis“ genannt), unter denen wir gelebt und gearbeitet haben, erzählen. Das Land heißt Chota Nagpur.

Heute finden wir einen krassen Unterschied zwischen Stadt und Land. In den Städten macht sich die fragwürdige westliche Kultur — besonders, wo die großen Industriewerke sind — immer mehr und mit größerem Tempo bemerkbar. Dort sieht der Adivasi mit Staunen — aber mehr noch mit Mißtrauen — das Neue unter sich Raum gewinnen. Die in diese Städte einwandern, werden von all dem Neuen erbarmungslos mitgerissen. Die meisten lassen alles stumpf und dumpf über sich ergehen. Die sogenannten Gebildeten jedoch versuchen — wenn auch mit viel Mißtrauen — sich dem Neuen anzupassen. Auf dem Lande jedoch hat die Zeit noch weitgehend stillgestanden. Das Neue macht sich nur dadurch stark bemerkbar, daß eine Landflucht großen Stils eingesetzt hat. Man bekommt keine Knechte und Mägde für die Landarbeit mehr. Sie ziehen in die Städte — der Mann, die Frau, die Söhne und die Töchter. Wenn diese nun einmal heimkehren mit besserer Kleidung, mit Schuhen an den Füßen (!), und von all dem Neuen, Modernen berichten, dann hört man staunend zu, gruselt sich wohl auch einmal vor all dem Gehörten — und ist froh, daß man noch auf dem Lande ist, noch in seinen alten Sitten und Gewohnheiten leben kann. Aber es ist erschütternd zu sehen, wie langsam, aber sicher all das Neue, Moderne seine zersetzende, zerstörende Wirkung auf die Familie und den Einzelnen ausübt.

Wie wirkt sich nun die moderne Zeit auf das tägliche Leben des Einzelnen der Ureinwohner aus? Der Einzelne war bisher fest in das weitverzweigte Gefüge der Großfamilie, der Sippe und des Stammes eingeschlossen. Man kann sich kaum einen Begriff davon machen, wie eng die Familien- und Sippenbande sind. Das äußert sich schon darin, daß jeder von der Familie ganz genau seine Verwandtschaft bis zum dritten, ja vierten Grade kennt. Dieses feste Gefüge der Großfamilie hat ja wohl Nachteile und wird manchmal als Hemmung empfunden, aber auf der anderen Seite bedeutet es für den Einzelnen einen großen Schutz und gibt Halt und Geborgenheit.

Wer aber heute in die großen Industriewerke und Städte auswandert oder zum Militär geht, das jetzt auch immer mehr junge Menschen in seinen Dienst ruft, der fällt langsam, aber sicher aus diesen starken Familien- und Sippenbanden heraus. Er taucht unter in eine für ihn neue Welt, wo er mehr verdient, Neues sieht, Neues lernt — das Meiste nicht zu seinem Besten, sondern zum Schaden. Da wird ihm auch der Unterschied zwischen dem „neuen, modernen“ Leben und seinem sehr einfachen, schlichten, armen Dorfleben klar. Er fühlt sich „besser, gebildeter“ und hat keine Lust mehr, in sein Heimatdorf, in den Schoß der Großfamilie zurückzukehren oder sich den alten Sitten zu unterwerfen. Wer aber so aus der Großfamilie ausscheidet, wird mehr und mehr hilflos. In den großen Industriestädten kennt sich kaum jemand, kümmert sich niemand um sie; so paßt auch keiner auf sie auf. Somit sind sie nicht nur aus der Geborgenheit der Großfamilie gelöst, sondern auch von den strengen — oft recht guten Sitten der Sippe und des Stammes und ihres Dorfes. Hier entsteht nun ein gefährliches Vakuum, ein Hohlraum.

Die Kirche steht vor schweren Problemen: in den Industriestädten, oder auch sonst in den Großstädten, sind die Christen weitverstreut, darum schwer erreichbar und schwer zusammenzuschließen. Für die Arbeit in den Gemeinden der großen Industriestädte müssen auch besonders geschulte Kräfte sein, die die indische selbständige Gossner-Kirche aber noch nicht hat. So sind die Christen dort weithin geistlich un-

Bei der Erntearbeit. Dal, eine Linsenart, wird ausgedroschen





versorgt. Noch übt die Kirche in den Landgemeinden Kirchenzucht und scheidet die, die die Ehe brechen, aus. Aber wer kann dieses Amt heute noch in Industriegebieten in gerechter Weise ausüben, wo der Überblick fehlt? So ist die erste und wohl auch die ernsteste Gefahr des Vakuums: innere und äußere Verwahrlosung!

Dazu kommt eine zweite Gefahr, die ebenso ernst ist: Andersgläubige nutzen diese Hohlräume aus, um die entwurzelten halt- und hilflosen Mädchen und Frauen zu verführen, die dann als Nebenfrauen oder gar Dirnen ein trostloses Leben führen. Wenn es sich

lichkeit, daß der Name Jesu Christi, der allein der rechte Wegweiser zu Gott ist, durch die Mutter ins Herz des Kindes gepflanzt werden soll. So muß sie zuallererst einfachste Bibelkenntnis haben. — Darum ist Tabita eine Bibelschule. Aber das nicht genug: Die Mutter soll nicht nur ihrem Kinde den Namen, der über alle Namen ist, von Kindheit an einprägen, nein, sie soll auch das ausleben und vorleben, was sie glaubt, und darin ihrem Kinde ein Vorbild sein. So haben wir die Frauen und Mädchen im Internat zusammengeschlossen, damit sie im Zusammenleben und -arbeiten christliches Leben üben. Weil aber Gott auch ein Gott der Ordnung ist, legen wir auch großen Wert darauf, daß die Mädchen und Frauen in der Tabitaschule lernen, wie sie ihr einfaches Haus erhalten können durch tägliches Reinigen der Dächer von weißen Ameisen — durch Verkleistern schadhafter Stellen am Hause, auch, wie sie ihr Haus ver-



Malen und Basteln in der Tabita-Schule



Abpflücken von Baumknospen als Gemüse für die heiße Jahreszeit

dabei um Mädchen und Frauen aus den Adivasis handelt, die gleichzeitig Christen sind, so gehen sie nicht nur für ihr Volkstum, sondern auch für ihre Kirche verloren.

Welch ernster Warn- und Mahnruf an uns Christen! Kein Mensch kann lange in einem solchen Hohlraum leben. Das menschliche Herz kann nicht im Leeren bleiben, kann nicht leer sein. Es sind immer nur zwei Dinge, die unser Herz erfüllen können: Das Gute oder das Böse. Christus selbst weist den reichen Jüngling zurecht, daß nur Gott allein gut ist. So ist Gott das Gute, und das wahre Gute ist allein Gott! Und das Böse, der Böse ist der Satan, der Widersacher Gottes. So kann in unserem Herzen entweder nur Gott oder Satan diese Leere, den Hohlraum, füllen. Wie ernst ist nun an unsere indischen Christen und genauso an uns deutsche Christen die Mahnung: Füllt diesen Hohlraum mehr denn je mit der Wortverkündigung, tragt Christus den Herrn, den einzigen Helfer, die einzige Richtschnur in all dem Neuen, in all die Umwälzung hinein! Es gibt einfach keine andere Hilfe.

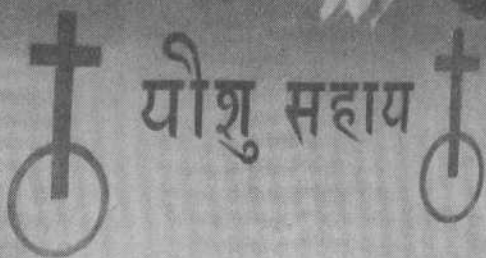
Dies ist auch das Ziel der Tabitaschule, die wir 1939 — also schon vor dem zweiten Weltkrieg — gründeten. Wir erkannten damals mit ganzer Deut-

schönern können durch Kalken ihrer Wände, durch eine kleine Malerei an der Wand, durch ordentliches Hinstellen der wenigen Habseligkeiten. Sie lernen kochen, bügeln, mit Wolle umzugehen, ihren Boden so zu behandeln, daß er wie Zement wirkt und nicht täglich mit Kuhdung bestrichen werden muß. Sie lernen nähen, stopfen, flicken — wir konnten ihnen 4 Nähmaschinen hinterlassen! — Puppen machen für ihre Kinder, Kinderschuhe usw. usw.

Ich kann heute nicht von unserer eigentlichen Arbeit sprechen. Dafür bietet sich vielleicht einmal eine andere Gelegenheit. Mir war es hauptsächlich darum zu tun, daß wir in der Heimat klar erkennen, in welchem gewaltigen Umbruch das zweitmeistbevölkerte Land der Welt steht. Ich wollte nur zeigen, — und ich konnte es nur in einem kleinen Bruchteil tun — in welchen äußeren und inneren Gefahren unsere christlichen Brüder und Schwestern da draußen stehen — wie sehr sie unsere Liebe — unser Mittragen — vor allen Dingen unsere Fürbitte — und auch unsere offene Hand brauchen.

Anny Diller





## GESCHICHTEN AUS »TABITA«

Jeden, der in die Tabita-Bibelschule (Govindpur) eintritt, grüßen die Worte: „Jesus ist Hilfe“. Sie stehen an der Wand gleich gegenüber dem Eingang. Unsere Töchter wissen von dem Zeichen der Jungen Gemeinde: Kreuz und Weltkugel. Sie sollen erinnert werden, daß überall in der weiten Welt Er seine Gemeinde hat und Junge Gemeinde da ist, Ihm zu dienen. Jeden Sonnabend ist in Tabita eine besondere Andachts- und Gebetsstunde, in der sie derer gedenken, die um Seines Namens willen in Gefängnissen und Lagern leiden.

Heute möchte ich von drei kleinen Erlebnissen berichten:

### 1. Unser Hausarzt aus Jariagarh

Er ist ein Unikum. Er sieht keineswegs nach einem Arzt aus. Wie, wo oder ob er studiert hat, habe ich nie herausbekommen können. Jedenfalls stammt er aus Orissa, aus einer Familie, in der das Wissen um manche gute Medizin aus einheimischen Wurzeln, Blättern und Pflanzen vererbt wurde. Er hat sich durch jahrelange Erfahrungen und Selbststudium gute Kenntnisse an guten Medizinen gesammelt. Vor allem hatte er ein gutes Einfühlungsvermögen in die Eigenart und Eigenheiten unserer Landbevölkerung. Er war immer fröhlich, immer bereit, Kranken in ihrer Not zu helfen. Er sah „den Leuten auf's Maul“ und sprach sie so an, daß er allgemein geliebt und geehrt wurde, und man seinen Anweisungen gehorchte. Es standen ja oft seinen Anweisungen die Selbstherrlichkeit und Eigenwilligkeit der Zauberpriester und anderer Kurpfuscher entgegen. Aber — er verstand es, in seiner offenen und humorvollen Art den Unsinn von Zauberei und dergleichen zu beweisen. Nebenbei: Dieser Arzt ist kein Christ, er ist Hindu. Seine Diagnosen stellte er in erster Linie durch Befühlen des Pulses fest, dann erst fragte er gründlich aus. Das Erstaunliche war, daß seine Diagnosen, die

er durch Fühlen des Pulses stellte, richtig waren. Er sagte mir, daß er das von seinen Vorvätern gelernt und geerbt habe. Schwierige Fälle gab er stets beizeiten in andere Hände, z. B. konnte er nicht Geburtshilfe leisten, auch keine Operationen ausführen. Er besitzt allerlei gute Bücher und hat viele gute indische, europäische und amerikanische Medizin, die er sehr gewissenhaft verwaltet. Wahrlich, ein Hindu — nicht fern vom Reiche Gottes. Manchmal habe ich gedacht: Zu ihm wird vielleicht der Herr Christus an seinem Tage sagen: „Das hast du mir getan ...“

Wenn er gerufen wird, kommt er: in sengender Hitze, durch Schlamm und auf aufgeweichten Wegen oder in strömendem Regen. Einmal saß er auf unserer Schulveranda. Ich liebte es, mich mit ihm zu unterhalten. Es war immer interessant und gut beobachtet, was er von seinen Besuchen bei Kranken erzählte. Einmal sagte er mir so laut, daß es über den ganzen Vorplatz schallte, er habe Zahnschmerzen. Dann riß er lachend seinen Mund auf, und ich sah einen Mund voller Zahnbrocken und schwarzer Zähne. Ich sagte: „Dann ist es das Beste, Sie gehen zum Zahnarzt!“ — „Zu einem Zahnarzt? Nie und nimmer! Da habe ich zu sehr Angst, daß ich sterben müßte.“

### 2. Viel Krankheit

Wir fingen, wie immer, unser zweites Halbjahr Anfang Juni an. Das mußte so sein, wegen der beginnenden Regenzeit. Sind erst die Regen ausgebrochen und die Flüsse angeschwollen, dann ist Govindpur von der Außenwelt abgeschlossen. Als alle — einige Mädchen hatten vier Tage Anreisezeit — in Govindpur angekommen waren, gab die Regierung bekannt, daß wegen der gefährlichen asiatischen Grippe alle Schulen für 4 Wochen (später wurden es weitere 4 Wochen) geschlossen werden müßten. So war es ringsum in den Regierungsschulen ganz still. Nur in Tabita war



Tabita-Schülerinnen beim Kochexamen



An der Handmühle





Die Tabita-Schule

Leben. Die Regenzeit hatte eingesetzt, so konnten wir unsere Töchter nicht nach Hause schicken. Die meisten Busse fuhren nicht mehr. So blieben wir in Gottes Namen zusammen. Tabita wurde also nicht geschlossen. Juni und Juli blieben wir vor Krankheit verschont. Aber im August und September fing es an. Dysenterie und Malaria packten bald die eine, und bald die andere. Es ist schon eine große Sorge, wenn das Malarialieber ansteigt, denn manche bekommen dann Krämpfe. So haben wir mehr als um eine gebangt. Aber der Herr hat uns in seiner Güte und Treue beigestanden und seine Hände über unsere Gesunden und Kranken gebreitet.

Ein anderes Mal geschah es wieder zu einem Schulbeginn. Die ganze Schar von 35 Mädchen war pünktlich angekommen, aber sie kamen aus Distrikten und Häusern, wo wieder die asiatische Grippe wütete. In vielen Familien hatte der Tod die Mutter, den Vater oder andere Angehörige in wenigen Tagen dahingerafft. Nun geschah es, daß bald das ganze Internat — einschließlich Schwester Anny — bis auf fünf und

mich, mit hohem Fieber sich legen mußten. Totenstill war es in Tabita, wo sonst so viel Leben und Lachen herrschte. Unser Ortspfarrer riet: „Alle nach Hause schicken! Die Eltern benachrichtigen! Sie dürfen die Verantwortung nicht auf sich nehmen!“ Aber, was sollte ich tun? Es blieb mir nichts anderes übrig, als im Vertrauen zu Gott es zu wagen, die Mädchen zu behalten. Wie konnte ich fiebernde Mädchen nach Hause schicken? Es fuhren ja keine Autobusse mehr. Wie konnte ich die Eltern benachrichtigen, wo in der Regenzeit die Post oft zwei bis drei Wochen unterwegs ist? Auch da hat der Herr in seiner Güte und Treue uns beigestanden und seine Hände über uns gebreitet.

### 3. Letzte Nachrichten aus Govindpur

Wir sind sehr dankbar, daß die vier Lehrerinnen Santoshi Horo, Seteng Hapatgara, Bahalen Bage und Daisy Hemrom harmonisch und gut zusammenarbeiten. Das neue Schuljahr hat Anfang Januar mit 30 neuen Schülerinnen begonnen. Dazu kommt die blinde Dulari Topno, die zu weiterer Ausbildung in Tabita bleiben wird. Am 1. März haben sie den 22. Geburtstag von Tabita gefeiert, wozu unerwarteter Besuch aus Rourkela und Amgaon kam. Herr Vitalius Peballa aus Rourkela, den wir vor zwei Jahren in Puri kennenlernten, schreibt uns aus Govindpur: „Ich hätte nie geglaubt, daß ich eines Tages Ihre ehemalige Wirkungsstätte sehen würde. Ich war erstaunt über die Disziplin, Ordnung und vor allem Sauberkeit. Ich freue mich sehr, daß ich Govindpur gesehen habe ....“

Vom 13. bis 18. März fand wie alljährlich eine Bibelfreizeit für Frauen und Mütter aus dem ganzen Gebiet der Goßner-Kirche in Govindpur statt. Wir freuen uns sehr, daß auch diese so wichtige Arbeit fortgesetzt wird.

*Hedwig Schmidt*

## ZWEI INTERESSANTE BILDHEFTE — *Ganz neu!*

*Gerhard Brennecke*  
DAS TOR IST OFFEN

Afrika ist im letzten Jahr in dramatischer Weise in das Scheinwerferlicht der Weltpolitik geraten. Es „macht Schlagzeilen“. Die Meldungen aus dem Bereich der großen Politik will dieses Heft, das reich bebildert ist, durch die Schilderung des Wandlungsprozesses ergänzen, den die viele Millionen Menschen zählende Christenheit Afrikas heute durchmacht. Ein neues, weithin unbekanntes Licht fällt auf die Ereignisse im „dunklen Kontinent“. Wir sehen plötzlich neu, sehen es anders, welche Bedeutung die Vorgänge dort für Europa und die Welt haben. Ein christliches Afrika? Das ist die Frage, die sich durch das Heft zieht, das für Schule und Kirche von besonderem Wert ist.

*Gerd Hennenbojer*  
HUNDERT VÖLKER — EINE WELT

Von den mehr als achtzig Entwicklungsländern ist in diesem Heft die Rede und von den vielfältigen Verzahnungen, durch die ihr Schicksal mit dem der „reichen“ Völker verbunden ist. Kenntnisreich, aufregend und mit Hilfe von rund 50 Fotos besonders anschaulich, schildert der Autor die Verschiedenartigkeit der Mentalität bei den Menschen in den afroasiatischen Ländern und bei uns und fordert den Westen auf, mehr Verständnis für die Lebensgewohnheiten in anderen Weltteilen zu gewinnen. Auf dem Boden dieses gegenseitigen Verstehens könnte eine Hilfe entstehen, die die hundert Völker zu einer friedlichen Welt zusammenwachsen läßt und deren Möglichkeiten der Autor in evangelischer Sicht andeutet.

Jedes Heft mit etwa 50 Fotos gut bebildert — DM 1,80

Buchhandlung der Goßner-Mission Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20. Ruf: 83 01 61



# In Christus – eine neue Kreatur

(Eine Osterbetrachtung über 2. Korinther 5, 15)

Natürlich gibt es für die Auferstehung Jesu Christi keinen wissenschaftlichen Beweis. Ebenso wenig kann man mit den Methoden der Wissenschaft nachweisen, daß es für den Christusgläubigen so etwas gibt wie ein Sterben und Auferstehen mit Christus.

Und doch ist die Glaubenstatsache, daß Christus von den Toten auferstanden ist, lebt und bei uns ist (Joh. 14, 19; Matth. 28, 20) nicht weniger eine Wirklichkeit als alles, was auf wissenschaftlichem Wege als wirklich festgestellt werden kann. Von dem in unserer Mitte gegenwärtigen Christus gehen Wirkungen aus, die so wirklich sind, daß sie den Menschen im Kern seiner Existenz verändern. Dazu bedarf es nur eines: der Lebensgemeinschaft mit dem lebendigen Christus. Das ist es, was der Apostel Paulus mit den Worten unseres Textes meint:

„Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden!“

Es handelt sich also bei dieser Aussage des Apostels darum, daß bei dem Menschen, der mit Christus im Glauben verbunden ist, etwas endgültig zuende geht und etwas völlig neu beginnt. Durch das Leben dessen, dem dieses widerfährt, geht gewissermaßen eine Demarkationslinie, die radikal zwischen dem Alten, das vergangen ist, und dem Neuen, das begonnen hat, eine Grenzscheide zieht. So ist denn hier nicht von einer Emporentwicklung von Stufe zu Stufe — ohne Bruch — die Rede, bis der Mensch zu einer sittlich-religiösen Reife und Vollkommenheit gelangt. Wem das widerfahren ist, was dem Apostel widerfuhr, hat eine äußerste Grenze überschritten, hinter die er niemals zurückkehren kann — es sei denn in antichristlicher Richtung. Er ist wirklich und wahrhaftig durch den Tod zu einem neuen Leben hindurchgedrungen. Das ist nicht ein Stück sturer Dogmatik, das ist Wirklichkeit.

Die Initialzündung aber, also die Ur-ursache zu diesem Lebensumbruch durch den der Christusgläubige hindurchgeht, liegt in der Kraft der Taufe. Im Römerbrief 6, 4 heißt es:

„So sind wir ja mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod, auf daß, gleichwie Christus ist auferweckt von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln.“

Der Taufvorgang als Initialakt, d. h. als der uranfängliche Anstoß, der das alles in Gang gebracht hat, darf nicht gleichnishaft verstanden werden; er nimmt in komprimierter Form schon ganz real vorweg, was der Christ dann im Hören auf Gottes Wort



Ostersonabend auf dem Friedhof in Ranchi. Die Gräber werden geweiht

ein ganzes Leben lang auszuleben und auszusterben hat: das Mitleben und Mitsterben mit Christus — kurzum: *Ostern!*

Das bedeutet aber in Wirklichkeit eine Veränderung des ganzen Menschen bis hinein in den Kern seiner Existenz. Bisher hat er aus den Werten und Kräften diesseits der Demarkationslinie gelebt: in einer Welt, in der der Mensch und das Menschliche den Mittelpunkt bilden. Was dem Christen jetzt widerfährt, ist nicht mehr und nicht weniger als die radikale Auswechslung der Lebensmitte. Fortan lebt er nicht mehr aus sich selbst, sondern aus den Kräften der neuen, zukünftigen Welt — jenseits der Demarkationslinie. So kann der Apostel Paulus von sich selbst bezeugen: „Ich bin ... gestorben, auf daß ich Gott lebe; ich bin mit Christo gekreuzigt. Ich lebe aber; doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir“ (Galater 2, 19/20). Ein solches österliches Leben hat nichts mit religiöser Schwärmerei zu tun. Der Christ bleibt trotzdem in dieser Welt, auch wenn er nicht mehr von der Welt her lebt. Gewiß, er ist nicht von der Welt, aber in der Welt und für sie da. Ein solches Verhältnis des Menschen zum Leben und zur Welt, das es sonst nirgendwo gibt (in keiner Religion und in keiner Weltanschauung), macht ihn für die Aufgaben, die er in dieser Welt hat, nicht untüchtig — im Gegenteil: Der Christ, der ein Bürger zweier Welten ist, lebt dieses Leben doppelt intensiv. Er steht mit Freuden im Dienst in dieser Welt, weil er mit allem, was er tut, im Dienste Gottes steht. Aber, wie eine feurige, immer noch brennende Narbe zieht sich durch seine Existenz jene Demarkationslinie, von der wir sprachen. Erst seit dem Tode und der Auferstehung Jesu Christi ist sie da und ist die Ursache dafür, daß der Christ in dem Spannungsfeld zwischen zwei Welten lebt: einer alten, die grundsätzlich vergangen ist, und einer neuen, die auf uns zukommt. Nur aus dieser Situation heraus ist z. B. der Lebensraum und das Klima der Bergpredigt zu verstehen. Sie ist nicht etwa ein neues, verfeinertes Sittengesetz, sie ist ein drastisches Zeugnis dafür, wie verblüffend anders ein Mensch auf die Forderungen dieser Welt reagiert, weil er zugleich in einer anderen lebt. Und erst von dort aus werden jene Widersprüchlichkeiten sinnvoll und einleuchtend, von denen das biblische Schrifttum voll ist.

Zum Beispiel die Seligpreisungen: Wer sie ausulegen versucht und seinen Standort nur diesseits der Demarkationslinie bezieht, muß sie mißverstehen. Man könnte über den blanken Unsinn, der da daher-



geredet wird, geradezu fröhlich auflachen, wenn der Anlaß nicht so ernst wäre.

Für denjenigen aber, der über die Demarkationslinie hinweg geführt worden ist („nicht aus eigener Vernunft noch Kraft“), werden gerade diese Widersprüche, „Ärgernisse“, „Torheiten“ in der Schrift zu seligen Widersprüchlichkeiten. Er versteht mit einem Male, daß die göttliche Torheit und die göttliche Schwachheit weiser und stärker sind, denn die Menschen (1. Kor. 1, 18-31). – Er weiß mit einem Male, daß Armut ohne Christus Armut bleibt, mit Christus aber in Reichtum verwandelt wird. Leid ohne Christus bleibt Leid; aber mit Christus wird es in Freude verwandelt. Und er begreift auch das letzte Geheim-

nis, daß der Tod ohne Christus wirklich Tod ist; aber mit Christus mündet er ins Leben ein, in ein unvergängliches, unzerstörbares, ewiges Leben.

„Als die nichts innehaben, und doch alles haben; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Gezüchtigten, und doch nicht ertötet; als die Sterbenden, und siehe, wir leben!“ (2. Kor. 6, 9-10)

Und sollte der, der um diese Kräfte weiß, die von der Auferstehung Jesu Christi ausgehen, nicht an die Auferstehung des Auferstandenen selber glauben mit einer Gewißheit, die durch nichts überboten werden kann, auch nicht durch wissenschaftliche Beweise?

Lokies

## Ein Goßnersonntag in Mainz-Kastel am Rhein

Wir haben es im Goßnerhaus selbst und auch bei unseren Freunden außerhalb des Hauses meist mit Menschen zu tun, die den Kontakt zu einer Kirche verloren oder noch nie gehabt haben. Im Umgang mit ihnen hat sich im letzten Jahrzehnt gezeigt, daß es eine Reihe von Möglichkeiten gibt, auch mit diesen Menschen unter dem Wort Gottes zusammenzukommen, zu beten und zu loben, ja die Sakramente zu feiern. Hier soll in Kürze ein Sonntag beschrieben werden, an dem etwa 100–120 Menschen verschiedenen Geschlechts, Alters und Herkunft im Goßnerhaus zusammenkommen.

Die Vorbereitung erfolgt schon Wochen vorher. Ein solcher Goßnersonntag hat Seltenheitswert. Er wäre nicht jeden Sonntag durchzuführen, weder im Blick auf die gründliche Vorbereitung, noch im Blick auf die Teilnehmer. „Jeden Sonntag, das hält keiner aus.“ Damit meinen viele: Wir wollen Herr bleiben über unsere Zeit, gerade auch über die Sonntagszeit. Hier helfen keine theologischen Gegengründe. Man muß auch verstehen, daß Menschen, deren Zeit bis in Bruchteile einer Sekunde und auf ein Jahr hinaus genauestens eingeplant ist (Akkordminute, Schichtarbeit im Wechsel von Tag- und Nacht-, ja Sonntagsarbeit), nicht auch den freien Tag regelmäßig verplant wissen wollen. Wohl sind sie aber daraufhin anzusprechen, daß sie nach etwa 4 oder 6 Wochen einen halben Sonntag frei halten für das Gespräch über ein Thema, das sie beschäftigt und ihre Existenz betrifft. Dieses Thema ist nicht für sich allein im Blick auf einen einzigen Sonntag gewählt, sondern ist ein Teil des großen Themas, das manchmal über Monate von allen Seiten beleuchtet, durchdacht und besprochen wird. „Vertrauen und Mißtrauen in unserer Gesellschaft“ war einmal das Thema eines ganzen Winters, das an dem sogenannten „Großen Freitag-Abend“ einmal im Monat behandelt wurde. Soziologen, Betriebsführer und Betriebsräte kamen zu Wort. Und dann drängte alles auf die Frage zu: was

sagt die Bibel zu Vertrauen und Mißtrauen? Jetzt wurde mit Spannung der Goßnersonntag erwartet. Am besten ist es, ich schildere einen der letzten dieser Sonntage.

Das Generalthema des Winters war die „Demokratisierung des Arbeitsprozesses“. Wie kann heute in der arbeitsteiligen Welt der Einzelne ein verantwortlicher Mitarbeiter am Ganzen sein? Wo ist der Ort, an dem er verantwortliches Handeln lernt? Wo wird für ihn die Gesellschaft anschaulich? An einem Freitag wurde über die Familie geredet. Ist sie überhaupt unter solch einem Schlagwort wie „Demokratie“ zu fassen? Ist sie aber nicht auch der erste Ort, an dem der Mensch die große Gesellschaft im kleinen erlebt? An einem anderen Freitag wurde über die Stellung des Menschen an seinem Arbeitsplatz gesprochen. Hierüber hatten sich schon kleinere Kreise von Unternehmern, Gewerkschaftlern, Betriebsräten, einige Schichtgruppen vorher im Goßnerhaus unterhalten. Mehr und mehr kamen nun Fragen nach der Kirche auf: ist sie denn „demokratisch“ geordnet? Ihr Theologen redet doch allein in der Gemeinde, und die anderen antworten bestenfalls nur im Chor. Und so drängte es denn zu dem Goßnersonntag, zu dem unter dem Thema eingeladen wurde: Ist in der Kirche Demokratie nötig und möglich? Wer fordert sie? Die Bibel? Wer verhindert sie? Die Pfarrer? Eine biblische Vorbereitung in einem Kreis von etwa 20 Männern und Frauen am Freitag vor diesem Goßnersonntag hatte zwei Bibelstellen zur Grundlage: Eph. 4, 11 ff. und 1. Kor. 12. Diese Texte werden mindestens 8 Tage vorher in einer gegenwartsnahen Übersetzung (eventuell in einer eigenen) vervielfältigt den Gliedern des „Kleinen Freitag-Abend“ in die Hand gegeben. Hinweise auf die Bibelstellen allein genügen nicht. Manche haben keine Bibel zuhause oder finden die angegebenen Stellen nicht. Ein vervielfältigtes Blatt aber wird in die Manteltasche gesteckt, im Bus zur Arbeit oder auch in der Mittagspause gelesen.





„Wir sitzen im einfachen, doppelten oder dreifachen Kreis in unserem Saal.“

So entstehen schon Gespräche über die Texte vorher in der Woche am Arbeitsplatz, im Stammlokal oder in der Familie. Angefüllt mit Bemerkungen zu diesen Texten, mit Fragen und Bedenken kommt man zusammen. Bei der Vorbereitung an diesem Freitag meinte nach 2½stündigem Gespräch ein aus der Versuchsabteilung eines Werkes stammender Angestellter: 1. Kor. 12 müßte man malen können. Wir forderten ihn auf, es zu tun. Am Sonnabend erschien er mit einer großen Rolle von Plakaten, die er selbst an seinem freien Vormittag gezeichnet hatte und hängte sie ringsum an den Wänden des Saales auf: auf jedem nur ein Körperteil, die ganze Plakatfläche ausfüllend: ein Fuß, eine Hand, ein Auge, ein Ohr, eine Nase, ein Bauch.

Die Durchführung eines solchen Goßnersonnats ist in der Grundlinie stets gleich. Wir beginnen um 11 Uhr. Jeder weiß, daß mit dem Ende des Mittagessens um 14 Uhr offiziell Schluß ist, daß aber jeder noch bleiben kann, wenn er weiter diskutieren oder sich mit ein paar Freunden bei einer Tasse Kaffee zusammensetzen will. Die Zeit der „Veranstaltung“ ist also begrenzt und wird auch genau eingehalten.

Der Beginn um 11 Uhr hat sich als günstig erwiesen. Man hat länger schlafen können. 14 Uhr als

Beim gemeinsamen Essen



Schlußzeit ist günstig, weil man dann am Sonntagnachmittag noch etwas unternehmen kann (Ausflug, Besuch, Kino). Das Mittagessen, das etwa um 13.15 Uhr beginnt, schließt mit dem Dankgebet und der Verabschiedung derer, die nicht länger im Hause bleiben. Es ist immer eine einfache Suppe mit trockenem Brot dabei und wenn möglich — einem Apfel als Nachtisch. Ein Preis ist dafür nicht festgesetzt. Jeder gibt, was ihm das Essen und dieses Zusammensein wert war; mancher macht es dann an einem

Vor- und Nacharbeit im kleinen Kreis



Jeder kennt jeden persönlich

Sonntag mit einem Geldschein für vorangegangene Sonntage mit. Mancher Arbeiter gibt seine Jahresgabe, wenn er die Weihnachtsgratifikation oder den Jahresbonus erhalten hat. Eine Kollekte an solch einem Sonntag wird nicht angekündigt und eingesammelt. In dem Winter, als die Aktion „Brot für die Welt“ gestartet war, beschloß die an dem Goßnersonntag versammelte Gruppe eine Aktion „Traktor für Indien“ in einem Industriewerk zu starten und brachte in den folgenden Wochen bis zum nächsten Goßnersonntag 7 000,— DM zusammen.



Zurück zu dem Sonntag, zu dem Demokratisierungsthema. Wir sitzen im einfachen, doppelten oder dreifachen Kreis in unserer Saal — je nach Zahl der Erschienenen. 200 bis 250 Stühle haben Platz. Es gibt in dem Oval kein oben und unten, keine Kanzel, keine besonders hervorgehobene Stelle. Nur zum Flügel ist der Kreis geöffnet. Der „Organist“ hat an der Vorbereitung des Themas teilgenommen und sich seine Gedanken dazu gemacht. Nachdem der an diesem Tag verantwortliche Leiter des Hauses alle begrüßt und noch einmal das durch Einladung und vielleicht auch durch die Presse bekannt gewordene Thema genannt hat, steht der „Organist“ auf und kündigt an, daß er nun auf dem Flügel eine Fuge von Bach spielen werde. Man möge doch darauf achten, wie keine Stimme und keine Melodie in dieser Fuge die anderen erdrücke, im Gegenteil helfe, daß das Thema vielgestaltig immer besser zum Ausdruck komme; daß hier in der Musik von Joh. Seb. Bach eine großartige Behandlung unseres Themas zu erkennen sei, eine Erklärung vielleicht gerade zu den Texten Eph. 4 und 1. Kor. 12. Er spielt. Dann fragt der Leiter dieses Vormittags, was sich der Maler dieser Gliedmaßen an den Wänden eigentlich dabei gedacht habe. Und nun erklärt dieser, daß er so heute unsere Gesellschaft und auch die Kirche sähe: einzelne Glieder oder gar nur Teile davon, ohne Verbindung zueinander, kein Organismus. Schnell bestätigen das andere, erzählen aus ihrer Situation im Wohnblock oder an der Arbeitsstelle. Wie kann aus solchen Einzelgliedern ein Leib werden? Man erkennt, daß der Mensch nicht einfach „Rädchen“ sein kann, das nach Verschleiß ausgewechselt wird gegen ein anderes. Ein „Glieder“ kann nicht ausgetauscht werden, es sei denn, daß man den Menschen zu einer Prothese erniedrigt. Aber wie steht es damit in der Gemeinde? Sind die Gemeindeglieder vielleicht doch nur Prothesen, die sich bewegen, wenn sie vom Pfarrer angestoßen werden? Woran kann heute noch die Gliedschaft erkannt werden? Worin sieht denn die Bibel Gliedschaft begründet und verwirklicht? Jetzt wird von dem gesprochen, was am Freitag in der kleinen Gruppe erarbeitet wurde auf Grund Eph. 4 und 1. Kor. 12. Es ist keineswegs die Regel, daß damit der Theologe beginnt. Seine Aufgabe ist nur die Gesprächsführung, die dann am besten ist, wenn man sie am wenigsten spürt. Nun kann auch an einem Punkt des Gesprächs der Text gelesen werden. Das kann auch unterbleiben, wenn im Gespräch die Sache, die der Text zum Inhalt hat oder von einem Gesprächsteilnehmer klar formuliert oder berichtet wurde, deutlich gemacht ist. Dieses Gespräch geht etwa 1½ Stunden. Am Ende fragt der Versammlungsleiter, was man sich angesichts dieses so besprochenen Themas nun wohl als Folgerung wünsche oder von Gott erbitte. Dann drücken erfahrungsgemäß 6—10 Frauen

und Männer oder Jugendliche ihren Wunsch in einem oder zwei einfachen Sätzen aus. Der Leiter faßt sie zusammen, vielleicht so: „Herr, du hast gehört, was wir wünschen und hoffen; du als der rechte Vater wirst wissen, was von unseren Bitten erfüllt werden kann; du wirst die rechte Auswahl treffen, weil du als unser Vater weißt, was gut und richtig für uns ist.“ Je nach der Situation wird das „Unser Vater“ gemeinsam gebetet oder auch nicht. Es darf nicht nur als formeller Bestandteil dieser Zusammenkunft verstanden werden, sondern muß als der an dieser Stelle notwendige Ruf zum Vater erwartet werden.

Wir singen auch, manchmal am Anfang und am Schluß, manchmal zwischendurch, um das lange Gespräch zu gliedern und einzelne Teile zusammenzufassen. Es ist außerordentlich schwierig, Lieder nach Inhalt und Melodie zu finden, die in dieser Gemeinde gesungen werden können. Man will nur das singen, was man versteht. Die meisten Lieder haben aber eine zu geschraubte, unverständliche und veraltete Sprache. So müssen die einzelnen Verse sorgfältig ausgewählt, manchmal in ihrem Text verändert werden. Das erfordert viel Arbeit in der Vorbereitung, nicht zuletzt mit dem Vervielfältigen dieser Lieder. Das Mittagessen schließt sich an. Man sitzt zu sechs an einem Tisch. Hier geht das Gespräch weiter, hier entstehen Anregungen für die weiteren Diskussionen am Nachmittag in der zurückbleibenden Gruppe. Am Nachmittag wird oft das Thema für den nächsten Goßneronntag geboren.

In diesem Bericht war nicht die Rede von Taufen Erwachsener und Kinder, von Aufnahmen in die evangelische Kirche und Trauungen, die im Rahmen des oben beschriebenen Goßneronntags vorgenommen werden, nachdem das Dimissoriale der zuständigen Gemeindepfarrer eingeholt ist (bisher immer erteilt).

Wir wissen, daß die Formen von Gottesdienst, Taufe, Trauung usw., wie sie sich in den letzten zehn Jahren im Goßnerhaus gebildet haben, auch für diese Arbeit der Goßner-Mission in Mainz-Kastel keine endgültigen und keine allgemein verbindlichen sind. Wir sind auf der Suche immer bereit, aufzuhören, neu anzufangen und zu ändern. Es gibt keinen Stillstand. Alles geschieht zu dem Ziel, daß das Evangelium auch von solchen Menschen gehört werden möchte, die die Verbindung zu ihrer Ortsgemeinde und ihren überlieferten Formen verloren haben. Wir freuen uns am meisten über diejenigen, die so im Goßnerhaus staunend entdecken, wo Jesus Christus in ihrem Leben schon wirkt, wofür er sie als seine Mitarbeiter in Dienst nimmt, und die lernen, in anderer als in der gewohnten und von ihnen unverstandenen oder abgelehnten Art und Weise ein neues Lied zu singen.

*Horst Symanowski*



# Eine Ost-West-Begegnung bei der Goßner-Mission in Ost-Berlin

Bei der Synode der Evang. Kirche in Deutschland im Februar d. J. gab es eine lebhafte Diskussion über das Verhältnis zwischen der heutigen Theologie und der verfaßten Kirche. Diese Diskussion wurde durch den Bericht des ausscheidenden Ratsvorsitzenden, Bischof D. Dr. Dibelius, ausgelöst, in dem er ein bewegtes Bekenntnis zur „sichtbaren Kirche von Fleisch und Blut“ ablegte und die heutige Theologie der mangelnden Freudigkeit zur verfaßten Kirche beschuldigte. Dabei charakterisierte Bischof Dibelius die Haltung vieler heutiger Theologen so:

„Der Heilige Geist sei zu Pfingsten bei der christlichen Gemeinde gewesen; aber nach dem Tode der Apostel habe er sich zurückgezogen und habe die Kirche zu einer Institution werden lassen, die wie alle irdischen Institutionen schnell verkalkte; und nur von Zeit zu Zeit habe er ... ‚ein Zeichen aufgerichtet‘, um dieser verkalkten Kirche zu zeigen, was für eine Pharisäer-Kaserne aus ihr geworden sei!“

Es ging auch um das Verhältnis zwischen der sichtbaren, verfaßten Kirche von Fleisch und Blut und dem lebendigen, aufrüttelnden Heiligen Geist bei der letzten Ost-West-Tagung der Goßner-Mission, die vom 11.—15. Januar d. J. in Ost-Berlin unter der Leitung von Bruno Schottstädt durchgeführt wurde. Daran nahmen 65 Laien und Theologen aus der DDR und 20 aus der Bundesrepublik und dem Ausland teil. Das Thema dieser Tagung lautete: „Heiliger Geist und Kirchenordnung.“ Langes, zähes Ringen um das Verhältnis zwischen Amt und Gemeinde bei einigen früheren Goßner-Tagungen, wobei man immer wieder auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen Heiligem Geist einerseits und sowohl Amt wie auch Gemeinde andererseits stieß, hatte zur Herausstellung dieses Themas geführt. Die Redner waren Prof. Dr. Bandt, Greifswald, Dir. Lic. Appel, Moritzburg, Oberkonsistorialrat Schröter, Berlin, und Dr. Kist, Oegstgeest (Holland).

Prof. Bandt befaßte sich zunächst mit der Frage: „Was verstehen wir unter dem Heiligen Geist?“ Es geht dabei nicht um irgendeine menschliche Vorstellung, sondern um das neuzeitliche Zeugnis. Hier lernt man, nicht zuerst zu fragen, was der Heilige Geist ist, sondern was er *wirkt*. Nach dem neutestamentlichen Zeugnis besteht seine Wirkung in zweierlei. Er erleuchtet unsere Vernunft, und er macht uns lebendig und frei von der Kraft der Sünde. Der Geist tut also etwas am Menschen, was ihn ändert und neu macht. Der Mensch erfährt das zwar im Glauben, aber doch hier auf Erden als geschichtliche Wirklichkeit. Er kann jetzt dem Bruder vergeben, sich selbst verleugnen, Jesus nachfolgen. Der Heilige Geist ist also nicht etwas außerhalb des Menschen, sondern er wird dem Menschen gegeben. Der Heilige Geist ist die Weise, in der Gott bei uns ist und in uns wirkt.

Dann behandelte er die Frage, was meinen wir mit

dem Begriff: Kirchenordnung? Im Neuen Testament kommt dieser Begriff überhaupt nicht (noch nicht?) vor. In der urchristlichen Gemeinde, wie wir sie bei Paulus kennenlernen, gibt es eine allgemein verpflichtende Ordnung nicht. Es gibt allerlei Unordnung, die nicht durch eine allgemeine Ordnung, sondern durch immer neue, ganz bestimmte Mahnungen und Weisungen wieder in Ordnung gebracht werden muß. Für Paulus ist die Regelung des Gemeindelebens immer Sache der Gemeinde selbst. Der Geist hat der Gemeinde allerlei Gaben geschenkt und sie dadurch in stand gesetzt, ihr eigenes Leben zu regeln.

Schließlich befaßte sich Professor Bandt mit der Frage, wie verhalten sich Heiliger Geist und Kirchenordnung? Es besteht scheinbar ein Gegensatz zwischen den beiden; denn der Geist weht, wo er will, aber das Wesen einer Kirchenordnung liegt in ihrer Beständigkeit. Der Geist ist Ereignis, die Kirchenordnung Sache der Institution. Kann man denn das Verhältnis zwischen Heiligem Geist und Kirchenordnung überhaupt mit Worten und Sätzen bestimmen? Muß das nicht vielmehr im Leben der Kirche selber geschehen, indem man im Vertrauen auf den Heiligen Geist einerseits die bestehende Ordnung gelten läßt, soweit es eben geht, und andererseits neue Wege beschreitet und neue Formen entwickelt, wo das nötig ist?

Lic. Appel sprach zum Thema: „Spontaneität (innere Beweglichkeit), Tradition (Überlieferung) und Gesetz in der christlichen Gemeinde“. Bei der inneren Beweglichkeit, von der hier die Rede ist, kann es sich nicht um eigene Einfälle der Gemeinde handeln, sondern nur um immer neue Anregungen des Heiligen Geistes. Mit einem Streifzug, der im Eilschritt quer durch die Kirchengeschichte führte, zeigte der Referent, wie der Heilige Geist der Gemeinde immer neue Anstöße gegeben hat. Dabei ist er oft an der verfaßten Kirche vorbeigegangen. Wenn man z. B. auf die amtliche Kirche gewartet hätte, wäre es bis zum heutigen Tage nicht zur Gründung der Inneren und Äußeren Mission gekommen. Andererseits stellt das Beispiel der Schwärmer die Frage heraus: wie weit ist man frei, beliebig dem Wehen des Geistes zu folgen? Schließlich gibt es nur *eine* Bestätigung dafür, daß etwas auf die Wirkung des Heiligen Geistes zurückzuführen ist, nämlich, daß die anderen Brüder überzeugt werden und sagen: Jawohl! das ist durch den Heiligen Geist geschehen.

Neben der inneren Beweglichkeit und Offenheit für das Neue ist auch das Festhalten an der Überlieferung sowohl im Neuen Testament wie in der Kirchengeschichte zu beobachten, und zwar bei denselben Männern. Bei Paulus z. B. ist gleichzeitig beides zu finden: eine ungeheure Freiheit, neue Wege zu gehen, und ein ungeheurer Ernst, in Verbindung mit der Überlieferung aus der Vergangenheit zu bleiben.





Oben: Bei der Büroarbeit. Von links nach rechts: Fräulein Reetz, Fräulein Jacob, Fräulein Endrigkeit

Mitte: Die Foto- und Diaskartei, betreut von Fräulein Folesky

Unten: Jedem Ansturm gewachsen: Fräulein Job, in der Regel zusammen mit Fräulein Jacob, in der Küche



Oben: Die Arbeit der Gossner-Mission wird geleitet von Prediger Schottstädt (zweiter von links) und Jugendsekretär Gutsch (ganz rechts). Ganz links unser amerikanischer Mitarbeiter Pastor Starbuck. In der Mitte Diakon Richter, hauptamtlicher Berufsarbeiter in der DDR.

Mitte: Der Mitarbeiterkreis bei der Morgenandacht

Unten: Wolf-Dietrich Gutsch und seine Sekretärin Fräulein Folesky





Ohne Beständigkeit im Festhalten an der Überlieferung kann die Christenheit auf dieser Erde nicht weiterleben. Wir sind alle auf das Empfangen von den Vätern angewiesen und zum Weitergeben an unsere Nachkommen verpflichtet. Auch Luther war sich dessen bewußt, daß man die Väter nicht entbehren kann. An der Überlieferung festhalten heißt, sich die großen Taten Gottes in den alten Zeiten einprägen.

Beim Gesetz sieht die Lage sehr viel schwieriger aus. Ohne gesetzliche Ordnung kann die Kirche in dieser Welt nicht bestehen. Sie braucht rechtliche Ordnung, im besonderen auch, um ihr Verhältnis zu Staat und Gesellschaft zu regeln. Die katholische Kirche hat es in dieser Hinsicht sehr viel leichter, da sie für alle Zeiten das feststehende, sogenannte „kanonische“ Recht besitzt, das im gleichen Ansehen steht, wie die Heilige Schrift selber. Die evangelische Kirche muß ihre kirchlichen Gesetze und Rechtsordnungen immer wieder neu vom Worte Gottes her überprüfen und bereit sein, sie auch zu ändern.

Ein starres Gesetz ohne die innere Kraft zu einer Erneuerung bedeutet den Tod der Kirche; schrankenlose Freiheit ohne Gesetz führt zur Willkür; das Festhalten am Alten ohne die Fähigkeit, sich dem Neuen zu öffnen, kann zur Sünde wider den Heiligen Geist werden; eine leidenschaftliche Hinwendung zum Neuen ohne Bindung an die Überlieferung kann gleichbedeutend sein mit der Verachtung der früheren Wege Gottes mit seinem Volk. — Eine Daumenregel, wie Gesetz, Überlieferung und Geistesfreiheit miteinander in Einklang gebracht werden können, gibt es nicht, das kann nur praktisch von Fall zu Fall bestimmt werden. Klar ist, Kirche ohne Bindung gibt es nicht, aber ohne Freiheit kann die Kirche auch nicht sein. Das Band der Liebe darf nicht reißen, auch nicht bei kühnen Vorstößen in kirchliches Neuland, wenn sie nicht ins Leere gehen sollen.

Oberkonsistorialrat Schröter gab der Tagung einen umfassenden Überblick über „die Wirkung des Heiligen Geistes nach dem neutestamentlichen Zeugnis“. Der Geist ist die entscheidende Wirklichkeit für das Leben sowohl des Einzelchristen wie auch der Gemeinde. Der Geist ist Ursprung des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, des Gebetes, des Bekenkens und des Dienstes. Der Geist ist aber der Gemeinde als ganzer gegeben, und so gibt es kein Christsein außerhalb der Gemeinde. Der Geist ist der Schöpfer, Erhalter und Regierer der Gemeinde.

Was bedeutet nun dieser Tatbestand für die Gemeinde von heute? Wir können die neutestamentliche Gemeinde nicht nachahmen, uns ist allein Nachfolge geboten. Man kann die Geschichte nicht überspringen. Das Neue Testament ist kein Gesetzbuch. Eine vollkommene Gemeinde gibt es im Neuen Testament nicht und wird es auch bei uns heute nicht geben. Geboten ist nicht das Festhalten an geschichtlichen Formen um jeden Preis, sondern die immer neu erfolgende Bitte um den Heiligen Geist, den Geist der Freiheit und der Reformation.

In den Morgenandachten legte Pastor Starbuck, ökumenischer Mitarbeiter bei der Goßner-Mission aus

den USA, Texte aus dem 12. und 14. Kapitel des 1. Korintherbriefes aus. Danach ist die Gemeinde als ganze eine geistbegabte Wirklichkeit. Der Geist weist jeden Einzelnen in der Gemeinde über sich hinaus zum Dienst am Ganzen, und er weist die Gemeinde als ganze über sich hinaus zum Dienst an der Welt. „Im Geiste sein“ heißt „außer sich sein“.

Am ersten und zweiten Tage mußten die Tagungsteilnehmer schwer arbeiten, um die 3 grundlegenden Referate einigermaßen zu verstehen. Dafür durften sie aber am dritten Tage (Sonntagabend) unter der gewandten und temperamentvollen Leitung von Dr. Kist spielen. Das Spielen nahm die Form von „Soziodramen“ an. „Soziodramen“? was ist das eigentlich? So wird jeder fragen, der dieses Wort zum erstenmal hört. Auch den meisten Teilnehmern der Tagung war dieses Wort völlig unbekannt. Ein „Soziodrama“ ist gewissermaßen ein Schau- und Hörspiel, das bei einer solchen Tagung aufgeführt werden kann. Die Teilnehmer werden in Gruppen eingeteilt, und jeder in der Gruppe muß dann eine bestimmte Rolle übernehmen — unvorbereitet, aus dem Stegreif. Er muß sich in eine ganz bestimmte Person hineinversetzen und ihren Standort einnehmen — sei es innerhalb oder außerhalb der Christengemeinde oder gar im Gegensatz zu ihr. Das Thema, um das es dann geht, ist kein anderes, als dasselbe, das auch in den hochwissenschaftlichen Vorträgen behandelt worden ist. Im Rund- und Wechselgespräch wird nun darüber erneut verhandelt, und jeder nimmt dann von seinem Standpunkt aus dazu Stellung. Es ist erstaunlich, wie lebendig es dabei zugehen kann. Hier sind es im besonderen die Laien, die statt der gelehrten Theologen zu Worte kommen: frank und frei! Auf diese Weise bekleiden sich die von den Theologen in ihren Vorträgen angebotenen trockenen „Knochen“ mit „Fleisch und Blut“. Lag auf den Laien, solange die Theologen redeten, ein Bann ehrfürchtigen Schweigens, so war jetzt durch das „Soziodrama“ der Bann gebrochen.

In einem besonderen Vortrag bezeichnete Dr. Kist das „Soziodrama“ als eine neue Art der Erwachsenenbildung und als ein Mittel der Gruppenarbeit, das in der Art des Spiels eine lebendige Einsicht in ganz bestimmte soziale Situationen vermittelt, wobei der Teilnehmer seine eigene Lebenslage sowie die seines Mitmenschen deutlicher erkennt und zu verstehen lernt als durch rein gedankliche Vorträge.

Einen entscheidenden und von allen hochgeschätzten Beitrag zur Auflockerung der Tagung leistete auch der Cottbusser Kantor Lothar Graab, als er zwischendurch die Teilnehmer im Singen der von ihm selber komponierten Spruchkanons und Galgenlieder leitete. Wie üblich bei Goßner-Tagungen wurden die Abende dem Theaterbesuch und dem Zusammentreffen in Hauskreisen gewidmet.

Ihren Abschluß fand die ganze Ost-West-Tagung der Goßner-Mission, Arbeitszweig Ost, in einem ökumenischen Gottesdienst in der Eliaskirche, an dem Tagungsteilnehmer aus dem geteilten Deutschland sowie aus Holland und der Schweiz mitwirkten. Die Predigt hielt Pastor Dohrmann-Wolfsburg.

B. Starbuck



# Nachrichten FÜR UNSEREN FREUNDKREIS

## 1. Die Aufbauarbeit der Goßner-Kirche in Indien

Kaum war Dr. Junghans mit seinem landwirtschaftlichen Maschinenpark in Calcutta gelandet, als der deutsche Generalkonsul und auch die Indische Regierung ihn und Ing. Thiel baten, sich an der bevorstehenden 1. Nationalen Landwirtschaftsausstellung Indiens zu beteiligen. Nachdem beide Brüder die Zustimmung der Goßner-Kirche und der Goßner-Mission eingeholt hatten, erklärten sie sich bereit, auf der Ausstellung, die am 24. Dezember 1960 durch den Ministerpräsidenten Nehru eröffnet werden sollte, einen Großstand zu übernehmen.

Bau-Ingenieur Thiel entwarf die ganze Anlage und leitete die für die Ausstellung erforderlichen Bauarbeiten mit solcher Zielsicherheit, daß diese als Gemeinschaftsarbeit zwischen der Goßner-Kirche in Indien und dem deutschen Generalkonsulat in Calcutta aufgebaute Abteilung rechtzeitig fertig dastand.

Unter den Ausstellern waren außer den indischen Bundesländern noch einige andere ausländische Staaten vertreten: Italien, Japan, die Tschechoslowakei und vor allem Sowjet-Rußland.

Die Ausstellung wurde verspätet am 8. Januar 1961 durch Vizepräsident Dr. Radhakrishnan eröffnet. Unter den prominenten Besuchern, die sich im besonderen auch für die von den Brüdern Junghans und Thiel geleitete einzige deutsche Abteilung interessierten, befanden sich außer Dr. Radhakrishnan auch der Planungs- und Landwirtschaftsminister Indiens und die Gouverneurin von Bengalen.

Ingenieur Thiel und Diplomlandwirt Dr. Junghans hatten auf dem ihnen zugeteilten großen Gelände 2 Pavillons aufgebaut und einen 10 m hohen Turm errichtet, auf dessen Spitze sich ein Erntekranz mit Fahnenstreifen in den indischen und deutschen Farben drehte. Ein großes Plakat am Turm kündigte an: „Ausstellung der Evang.-Lutherischen Goßner-Kirche von Chotanagpur und Assam.“

In dem einen Pavillon führte Frau Junghans unter dem Schlagwort: „Jedem Bauern seine eigene Molke-

rei“ die einfachsten Molkereimaschinen vor. Der andere Pavillon diente als Informationsbüro, in dem Vertreter deutscher landwirtschaftlicher Firmen jede nur gewünschte Auskunft gaben. Dr. Junghans selbst führte Tag für Tag die neuesten Pflanz- und Erntemaschinen vor, mit denen er täglich Tausende von künstlichen Reisplanzen setzte und schnitt. Am Abend wurde dann dem indischen Publikum im Freilichtkinó die moderne landwirtschaftliche Arbeitstechnik anschaulich gemacht.

Welche Bedeutung hat nun diese Ausstellung für die in der Goßner-Kirche geplante Aufbauarbeit?

Als hier in Deutschland die Maschinen gekauft und bereits verladen waren, erschien bei der Leitung der Goßner-Mission ein Indienexperte, der erklärte, daß die Missionsleitung die für die Maschinen ausgegebene Summe in den Schornstein schreiben könne. Die Maschinen würden in Indien verrotten; es gäbe keinen konservativeren Bauern in der Welt als den indischen, so daß es nie gelingen würde, ihn von seiner bisherigen primitiven Arbeitsweise abzubringen.

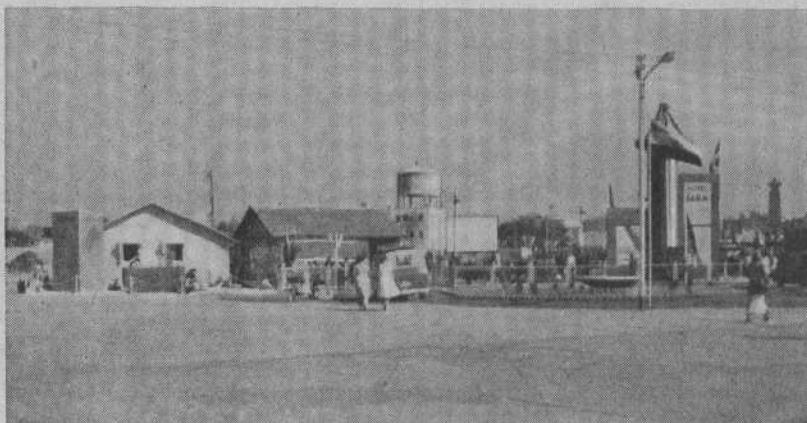
Die völlig unvorhergesehene Beteiligung an der landwirtschaftlichen Ausstellung in Calcutta hat nun der Goßner-Mission diese Sorge abgenommen. Den beiden Brüdern Junghans und Thiel ist es gelungen, sich für ihr Unternehmen die Unterstützung aller zuständigen indischen Regierungsstellen zu sichern. Es ist ihnen bereits in Aussicht gestellt worden, daß sie für das in der Gemeinde Khutitoli geplante landwirtschaftliche Zentrum (landwirtschaftliche Oberschule, Musterfarm, Ausbildungsstätte für Jungbauern) die staatliche Anerkennung erhalten. Ein technisches Zentrum (Ausbildung von Bauhandwerkern, Schlossern, Tischlern und Unterweisung in Handfertigkeiten für Mädchen) soll durch Ing. Thiel und seine Frau in Phudi, unweit der Landeshauptstadt Ranchi, errichtet werden. Ganz dicht dabei liegt die in Zukunft größte Werkzeugfabrik Indiens, die von Moskau aufgebaut wird.

Was die Mission als Entwicklungsarbeit für die junge indische Kirche tun kann, ist – verglichen mit



Die Modellfarm der Goßner-Kirche bei der landwirtschaftlichen Ausstellung in Calcutta

Gesamtansicht des von den Brüdern Thiel und Dr. Junghans betreuten Großstandes

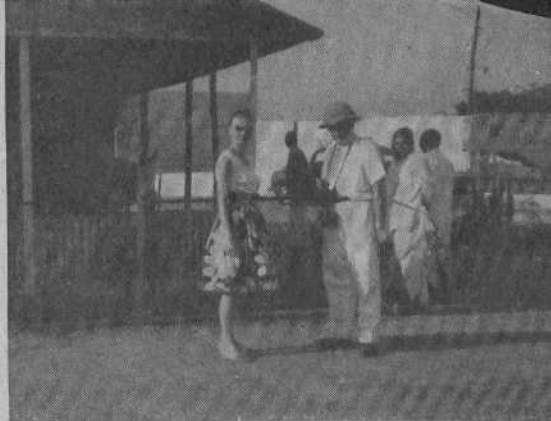






Rourkela macht für Düngemittel Propaganda  
Dr. Junghans und seine Frau

*Am Schluß der Ausstellung erhielten die Brüder Thiel und Dr. Junghans für ihren Pavillon von der indischen Regierung den 1. Preis. Sie wurden beide aufgefordert, beiden Ausstellungen der nächsten Jahre (in Neu-Delhi und Madras) mitzuarbeiten. Gegen Ostern sind beide mit dem ganzen Maschinenpark im Gebiet der Goßner-Kirche eingetroffen.*



der Entwicklungshilfe der politischen Mächte — nur ein Tropfen auf den heißen Stein; aber es ist nicht gleichgültig, aus welcher Hand die indische Kirche diese Hilfe erhält.

Wenn sich die deutschen Missionen dazu entschlossen haben, mit Hilfe der Sammlung „Brot für die Welt“ den jungen Kirchen in der Zeit eines rapiden wirtschaftlichen Umbruchs mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, so wollen sie damit ein Zeichen dafür aufstellen, daß unseres Gottes Barmherzigkeit und Macht nicht an der Schwelle des technischen Zeitalters Halt machen, sondern seine Kirche auch über sie hinweg begleiten und festhalten.

Die Leitung der Goßner-Kirche hat zur Durchführung der geplanten Aufbauarbeit (Hospital Amgaon, landwirtschaftliches Zentrum in Khutitoli, technisches Zentrum in Phudi) einen Verwaltungsrat (Governing Board) eingesetzt, dessen Vorsitz der Pramuks-Adhyaksh der Kirche (Präsident *Joel Lakra*) übernommen hat. Der Schatzmeister wurde von der Goßner-Mission berufen: Ingenieur *Werner Thiel*; den Schriftführer hatte die indische Kirchenleitung zu bestimmen. Sie berief auf diesen Posten Diplomlandwirt Dr. *Junghans*. Wir sehen das als ein gutes Zeichen für das Vertrauensverhältnis zwischen Mission und Missionskirche an.

## 2. Missionshospital Amgaon

Am 2. Januar dieses Jahres trat unser Missionsarzt Dr. *Gründler* mit Frau und Tochter eine Studienfahrt zu zwei Krankenhäusern der Nachbarmissionen an: dem Missionshospital in Khariar, das zu einer amerikanischen Mission gehört, und nach Nowrangapur, wo die von der Breklumer Mission gegründete Jeypurkirche ein großes Krankenhaus errichtet hat. Er hat über diese seine Fahrt ausführlich berichtet und ist für die dabei gemachten Erfahrungen und empfangenen Eindrücke sehr dankbar.

Mit Dr. *Gründler* fuhr auch Schwester *Ursula von Lingen* mit, um in Nowrangapur ihr Sprachexamen in Oriya zu machen. Sie hat die schriftliche Prüfung bestanden, während die mündliche, die sie in der Landeshauptstadt Cuttack ablegen muß, noch bevorsteht. Anfang Mai gedenkt sie nach Amgaon zurückzukehren. Inzwischen hat Schwester *Maria Schatz*, die im Missionshospital zurückgeblieben war, die ganze Verantwortung für den Fortgang der Arbeit allein getragen. Die Erweiterungsbauten, die in Amgaon durchgeführt werden, sind durch eine Wetterkatastrophe in Rückstand geraten. Ein orkanartiger Sturm, begleitet von mehreren Wolkenbrüchen, vernichtete an einem Tage 200 000 zum Brennen vorbereitete Lehmziegel; auch der Garten des Hospitals hat schwer gelitten. Schwester *Ilse Martin* hat ihren Heimaturlaub beendet und steht vor der Wiederausreise nach Indien. Sie fährt am 18. April mit Dampfer „Laos“ von Marseille ab und wird voraussichtlich am 29. April in

Bombay eintreffen. Wir sind ihr für den während ihres Urlaubs geleisteten Vortragsdienst in den Gemeinden sehr dankbar. Es liegen noch viele Einladungen für sie vor; aber ihre Zeit ist abgelaufen, und wir bitten alle Gemeinden, die sie nicht mehr besuchen kann, um Verständnis dafür, daß Schwester Ilse auch dringend in Indien gebraucht und im Missionshospital Amgaon erwartet wird.

## 3. Heimarbeit

Schwester *Hedwig Schmidt*, die nach 24jährigem Missionsdienst in Indien nach Deutschland zurückgekehrt ist, hat sich bereiterklärt, in die Heimarbeit der Goßner-Mission einzutreten. Sie hat den Auftrag, das Kuratorium in der Frage der Jugend- und Frauenarbeit in der Goßner-Kirche zu beraten und im besonderen die Tabitaschule in Govindpur, in deren Leitung sie viele Jahre gestanden hat, zu betreuen. Sie ist nach Maßgabe ihrer Kräfte bereit, auch den Gemeinden mit Vorträgen über die Missionsarbeit in Indien zu dienen.

## 4. Besuche

Pastor Dr. *Peusch*-Rourkela kommt mit seiner Familie Ende Mai dieses Jahres zu einem dreimonatigen Heimaturlaub nach Deutschland.

Bischof Dr. *Manikam* ist von der Universität Halle eingeladen worden, um den Titel eines Ehrendoktors der Theologie entgegenzunehmen. Bei dieser Gelegenheit wird er in der Zeit vom 11.—16. Juni d. J. auch die Goßner-Mission in Berlin besuchen.

Im Anschluß an die 3. Weltkirchenkonferenz in Neu-Delhi im November d. J. haben folgende Delegierte, die der Goßner-Mission nahestehen, die Absicht, der Goßner-Kirche in Indien einen Besuch abzustatten: der Vorsitzende unseres Kuratoriums Kirchenrat Dr. *Berg*-Stuttgart/Berlin, Bischof Dr. *Krummacker*-Greifswald, Generalsuperintendent Dr. *Jacob-Cottbus*, Professor der Landwirtschaft Dr. *Erich Hoffmann*-Halle (Lehrer unseres nach Indien entsandten Bruders Dr. *Junghans*), unser hauptamtlicher Mitarbeiter in der Goßner-Mission Ost, Jugendsekretär *Wolfgang Dietrich Gutsch*. Auch der Leiter des Ev. Pressedienstes, Dr. *Lüpsen*, wird als Gast in der Goßner-Kirche erwartet, die auch noch folgenden für die Arbeit der Goßner-Mission wichtigen Persönlichkeiten in Deutschland eine Einladung übermittelt hat: Bischof Dr. *Dibelius*, Landesbischof Dr. *Lilje* und Oberkirchenrat Dr. *Hübner*, Hannover; Landesbischof Dr. *Dietzelbinger*-München und Oberkirchenrat Dr. *Thimme*-Bielefeld.

Die Goßner-Kirche sieht endlich auch dem Besuch von Dr. *Ohse*, dem Pressereferenten der Aktion „Brot für die Welt“ entgegen, um ihm im besonderen einen Einblick in die begonnene Aufbauarbeit (Missionshospital, landwirtschaftliches und technisches Zentrum) zu geben.

Lokies





MARTIN A. BORRMANN:

## TRAMPEDANK – oder das Glück der Pechvögel

Ganzleinen · 684 Seiten · DM 19,80

2. Auflage

Dr. GERHART POHL im „Telegraf“, Berlin, 13. 11. 1960

„... eine dichte Atmosphäre, die eindringliche Gestaltung skurriler Menschen von gestern, die es gottlob auch heute noch gibt, echten Humor. Sie lesen richtig: Humor ... Das Motiv vom Glück der Pechvögel ist so meisterlich durchgeführt, daß man unter Schmunzeln und Lachen (am Rande der Tränen, versteht sich) weiterlesen muß. Und mit einem Mal wird man froh, immer glücklicher, weil das alles eben stimmt. Hinter den kauzigen Gestalten und dem komischen Geschehen ist eine echte Sinngabe unseres Lebens wieder da. Selbst der Tod verliert den Stachel.“

Dr. HANS STECHE:

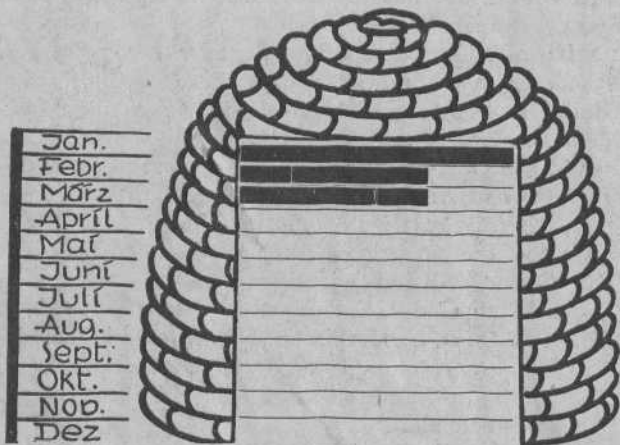
## INDISCHER ALLTAG

208 Seiten · 48 Fotos auf Tafeln · Leinen DM 9,80

„Der Wandel der Welt macht es notwendig, ständig neu zu orientieren, in knapper, brauchbarer Form Sitten und Gebräuche, Alltag und Kultur, Wirtschaft und Religionen des Landes zu zeigen, wie es heute der Wirklichkeit entspricht. Ein neues, konzentriertes Buch über Indien, offenen Herzens und offenen Geistes von einem Kenner des Landes geschrieben.“ — Mit Förderung der Deutsch-Indischen Gesellschaft. —

Diese Bücher schickt Ihnen gerne zu und erfüllt Ihnen auch Ihre anderen Bücherwünsche

BUCHHANDLUNG DER GOSSNER MISSION / Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19-20



## Unsere Gabensammlung

sollte vom 1. Januar bis 31. März 1961

betragen . . . . . 75000,— DM

sie beträgt . . . . . 55691,68 DM

Wir haben zu wenig

gesammelt . . . . . 19308,32 DM

## Unser Gabenkonto:

Gofinersche Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20 oder Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64 / Missionsgaben bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Postscheckkonto 520 50 beim Postscheckamt Berlin-West für Gofinersche Missionsgesellschaft Berlin-Friedenau; Postscheckkonto 1083 05 beim Postscheckamt Hannover für Gofinersche Missionsgesellschaft Mainz-Kastel

Lettner-Verlag, G. m. b. H., Berlin-Dahlem. Einzelpreis DM 0,20. / Druck: Buchdruckerei Walter Bartos, Berlin SW 61.

Bildnachweis: Gossner-Archiv (25), F. P. Kroeger (8)